Das

Badische Land und Volk

geschildert

von

Dr. Josef Bader,

Rat am Großherzogl. Archive zu Karlsruhe, Mitglied des badischen Altertums-Vereins 2c.

Zweiter Band.

Freiburg im Breisgau.

Literarische Anstalt.

1856.

Meine

Fahrten und Wanderungen

im Heimatlande.

Von

Josef Bader.

Zweite Reihe.

Freiburg im Breisgau.
Literarische Anstalt.
1856.

So sehr und gerne wir uns von Jugend auf mit der Geschichte im Allgemeinsten und Allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zulezt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle, uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß gibt. Kommt nun hiezu noch der Reiz des Heimatlichen, so ist der Anteil, welchen wir an solchen Schilderungen nehmen, desto lebhafter und wirksamer.

Nach Göthe.

Vorrede.

Diser zweite Band meiner „Fahrten und Wanderungen" ist unter mehrfach günstigeren Eindrücken geschriben, als es bei seinem Vorgänger der Fall war. Denn leiden wir auch mit allen europäischen Ländern an den Folgen der großen Geldverhältnisse [1]), so haben sich doch in Manchem die badischen Zustände wesentlich gebessert, was wir der Gunst des Himmels und der Obsorge unserer Regierung verdanken.

Es war kein Leichtes, die umgestürzte Staatsmaschine wider aufzurichten und während so weniger Jahre wider in das Ge=

---

1) Es ligt im Entwikelungsgange der Neuzeit, daß die reichen Geldleute beinahe alles bewegliche Vermögen der Bevölkerungen an sich ziehen oder sich dienstbar machen, und ihre Summen fast allein noch an die Staaten leihen, deren Bedürfnisse und Schulden dadurch immer zunehmen. Der kleine und mittlere Bauer aber wird in Folge dessen zum Pächter oder Tagelöhner, der kleine und mittlere Handwerksmann zum Fabrikarbeiter — beide, um den Reichtum ihrer Herren in's Ungemessene zu vermehren.

leise lebenskräftiger Thätigkeit zu bringen. Das Gefühl diser Widerbelebung wirkt wolthuend durch alle Adern der Bevölkerung und beruhiget vielfach über die nächste Zukunft unseres Staatslebens.

Dabei finden wir vile Wunden, welche der politische Parteikampf geschlagen, ziemlich vernarbt, und die öffentliche Meinung über so traurige Verirrungen heilsam geläutert. Ein großer Gnadenact des Regenten in diser Richtung hat neuerdings wider den humanen Geist bethätiget, welcher — als die schönste Familien-Erbschaft, das badische Fürstenhaus von jeher beseelte.

Durch die Auswanderung und Anderes hat sich die Volksmenge [2]) etwas erleichtert; in Vilem ist man nüchterner, sparsamer und practischer geworden; mehrfach hat auch die Sittlichkeit und Religiosität wider zugenommen. Die Regierung erließ bereits Gesetze und traf Anstalten, bereitet auch andere wider vor, welche auf die Minderung und Entfernung der herrschenden Uebel ernstlich und wolmeinend berechnet sind. Dazu kommt das Widergesunden der Kartoffeln, wodurch der gemeine Mann wider in ein befridigenderes Verhältniß seines Erwerbes zu seinem Narungsbedarfe gebracht wird.

---

[2]) Im Jahre 1812 zälte das Großherzogtum Baden eine Million Bewoner, welche Zal — troz der Kriegszeiten, Teuerungen und Auswanderungen, bis 1852 schon auf 1,356,943 stieg. Es ist also unsere Bevölkerung während 40 Jahren um 1 Prozent jährlich gewachsen. Nach diser Steigung nun müßte sie sich innerhalb 60 Jahren verdoppelt haben, und Baden hätte im Jahre 1872 zwei Millionen Menschen zu ernären, wovor uns der Himmel bewahre!

„Baden ist ein Paradis, schrieb ein Reisender [3]) um's Jahr 1816, wo nichts mangelt, was seine Bewoner reich, lebensfroh und glüklich machen kann; ein mildes Klima, ein ergibiger Boden, Akerbau, Wein- und Obstbau, fruchtbare Wisen, herrliches Brenn- und Zimmerholz, schiffbare Flüsse — mit einem Worte, Alles, was der Mensch zu seinem Unterhalte bedarf, ist im reichsten Ueberflusse vorhanden."

„Und dennoch sind die Bewoner dises Landes, der Mehrzal nach, arm und unglüklich. Ueberall ist eine drükende Narungssorge die Hausgenossin des Landmannes; nur grämliche Gesichter blikten mir entgegen und bittere Armut fand ich in den Hütten, welche die reichste Natur umgibt."

„Ist dises noch das Volk, welches man vor nicht langer Zeit noch das glüklichste in Deutschland nannte? Schwer hielt es bei mir, den Versicherungen zu glauben, daß dise Grundstüke so sehr verschuldet und dise fruchtbaren Gefilde beinahe nur von Bettlern bewonet seien."

Wer sich jener Zeiten noch erinnert, wird gestehen, daß dise Schilderung vil' des Wahren enthalte. Die verschidenen Lande, welche unser Großherzogtum bilden, waren durch den langen Krieg, durch Mißjahre und andere Uebel in ihrem Wolstande völlig herabgebracht — und gleichwol hatten sie sich nach wenigen Jahren wider aufs freudigste erholt. Es folgten wider genügliche, glükliche Tage, und Baden erschien wider als das beneidenswerteste der deutschen Länder!

---

[3]) Rosenwall in der Beschreibung seiner Reise durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Wirtenberg (Mainz, 1818), S. 48 des 2ten Teiles.

Diser Rükblik darf uns wol zu der Hoffnung ermutigen, daß die Katastrophe, welche seit 1845 über uns gekommen, nach einem so leidensschweren Jahrzehent ihr Ende erreichen und das badische Volk in Bälde wider zu einer wachsenden Befridigung und Wolfahrt gelangen werde.

Erfüllt mich nun aber dise Hoffnung auch mit den ermunterndsten Gefühlen, so bin ich dennoch weit entfernt, schon jezo in ein Lob unserer Zustände einzustimmen, wie es der zalreiche Chor neugebakener Patrioten fast täglich abzusingen pflegt. Noch gar viles Unkraut wuchert im Lande, noch gar vile Uebel verkümmern uns das Leben im Staate, in der Gesellschaft und Familie!

Denn was verkehrter Diensteifer, gewissenlose Volksverachtung, selbstsüchtiges Jagen nach Ehre und Gewinn, unredlicher Erwerb und tolle Schwindelei in den Geschäften, was leichtfertige Heiraten und Familienwirtschaften; was zumal ein — alle Grenzen seiner Bestimmung so überschreitendes Erziehungs- und Schulwesen [4]), für Mißstände und Verirrungen, für Armut, Not und Unglük erzeugen, das kann wol Niemanden entgehen, welcher noch mit gesunden, offenen Augen in unser Leben blikt.

Allzuoft hat mich dise Schattenseite unserer Verhältnisse und Zustände aus dem ruhigen Gange meiner Beschäftigung aufgeschrekt und zu Betrachtungen geführt, welche mir die

---

[4]) Unsere Jugend erligt geistig und körperlich den steigenden Anforderungen der Schule, während die häusliche Erziehung mehr und mehr eine durch älterliche Affenliebe oder Fahrlässigkeit verkehrte und unverzeihliche wird.

Seele mit den trübsten Bildern der Zukunft erfüllten. Ich hatte nur immer zu schaffen, mich aus dem Gedränge solcher Anschauungen [5]) auf eine Höhe emporzuheben, wo mir freiere Blike auf das Ganze unseres Lebens gegönnt waren.

Hier glaubte ich, unter allem Widerstreite so viler betrübenden und trostlosen Einzelheiten, einen ruhigen Schritt zum Bessern zu gewahren. Dises erhob meine Hoffnung und ermunterte mich auch in der Fortsezung eines Werkes, welches den Zwek hat, im Gewande angenehmer Unterhaltung ein Schärflein beizutragen zum Besserwerden im Lande.

Daher schreibe ich meistens nicht für Gelehrte, welche in ihrer Getrenntheit vom Leben des Volkes einen ganz andern Maßstab an die Bücher legen, als meine Leser es thun. Ich möchte die edlen Metallgewinne gelehrter Forschung und wissenschaftlicher Begründung in Landmünze verprägen und gangbar machen.

In disem Bestreben hat mich die Aufnahme befestigt, welche der erste Band gefunden. „So solle ich fortfahren, in solcher Weise an Gestalt und Gehalt" — eine Anerkennung,

---

[5]) Daher wird der billige Leser es mit Nachsicht zu deuten wissen, wenn er in meinen Darstellungen öfters etwas starke Ausdrüke findet und in deren Hintergrunde einen tiefen Widerwillen gegen Systeme und Handlungsweisen wahrnimmt, welche zuerst von der philosophischen und politischen, sodann von der staatsökonomischen und Geschäftsschwindelei hergekommen. Man kann sich menschlicherweise in seinen Anschauungen manchmal sehr irren; wer es aber redlich mit seinem Vaterlande meint, darf auf die Gefahr hin, daß ihm widersprochen werde, sich wol auch erlauben, seinem Herzen öffentlich ein wenig Luft zu machen.

deren Zuruf ich mit dem Bekenntniß' erwidere, daß mir kein Vergnügen über die Arbeit gehe, unsere Oertlichkeiten kennen zu lernen, ihre Geschike in's kleinste Einzelne zu erforschen und aus den Ergebnissen recht anschauliche historisch-topographische Bilder zu entwerfen.

Nun gibt es freilich mancherlei gescheide und gebildete Leute, welche nicht begreifen wollen, was Bücher von der Gattung des gegenwärtigen für einen Nutzen gewähren können — ein solch' Gemengsel von kleinlichen, am Schollen meist unbedeutender Oertlichkeit klebender Geschichten!

Noch unlängst hörte ich Jemanden mit spöttischer Geringschäzung fragen: welches Interesse es denn habe, zu wissen, wie's vor etlichen hundert Jahren etwa in Grünenwinkel ausgesehen? Und gleich darauf unterhielt sich derselbe Mann mit zwei Gewerbsleuten — als gelte es einen Gegenstand entschiden practischen Wertes, auf's Ernstlichste über die Vervollkommnung von Erzeugnissen der Botichomanie!

Dises genüge, um die selbstsüchtige Einseitigkeit solcher Tadler zu bezeichnen, für welche nichts einen Wert hat, was ihren Interessen nicht dienet. Wir überlassen sie getrost ihrer Weisheit und freuen uns des geschichtlichen Sinnes, wie er in vilen Landesteilen noch herrscht und sich forterbt.

Ueber einen andern Tadel aber, welcher mein Buch von wolwollender Seite trifft, habe ich zur Vorrede des ersten Bandes etliche Worte nachzutragen. Man will in meiner Rükkehr zur altdeutschen Schreibweise eine nuzlose, störende, ja lächerliche Neuerung erbliken. „Schreiben wir, höre ich sagen, unsere Sprache, wie sich dieselbe in ihren Schriftwerken bisher entwikelt hat! Das ist maßgebend und

reichet für jeden hin, dem Inhalte nach richtig und verständlich zu schreiben, worin die Hauptsache besteht. Es gibt eine ziemlich geregelte, allgemein angenommene deutsche Wortschreibung — bleiben wir dabei."

Aber, bis vor hundert Jahren hatte sich das Schriftdeutsche auch entwikelt, warum blieben wir nicht dabei? Warum haltet man's für falsch und garstig, etwa wie damals „Volkh, Werckh, Eitelkheith, Beschwehrde" zu schreiben? Es würde den Leuten ein Gräuel sein, neben Muth noch Werkh zu lesen; und doch aber ist das h, welches man in „Rath, Muth, Theil, Wohnung" so sehr verteidiget, keinen Deut mehr wert, als das h in obigen Wörtern.

Die rechte Wortschreibung soll — den verschidenen Mundarten und dem wechselnden Sprachgebrauche des Alltagslebens gegenüber, die Bewahrerin der Reinheit und Ursprünglichkeit der Wörter sein, d. h. sie soll das Unveränderliche und Wurzelmäßige darin erhalten. Dadurch bleibt sie ein sicherer Anhalt für die Sprechsprache, welche sich sonsten in's Willkürlichste verirren würde, und das einzige Mittel, wodurch man aus der Gestalt zusammengesezter Wörter sogleich ihre Begriffe erkennt.

„Unsere Altvordern, sagt schon Platen, erfreuten sich einer richtigen und der deutschen Aussprache vollkommen angemessenen Rechtschreibung. Wir haben uns aber in barbarischen Jahrhunderten eine Last von Verkehrtheiten aufgebürdet, welche sich freilich nicht mit einem Male abschütteln lassen, wenn dem Auge nicht zu vil Gewalt angethan werden soll. Schwerlich indessen kann einem Schriftsteller die Befugniß abgesprochen werden, völligen Unsinn auszumerzen."

Wirklich ist's bei den Meisten nur die Gewonheit des Auges, was sie verhindert, der Ausmerzung einer sinnlosen Schreibweise beizustimmen. Auf dises geringfügige, vorübergehende Hinderniß aber wird man wol keine längere Rüksicht mehr nehmen wollen, nachdem die Zweifel und Anstöße wichtigerer Art so ziemlich beseitiget sind.

Denn die Frage, ob eine wurzelmäßige Wortschreibung in unserer Sprache durchzuführen sei, ligt bereits so befridigend beantwortet vor mir, daß ich den betretenen Weg getrost verfolgen darf [6]). Auch gewahre ich mit Vergnügen, wie derselbe von Schriftstellern aus den verschidensten Gegenden Deutschlands ebenfalls eingeschlagen wird.

Ich sehe eine nahe Zukunft voraus, wo die Widereinführung der unnüzen Dehnungsbuchstaben das Auge des Lesers ebenso stören würde, als ihre Weglassung es jezo stört. Und hoffentlich wird inzwischen auch die Herrschaft der unnötigen Fremdwörter [7]) zu Ende gehen mitsammt der anderen Abgeschmaktheit neumodischer Verdeutschungen, welche weder im Geiste, noch in den Wurzeln unserer Sprache irgend eine Begründung haben.

---

[6]) Anderes übergehend verweise ich hier allein auf die treffliche Schrift Dr. Andresen's „über deutsche Orthographie (Mainz, bei Kunze, 1855)."

[7]) Am meisten werden dise durch die Zeitungen eingeschmukelt und gepflegt, was um so schädlicher wirkt, da der größte Teil unserer Bevölkerungen gerade nur der Zeitungssprache zu folgen pflegt. Es ist unverzeihlich, wie manche deutsche Zeitungsschreiber ihre reiche Muttersprache durch den eitlen Schmuk gelehrt lautender Fremdwörter tagtäglich verunstalten und schänden.

Daß unsere warhaft herrliche Muttersprache in ihrer schriftmäßigen Reinheit und Würde wider hergestellt werde, ist eine Ehrensache der Nation. Und hierin ligt eine Aufforderung an jeden Deutschen, welcher dafür einen Sinn hat, zur Verwirklichung diser Widergeburt in seinem Kreise das Seinige möglichst beizutragen.

Denn, von aller einstigen Herrlichkeit — was ist uns Anderes so ganz gebliben, wie unsere Sprache? Was von all' dem Unserigen wird uns überdauern, als sie? —

Und nun, lieber Leser, meinen Freundesgruß mit dem herzlichsten Wunsche alles Guten! Gefällt es dem Himmel, mich gesund und munter zu erhalten, so hoffe ich, auf weiteren Fahrten und Wanderungen durch unser schönes Baden noch manchen Landsmann persönlich zu begrüßen, um aus seiner Erfahrung und Ortskenntniß neue vaterländische Belehrung zu schöpfen.

Karlsruhe, im November 1855.

Der Verfasser.

Inhalt

der zweiten Reihe.

Von

Karlsruhe in die Umgegend.

1854.

Inhalt.

Gottesau, Rükblik auf seine Schiksale. Durlach, Lage der Stadt; der Dichter und Archivar Drollinger. Grezingen, Geschichte des Schlosses auf dem Turmberge und der Augustenburg; Beschreibung des markgräflichen Gutes daselbst. Baden-Baden, sein landschaftlicher und geschichtlicher Reichtum, das alte Schloß, der Hermannstag 1809; die Stadt während des Mittelalters; das Badewesen, Geschichte desselben bis in die neuere Zeit; die Promenade, das Hazardspil; der alte Kirchhof mit dem steinernen Christusbilde.

Gottesau.

Auf der erhöhten Trinkhalle des grünen Hofes erwartete ich den Freund, mit welchem ein Ausflug in's nahe Pfinzthal verabredet war. Der herrlichste Morgen verbreitete sein frisches, seelenermunterndes Licht über die kleine Landschaft, deren Bilder in lieblichem Wechsel vor meinem Blike lagen und ihn angenehm beschäftigten.

Zwischen dem belebten Vordergrunde des Friderichsthores, der Kriegsstraße, der Eisenbahn-Barrieren, des Gestütthofes und den hohen Platanen diser Allee lachte ruhig die blühende Wisenau zu beiden Seiten des weidenbegrenzten Bahndammes; mit blizenden Schlaglichtern ragte das Mittelgebäude von Gottesau stattlich über die reichen Baumgruppen der Umgebung hervor, und stolz erhob sich hinter ihm der Turmberg in seinem bläulichen Nebelflore. Das ganze Bild schwebte in bescheidener, leise fesselnder Anmut.

Dise freundliche Aussicht und die Nähe des Bahnhofes mit dem Lagerhause verleihen dem grünen Hofe einen eigenen Wert, wodurch der altbekannte Erholungs- und Vergnügungsort, bei der Freundlichkeit seiner Räume und Anlagen, zu einer der besuchtesten Wirtschaften im Umkreise der Residenz geworden.

Ich empfand es auch hier wider lebhaft, daß Karlsruhe in seinen nächsten Umgebungen wol Etwas besize, dessen sich wenig andere Städte erfreuen dürften — ein Etwas von

stiller, lieblicher Natur und geschmackvoller, bequemer Anlage, welches den Freund solcher Aufenthalte unvermerkt immer mehr gewinnt und befriedigt.

Als mein Erwarteter angelangt, verfolgten wir den angenehmen Pfad am Bahndamme hin bis zur Wolfhartsweiler Straße, welche denselben bei Gottesau kreuzt. Hierauf gieng's dem Walde zu, von dessen dunklerem Grüne der gottesauische Wisengrund mahlerisch besaumt ist.

Dise Gegend, welche durch ihren Anbau in neuerer Zeit so heiter geworden, bildete ehedem einen feuchten Bruchwald zwischen der Hard und dem Gebirge, mit größeren und kleineren Auen oder Riedpläzen. Sie gehörte zum Erbe desjenigen Zweiges der Grafen von Eberstein, welcher zu Hohenberg hauste und 1110 die Benedictiner-Abtei Gottesau stiftete. Das eberſteinische Besiztum ward aber eine Beute der verwandten Markgrafen von Baden, deren Herrschaft sich schon im 13ten Jahrhunderte über Durlach, Grezingen, Rindheim und andere benachbarte Dörfer erstrekte [1].

Gottesau erreichte eine Dauer von fünf Jahrhunderten. Das Leben seiner Brüdergemeinde gleicht in ihren wechselvollen Geschiken einer Persönlichkeit, deren anfänglich freudiges Auftreten, durch fremde und eigene Schuld, sich bald in einen tragischen Kampf mit inneren und äusseren Feinden verwandelt, und welche endlich — verarmt, verjagt und verfolgt, mit lezter Anstrengung, aber vergeblich, die verlorne Heimat wider zu gewinnen sucht [2].

Nachdem das Haus von Baden-Durlach die Abtei — als Schuzherr derselben, schon 1556 aufgehoben, hatten die Versuche der vertriebenen Mönche für ihre Widerherstellung nur geringe Erfolge, und endlich bestätigte der westfälische

---

[1]) Vergl. meine Schrift: Markgraf Rudolf I von Baden.

[2]) Dieses traurige Geschik erzählt Leichtlen in der Gottesauer Chronik (Karlsr. 1810).

Fridensschluß die Markgrafen im Besize der Klostergüter auf immer. Gottesau erschien sofort als ein fürstliches Kammergut und erhielt nach dem Brande von 1689 das gegenwärtige schloßartige Hauptgebäude, dessen geschmakloser Baustyl lebhaft genug an die Zeiten Ludewigs **XIV** erinnert.

„So ändern sich die Zeiten", rief der Freund nach meinen Bemerkungen über das alte Gottesau, indem wir einen Blik auf das neue zurückwarfen und den Soldaten zusahen, welche an der Südseite des Gebäudes verschiedentlich beschäftigt waren. „Wo einst nuzlose Mönche den Schweiß des Landmannes üppig verzehrten, leben jezt Söhne des Kriegsgottes in strenger Zucht ihrem eisernen Dienste."

Es wäre auf dise Vergleichung wol etwas bitter Treffendes zu erwidern gewesen; ich unterdrückte es aber und suchte für den Ausdruck meiner Gedanken einen anderen, mir entsprechenderen Weg.

„Wenn Klöster in Kasernen und Fabriken, Kirchen in Magazine und Komödienhäuser verwandelt worden, so ligt hierin ein sprechendes Bild von den Veränderungen, welche die Zustände unseres Landes seit drei Jahrhunderten zu erleiden gehabt. Und doch dürfte es auf einer Täuschung beruhen, wenn man dise Veränderungen rüksichtlich des Menschen an sich für so wesentlich hält."

„Zwischen uns und unsern Voraltern im Zeitalter der Kirchentrennung, der Bauernempörung, des 30jährigen Krieges — verschwindet bei näherer Betrachtung ein Unterschied nach dem andern bis auf die leicht beirrende Verschiedenheit in der Menge von Nebendingen und Aeusserlichkeiten."

„Ueberhaupt ist seit dem Beginn' der Geschichte, unter allem Geschikeswechsel der Völker, unter allen Fort- und Rükschritten ihrer Kultur, das menschliche Herz, die Quelle des Guten und Bösen, das gleiche gebliben, und Kain's blutige That hat sich — in grenzenloser Vervilfältigung durch den Lauf der Jahrhunderte ununterbrochen fortgesezt."

„Der große Brudermord im Drama der Menschheit — er konnte selbst durch's Evangelium nur gemildert werden. Deuten ihn ja die Naturforscher nach den ewigen Gesetzen der Schöpfung; sagen sie ja, daß er notwendig sei!“

„Selbst die Geschichtforscher, sonst so sehr geneigt, der freien, vernünftigen Willensthätigkeit des Menschen kein geringes Gebiet einzuräumen, fangen an, die Veränderungen, welche sich im Leben der Menschheit mit Völkern und Staaten, Geschlechtern und Gesellschaften ergeben, einer naturnotwendigen, in ewigem Kreislaufe befangenen Entwikelung zuzuschreiben, deren Geseze sie in den Büchern der Geschichte immer deutlicher zu entdeken glauben. Schon taucht die Ansicht auf, als müsse das endliche Ergebniß ihrer Forscherarbeit zu einer Darstellung führen, worin die Thatsachen des Geschehenen nur als namentliche — persönliche und örtliche Bewährung jener allgemeinen Geseze zu erscheinen hätten. Dises aber verträgt sich wenig mit Lessings schönem Gedanken.“

Hieran knüpfte sich eines jener Gespräche, wie sie zu allen Zeiten zwischen vertrauteren Freunden entstehen, wenn es zu den Fragen über die höchsten Dinge und die lezten Gründe kommt. Von dem kühnen Fluge aber kehrte die Seele ermüdet zurük und rettete sich bescheiden hinter Hebels einfache Worte:

Bis du brav un halt di wol!

Verhalte sich's mit dem Fortschritte der Menschheit, wie ihm wolle — der einzelne Mensch hat sein Pfund, womit er wuchern soll. Was im Allgemeinen und Ganzen an fortschreitender Vervollkommnung nie zu erreichen sein mag, das erringen Einzelne an erhöhter Kraft, an veredelter Bildung. Das Herrlichste hat sich so entwikelt und unberechenbar wolthätig auf Mit- und Nachwelt gewirkt.

Denn wie Viles und Großes der Mensch mit seinen Gaben vermöge, wenn er den rechten Glauben daran hat, wenn er

gute Beispile auf sich wirken läßt und seine Willenskraft im Dienste des Guten redlich aufbietet und übet — davon liefert mir die Geschichte Beweise genug. Und auch in der eigenen Lebensschule habe ich mich erfreulichst von der Wirksamkeit überzeugt, welche ein entschidener, vernünftiger Wille den inneren Triben und äusseren Umständen gegenüber zu erlangen vermag.

Das Leben ist hart und grausam, oft kaum erträglich; deine Seele bäumt sich unter der unverdienten Last und will Fragen an die Vorsehung stellen. Vermessener — brauchst du zu wissen, wofür das Böse, der Schmerz, das Unglük in die Welt gekommen? Du hast deinen Anker im eigenen Herzen. Glaube an deinen göttlichen Ursprung, an den Heiland deiner Kirche, strebe und arbeite, und verlasse dich selber nie!

Durlach.

Wir hatten indessen Durlach erreicht und traten durch das alte Basler Thor, welches mancherlei Erinnerungen einer früheren Zeit erwekte, in die ehemalige Residenz unseres Fürstenhauses, in die bescheidene Vaterstadt des bescheidenen, obwol so trefflichen und vilfach verdienten Drollinger.

Drollinger? höre ich den Leser wiederholen. Ich hätte ihm dise Frage durch den Namen Posselt ersparen können; es ist ja aber gerade meines Amtes, das Gedächtniß gewisser Vergessenen zu erneuern. Denn selbst von den Durlachern werden's wol wenige noch wissen, wer jener Dichter war, welcher kurz vor der melac'schen Zerstörung ihres Heimatortes daselbst zur Welt gekommen.

Und schlägt Einer oder der Andere das allgemeine große Hilfsbuch — die einzige Quelle so mancher Gelehrsamkeit, gelegentlich nach, was findet er? Die magere Grabschrift: „Drollinger, geboren zu Durlach 1688, markgräflich ba-

discher Hofrat und Archivar, für seine Zeit ein anmutiger, correcter Dichter, starb am 1ten Juni 1742."

Ein Dichter — das war Drollinger, und nicht blos ein anmutiger, sondern auch ein ernster, gewichtiger. Er besaß ein lebhaftes Gefühl für das Tiefe und Erhabene, und rang glücklich mit den Schwierigkeiten der Sprache, um es in gedigener Kürze auszudrüken. Seine Gesänge auf Gott und die Unsterblichkeit, seine Nachbildungen etlicher Psalmen und Aehnliches enthalten Gedanken, Bilder und Anschauungen, welche seinen höheren Dichterberuf laut beurkunden.

Wird nun Drollinger in jenem Artikel des Universal-Lexicons auch als „correcter" Dichter bezeichnet, so hat dis unscheinbare Wort hier einen sehr bedeutenden Sinn.

Wir wissen, in welche geschmaklose Verflachung die oberdeutsche Dichtkunst nach ihrer Blühtezeit im 13ten und folgenden Jahrhunderte allmählig versank, und wie lange es hierauf in ganz Alemannien an Männern mangelte, welche fähig waren, ihre dichterischen Regungen in einem erträglichen Deutsch auszudrüken.

Das aber war's nicht allein, auch die deutsche Prosa sank bis zur Ungenießbarkeit herab, seit die besseren Geister sich mit der Nachahmung altklassischer Werke beschäftigten und in den öffentlichen Schriften das Latein mit glüklicher Handhabung die herrschende Sprache geworden.

Bis in die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts hatte man bei uns ein bündiges, kraft- und klangvolles Deutsch geschriben; es wurde aber gerade von Denjenigen verdrängt, welche gebildet schreiben wollten, während noch mancher „einfältige" Mann für seinen Hausgebrauch der alten Art und Weise auch im Schreiben getreu blieb.

Eine sinnlose Wortschreibung, breite, in einander geschachtelte Säze, geschmaklose Anhäufung von Eigenschaftswörtern und ein eitles Gepränge mit fremden Ausdrüken — das bezeichnete unsere Schreibart, wie sie nach jenem Zerfalle

allgemein herrschend geworden. Da erschien im Nordosten des Reiches für die deutsche Sprache das Dämmerlicht einer neuen Morgenröte, leider freilich von einer Seite, woher auch neuer Schaden kam.

Ursprünglich slavische Bevölkerungen, von germanischen Waffen und Interessen unterjocht, rächten sich an ihren Besigern dadurch, daß sie im Deutschen ihre Schulmeister wurden. Mit unglaublicher Gedankenlosigkeit gab sich ganz Deutschland in seiner Schriftsprache dieser Verführung hin, und hiedurch konnte es kommen, daß sich unser gutes Deutsch in ein Joch fügte, welches häufig gerade das Eigentümlichste seines Wesens vertilgte.

Nachdem aber der Nordosten schon lange seinen Opiz gehabt, wurde den armen Alemannen im Südwesten von sächsischen und preußischen Kunstrichtern noch fortan „aller Begriff des Geschmakes und Wolklanges in der Beredsamkeit und Dichtkunst" verächtlich abgesprochen. Hofmannswaldau und Lohenstein beherrschten ganz unsere süddeutschen Dichter und ließen sie fast nirgends zu einer selbstständigen Entwickelung gedeihen.

In dieser trüben Zeit (seit Opiz ein ganzes, seit Lohenstein ein halbes Jahrhundert) wurde am Pfinzflusse der Mann geboren, welcher zuerst wider den Beweis lieferte, daß in Alemannien der alte ächte Sängergeist keineswegs erloschen sei. Drollinger schlug in seine Saiten — und höret, welche Töne er ihnen zu entloken verstund!

Ode auf die Musik.

Auf, rühret euch, ihr muntern Saiten,
Und flammet meine Geister an,
Damit ich euern Trefflichkeiten
Ein würdig Opfer bringen kann.
Wer ist's, der nicht in Wollust schwimme,
Wenn euer himmlisches Gestimme
Durch unsrer Sinne Tiefen bricht?

Ihr tönet schon, ich bin entzücket.
Wo werd' ich von euch hingerücket?
Welch' eine Regung fühl' ich nicht!

Gleichwie die Königin der Büsche,
Wenn sie des Lenzes Anmut fühlt,
Mit wundervollem Tongemische
Durch die erfreuten Lüfte spilt,
So steiget ihr und sinket wider.
Bald lasset ihr euch sanfte nider,
Bald stürmet ihr mit Macht herbei;
Ihr spilet streng, ihr spilet schöne,
Ihr mischet eure Zaubertöne
Mit tausendfacher Schmeichelei.

So lernen wir durch Lust und Grausen,
Wie mächtig eure Züge sei'n.
Bald herrschet sanft ein lieblich Sausen
Und wieget uns in Wonne ein,
Bald werden wir durch euer Schallen
Mit Furcht und Schreken überfallen,
Bald wekt ihr unsern Geist und Mut,
Bald aber fügt es euer Wille,
Daß unter einer holden Stille
Der Sturm der Sinne wider ruht.

Drum bleiben eure werten Spile
Das beste Labsal unsrer Brust,
Sie weken in uns die Gefühle
Von süßer Paradises-Lust.
Ermuntert euch, gepris'ne Saiten,
Verdoppelt eure Lieblichkeiten,
Womit ihr Herz und Sinne zwingt!
Wie aber — hör' ich nicht Climenen
Mit ihrer Stimme Wundertönen?
Ihr Saiten, schweigt — Climene singt!

Hätte Drollinger mit der Veröffentlichung seiner Gedichte nicht so bescheiden gezögert, so würde er in der Geschichte der deutschen National-Literatur die Stelle Hallers einnehmen, das heißt die vorderste unter den Namen, womit

bei uns Oberdeutschen die neue Zeit in Sprache und Dichtkunst begann. Denn er dichtete früher als sein schweizerischer Freund, aber erst 1743, nachdem ihn schon der Tod überrascht hatte, kam die Sammlung seiner dichterischen Erzeugnisse heraus [3]).

Das Studium der deutschen Sprache hatte sich Drollinger eigentlich zum Geschäfte gemacht. Mit den alten Klassikern war er schon auf der Schule vertraut geworden, die Urkunden seines Archives aber führten ihn zum Altdeutschen [4]), während ihm die besseren Werke deutscher, französischer und englischer Schriftsteller seiner Zeit zum Vorbilde dienten. Darnach reinigte und verbesserte er seine deutsche Schreibart, und ließ dise mühsame Arbeit sich niemals zu sauer werden.

„Es fehlt mir, schrieb er 1739 an Gottsched, nicht an Ernst und Eifer, mich (in der Sprache) zu verbessern; aber bei so einem betagten Schwaben geht es schwer, den alten Sauerteig völlig auszufegen."

Durch dise Bemühungen indessen erreichte Drollinger die „correcte" Schreibart, welche — mit geringen Ausnahmen, so rein und wolklingend lautet, als gehöre sie einer schon besseren Feder unserer Tage an [5]). „Wie sein Leben war, sagt Spreng, also ist sie lauter, sanft, gleichflüßig, wolgeschlossen, von kurzen Säzen und reicher an Sinn als an Worten."

Die vorzügliche Stelle, welche Drollinger als Dichter einnahm, behauptete er auch als Staatsdiener. Denn der

---

[3]) „Herrn C. F. Drollingers, weiland hochfürstl. baden-durlach. Hofrats und geheimen Archivhalters, Gedichte, sammt andern dazu gehörigen Stüken, wie auch einer Gedächtnißrede auf denselben von J. J. Spreng (D's langjährigem Freunde), Basel 1743."

[4]) Er legte ein Glossarium dafür an, welches noch vorhanden ist.

[5]) Wie sehr er sich in seiner Schreibart verbesserte, zeigt eine Vergleichung seiner von Spreng herausgegebenen Schriften mit seinen Artikeln in Iselins Lexicon (über Baden, Badenweiler, Hochberg, Röteln und Zäringen), welches schon 1727 erschien.

treue, dienstbeflissene Mann führte nicht blos den Titel eines Hofrates, sondern war thatsächlich in mancherlei Landes- und Regierungssachen der Ratgeber seines Fürsten, welcher ihn mit dem größten Vertrauen beschenkte und gerne „den Eifrigen" zu nennen pflegte.

Als Archivar aber strebte Drollinger weit über den gewöhnlichen Begriff seines Dienstkreises hinaus. Es konnte ihm nicht genügen, blos ein gewandter Registrator zu bleiben; der gründliche Altertums- und Geschichtskenner erblikte in seinem Archive nicht den todten Aufbewahrungsort, sondern eine Gelegenheit zu wissenschaftlichen Studien und Arbeiten, zunächst für die Lösung staatsrechtlicher Fragen [6]), alsdann für die einheimische Hauses- und Landesgeschichte [7]).

Es gab damals Herren am markgräflichen Hofe, welche auf die Bestrebungen Drollingers für die Landesgeschichte mit Geringschäzung herabsahen. Wären es Leute von staatsmännischem Geiste gewesen, so hätten sie gewußt, daß in einem Land' und Volke die Vertrautheit mit den Schiksalen der Voreltern, mit den Beispilen und Lehren der heimatlichen Geschichte, ein Hebel sei, dessen sich die Regierung im Interesse geseзlicher Ordnung, vernünftigen Fortschrittes und tüchtiger Bildung auf's erfolgreichste bedienen könne.

Endlich war Drollinger ein Mann von ächt deutscher Gesinnung und ächt christlicher Redlichkeit — ein practischer Weiser, welcher allgemein ebensosehr geliebt als geachtet wurde. Der treue arbeitsame Diener seines Fürsten, welcher aus Bescheidenheit in seinem Range nicht höher steigen wollte, huldigte

---

[6]) „Man darf versichern, daß er dem fürstlichen Hause mit seiner Feder Land' und Leute erfochten und beschüzt, und daß er der erste gewesen, welcher die Lehensrechte und Herrlichkeiten desselben aufgeheitert und befestiget." Spreng.

[7]) Ich habe seinen „Versuch einer Historie des fürstl. Hauses Baden" vor mir — eine ebenso gründliche als fleißige Arbeit, welche aber leider nur bis zu Rudolf I reicht.

ebenso bescheiden und eifrig auch den Lehren des Evangeliums, indem er die Menschenliebe als erstes Gesez erkannte und bedürftige, Rat oder Hilfe suchende Mitmenschen nach Vermögen im Stillen werkthätig unterstüzte.

Es möge wörtlich hier stehen, was sein Lebensbeschreiber in diser Beziehung von ihm sagt. „Wenn Drollinger dergleichen Leute sich nähern sah, kam er ihnen mit seiner Herzensgüte gleichsam zuvor, versicherte sie mit aufmerksamstem Mitleiden und unter dem Sigel tiefster Verschwiegenheit seiner Theilnahme, und leistete in der Folge gewöhnlich noch mehr, als er versprochen. Denn nicht nur unterstüzte der Treffliche dieselben mit Rat und Trost, mit seinem überall vilvermögenden Fürworte, sondern öfters auch mit barem Gelde, zu welchem Zweke er stets einen gewissen Theil seines jährlichen Einkommens zurüklegte" [8]).

So gehörte diser bürgerliche, stille und anspruchslose, neben den prunkenden Höflingen so gering scheinende Mann zu den seltenen Persönlichkeiten, in deren Wesen jene glükliche Uebereinstimmung reicher Eigenschaften herrscht, wodurch sie als gelungene Werke der Natur, Erziehung und Selbstbildung erscheinen.

Wie bedauerlich nehmen sich neben solch' einem ganzen Manne diejenigen aus, welche ihre Dienstbefähigung und Stellung für hinreichend halten, um eine mehrseitige Bildung, eine leutselige Umgänglichkeit und andere Eigenschaften der Humanität hinten an sezen — ja, verachten zu dürfen! Vor allem Andern daher sollte man der vaterländischen Jugend, welche sich dem öffentlichen Dienste widmet, Characterbilder, wie uns Drollinger eines geschenkt, als Beispile der Nachahmung empfehlen.

---

[8]) S. F. Gehres in seiner Lebensgeschichte D's (im 2ten Theil der Durlacher Chronik, S. 143), wo auch die literärischen Nachweisungen über den Dichter zu finden.

Die Lage von Durlach ist eine sehr glückliche. Nachdem die Pfinz aus ihrem lieblichen Thal' in die Ebene hervor getreten, macht sie eine starke Beugung, um ihren nördlichen Lauf zu gewinnen. Zwischen diser Beugung nun und dem Fuße des Gebirges ruht die kleine, mittelalterlich eng und unregelmäßig gebaute Stadt, umgeben von lachenden Wisen und reichen Gemüse-, Obst- und Weingärten.

Einen besonders lieblichen Anblik gewähren die nächsten und entfernteren Höhen hinter der Stadt, wie sie in wechselnder Gestaltung sich von wolbebauten Abhängen zu waldbedekten Rüken und Scheiteln erheben. Der Turmberg aber mit seinem stolzen Römerbaue zieret das kleine Landschaftsbild auf eigentümliche Weise und würde noch ein größerer Schmuk desselben sein, wenn er oben, um den Turm her, einige Baumgruppen zeigte. Denn jedem Auge muß diser Bergscheitel in seiner jezigen Blöße vil zu kahl erscheinen.

Da neben den breiten, ebenen und immer trokenen Fußwegen der stattlichen Durlacher Straßen-Allee durch Hauderer und Eisenbahn auch die bequemste Fahrgelegenheit geboten wird, so ist Durlach an Sonn- und Feiertagen ein gewöhnlicher, starkbesuchter Ausflugsort für die Bevölkerung von Karlsruhe. Selbst während der Woche erhält es mancherlei Besuche aus der Residenz, wo Diser und Jener standhaft der süßen Gewohnheit frönet, täglich sein Schöpplein in der munteren Pfinzstadt zu holen.

Die Durlacher dagegen — wo ließe sich der oder jener von ihnen das lange Jahr hindurch in einer Karlsruher Wirtschaft erbliken! Sie kommen, machen ihre Geschäfte ab und kehren trokenen Gaumens wider nach Hause.

Es ist aber eine allgemeine, sehr erklärliche Erscheinung, daß ehemalige Residenzen gegen Städte, zu deren Gunsten sie ihren Hof verloren, einen erblichen Widerwillen besizen. Und wenn es überdis Orte sind, welche sich auf eine ansehnliche Gemarkung und ein namhaftes Stokvermögen stüzen, so

mischet sich in dise Abneigung auch noch Anderes, was nicht geeignet ist, die alten Residenzler geschmeidiger und zuthunlicher gegen die neuen zu machen.

Durlach hat den großen Vorzug einer solchen Gemarkung. Dieselbe war durch alle Zeiten der Drangsale, Unfälle und Mißgeschike, womit die gute Stadt jeweils heimgesucht worden, eine Quelle der Erhaltung und des widerkehrenden Wolstandes. Denn sie umfaßt so vile Gemeinde- und Privatgüter, daß jede Familie bis zum geringsten Taglöhner herab (teils eigentümlich, teils als Almendgenuß) ihre Aeker, ihren Weinberg und Garten besizt.

Es ist daher begreiflich, daß an Sonn- und Feiertagen, wo der Karlsruher sich gerne auswärts erholt, der sparsam und mäßig erzogene Durlacher seine Felder, seine Gärten und Weinberge besucht, um sodann Abends in den einheimischen Wirtschaften einen bescheidenen Trunk zu thun, wo sich das Gespräch meistens zwischen den Gegenständen und Interessen der Landwirtschaft bewegt.

Könnte man tadeln, daß die Durlacher, troz einem naheligenden trefflichen Vorbilde, ihren Weinbau wenig veredeln, so verdient andererseits ihre Gärtnerei, welche sie auf dem günstigen Boden mit großem Fleiße und sichtbarer Vorliebe betreiben, alle Anerkennung. Beinahe jeder Gewerbsmann beschäftigt sich nebenbei mit derselben, woher es kommt, daß der Karlsruher Wochenmarkt mit den meisten und besten Gemüsen von Durlach aus versehen wird.

Bei disen Verhältnissen hat die ehemalige Residenz neben ihrem gewerblichen vorherrschend einen landwirtschaftlichen Character gewonnen, welcher sich besonders im Früh- und Spätjahre an den Werktagabenden kundgibt, wenn ihre Straßen durch die Heimkehr der Leute mit Viehzügen und Feldgeschirren manigfach belebt sind.

---

und Albgau, eine Unterabtheilung des Ufgaues und gehörte mit demselben dem Hause der Grafen von Kalw an, welches in disen Gegenden durch seine Verdienste um Kirche und Staat der vorherrschende Adel geworden.

An den Grenzmarken der — obgleich besigten und unterworfenen, doch immer noch unruhigen und gefährlichen Alemannen mußte die Verwaltung der Gaue in der Hand verläßiger Geschlechter sein; ein solches aber waren die Grafen von Kalw und Eberstein, welche aus einer Wiege stammten. Um nun die Alemannen gehorsam zu machen, hatte man sie vor Allem zu christianisiren. Dem Grafen des Ufgaues lag es also besonders ob, den Wächter des jungen Evangeliums an der alemannischen Grenze zu machen.

Dises deutet auch die alte Sage an, wenn sie erzählt, wie der Teufel das neubekehrte Volk des Murg- und Osthales zum Rükfalle in's Heidentum verführt habe, bis auf den Grafen von Eberstein, bei dessen Burg ein Engel den Wettkampf mit dem Bösen aufgenommen und die Verführten der Lehre des Heilands wider gewonnen [11]).

Die Zeit aber, da in unserem Heimatlande das Heidentum völlig unterdrükt wurde, war das 7te Jahrhundert. Nach der Widerherstellung der Bischofsize zu Straßburg und Speier erhoben sich im umliegenden Rheinthale damals schon mehrere Klöster, von welchen das Stift zu Weißenburg für den Uf- und Pfinzgau das wichtigste ward.

Denn die meisten Vergabungen aus diser Gegend geschahen an den Schuzheiligen daselbst, woher es kam, daß die Abtei nicht allein zu Baden, zu Ettlingen und Durlach vile Güter und Rechte besaß, sondern auch zu Malsch, Bietigheim, Durmers- und Bickesheim, zu Au, Mersch, Dachsland, Grezingen, Berghausen, Sellingen und Weingarten.

---

[11]) Vergl. hierüber meine Schrift: Wahrer Ursprung Badens, der Stadt, Fürstenfamilie und Markgrafschaft (Karlsr. 1849).

Der wachsende Reichtum der Stifter und Klöster erwekte aber bald die Eifersucht der weltlichen Großen, namentlich der Gaugrafen und deren Ritter. Es mußte dise Herren tief erbittern, daß das Volk ihrer Gebiete sich lieber dem Krummstabe als ihnen ergab und hintersäßig machte. Daher ergriffen sie auch jede Gelegenheit, welche ihrer gewalthätigen Habsucht günstig schien.

So hatte das Stift Weißenburg seine Besizungen in Baden schon frühe durch die Anmaßung königlicher Vasallen eingebüßt und erst auf den Befehl König Ludewig des Deutschen wider zurückerhalten.

Ebenso maßte sich später, während der Jugend König Ottos **III**, der Herzog von Schwaben (und Elsaß) die ganze Abtei an und vertheilte deren Lehen an seine Günstlinge. Unter disen aber befand sich auch der ufgauische Graf Konrad, welcher das Stiftsgut in Grezingen erhielt.

Dises Gut zählte einen Fronhof mit 700 Morgen Salgut und 34 Hubgütern [12]); hiezu gehörten an Wisen 150 und an Weinwachs 20 Fahrten, 4 Mülen und 5 Kapellen. Von den Huben waren aber nur 15 verliehen, deren Besizer jährlich je ein Schwein, einen Frischling, 5 Hüner und 15 Eier, einen Mutt Korn und ebenso vil Haber, ein Kamisol, 10 Ellen Leinwand, 100 Stecken und 12 Fahrten Holzes lieferten, dreimal auf den Salgütern fronten und verschiedene andere Dienste und Arbeiten verrichteten.

---

[12]) Domus cum curte dominica, ad quam pertinent de terra *salica* diurnales DCC, vinea ad carratas XX, pratum ad carratas CL, molendina IV, capellae V, *mansi* IV et mansi serviles XXX (eine andere Stelle sagt *hubae* XXVII), ex his vestiti sunt XV etc. Zeuss, 278, 299. Salgüter waren das zu einem Herrengut unmittel- und untheilbar gehörige Gelände, Hubgüter dagegen der an freie oder leibeigene Bauern verliehene Grund und Boden, welcher aber immer noch einen integrierenden Theil des Hauptgutes ausmachte.

Man ersieht hieraus die Wichtigkeit des Grezinger Gutes und begreift es, wie erwünscht diser Erwerb dem Grafen sein mußte. Konrad gehörte aber dem kalwisch-ebersteinischen Hause an, welches dis- und jenseits des Gebirges mit der Zeit in mehrere Aeste zerfiel, deren Glider nach ihren jeweiligen Burgsizen benamset wurden.

Dergestalt erschienen allein im Uf- und Pfinzgau von 1085 bis 1187 Grafen von Eberstein, von Malsch, von Staufenberg, Forchheim, Hohenberg und Grezingen.

Welcher von disen Herren sein Geschlecht unter dem ebersteinischen Namen auf die Nachwelt verpflanzte, ist nicht mehr zu ermitteln; aber am längsten hatte von den übrigen Aesten wol der grezingische gedauert. Graf Wezel von Grezingen lebte noch in den Tagen, als Graf Otto von Eberstein geboren ward, welcher hernach sein Kind dem Markgrafen Rudolf I von Baden zur Gemahlin gab — zweihundert Jahre, nachdem dessen Ahnherr die erste Tochter vom Hause Eberstein heimgeführt und dadurch die Herrschaft Baden auf seine Erben gebracht.

Die Eigenschaft des Grezinger Gutes als eines weißenburgischen Lehens war indessen nie erloschen, und so gelangte dasselbe auch auf die Erben der Grafen von Grezingen — die alten Freiherren von Roßwag, welche zum Zeichen der wichtigen Erbschaft die ebersteinische Rose in ihren Schild aufnahmen, das grezingische Schloß zu ihrem Wohnsize machten und dessen Namen führten.

Dises Schloß war aber kein anderes, als das vom Turmberge, dessen Hauptbestandtheil römischen Ursprunges ist und dem Zeitensturme bis zur Stunde getrozt hat, während der mittelalterliche Anbau längst eine Beute der Zerstörung geworden [13]. Das Auge beherrscht von seiner Höhe

---

[13] Längere Zeit war ich der Meinung, daß bei dem Römerturme zu Durlach nie eine mittelalterliche Burg, sondern das castrum

aus die ganze weite Umgegend und keine Burg derselben eignete sich zum Size des Gaugrafen besser, als der stolze Turm von Grezingen.

Die Herren von Roßwag, deren Stammschloß bei dem gleichnamigen Dorfe an der Enz (eine Stunde oberhalb Vaihingen) lag, waren viri nobiles oder liberae conditionis, das heißt Dynasten und zwar vom ersten Range, da ihnen

---

Grezingen näher am Dorfe gestanden; eine genaue Untersuchung der Oertlichkeit überzeugte mich aber von der Identität der Trümmer auf dem Turmberge und der Ueberreste des Grezinger Schlosses, welche ehedem unter dem Namen „das Burgstädel" bekannt waren. Denn nirgend in der näheren Umgebung des Dorfes findet sich eine Spur von altem Gemäuer oder eine örtliche Benennung, woraus man auf das ehemalige Dasein einer Veste schließen könnte, und doch hatte das Schloß Grezingen eine zu bedeutende Rolle gespielt, als daß es so völlig vom Boden oder aus der Erinnerung der Geschlechter verschwinden konnte.

Die römische Warte auf dem Turmberge dagegen war unläugbar von mittelalterlichen Burggebäuden umgeben und bildete mit denselben eine starke, stattliche Veste, von welcher ein jezt noch vorhandener Burgweg nach Grezingen hinabführte, während sie mit Durlach sichtbar in gar keinem Verbande stund. Auch wußte man bis vor 50 Jahren gar nicht anders, als das alte Grezinger Schloß sei auf dem Turmberge gestanden. „Die Einwohner von Grezingen, meldet Sachs (bad. Gesch. V, 42), behaupten aus einer beständigen Ueberlieferung, daß dises das alte Castrum oder Schloß Grezingen gewesen, weil noch jezt ihre Gemarkung daran stoße."

Sie stieß aber nicht blos an die Veste auf dem Turmberge, sondern dieselbe lag ehedem ganz auf ihr. Eine uralte Sage erzält, wie die Durlacher und Grezinger sich einst lange Zeit um das Eigentum des Turmberges mit den Waffen gestritten, wobei der Sig bald den einen, bald den anderen zu Theil geworden. Offenbar deutet dises auf einen viljährigen Rechtsstreit hin, welcher nach Zeiten veranlaßt worden sein mochte, wo durch den Anfall der Burg Grezingen an das Haus Baden, welchem Durlach bereits zugehörte, die Gemarkungsverhältnisse zwischen Dorf und Stadt leicht vermischt werden und endlich in's Ungewisse geraten konnten.

urkundlich das Ansehen „erlauchter Personen" gegeben ward. Sie besaßen, wie im heimatlichen Enzgau, so auch in den Gauen der Kraich, Os und Pfinz, namentlich zu Durlach, Grezingen, Ersingen, Bilfingen, Nettingen, Mutschelbach und Auerbach, zu Speßhart, Walprechtsweiler und Eichelberg, zu Weingarten und Bruchsal verschidene Güter und Rechte, theils als freies oder verliehenes Eigen, theils als Lehen von Weißenburg, Eberstein, Vaihingen und Baden.

Von ihren eigenen Lehenleuten aber kennen wir aus unserer Gegend die Ritter von Elchesheim, von Eichelbach, von Ubstatt und von Remchingen.

Da die Roßwage als badische Vasallen sich häufig am fürstlichen Hofe befanden, so läßt sich auf ein Verhältniß derselben zu ihm schließen, welches die Absichten Markgraf Rudolfs I sehr begünstigen mochte. Denn diser kluge Fürst betrieb nichts emsiger und umsichtiger, als die Erweiterung und Abrundung seiner Lande. Daher mußte er wol besonders auch sein Auge auf Grezingen richten — eine so bedeutende Burg und Dorfschaft, welche der neu erworbenen Stadt Durlach so nahe lagen.

Wirklich erkaufte Rudolf von der roßwagischen Familie, neben deren Stammort und Mannschaft, auch „Grezingen, Burg und Dorf, mit allen Zubehörten" als ein Lehen des Stiftes Weißenburg. Wann und wie diser Kauf geschehen, ist nicht bekannt; aber schon 1274 bezeichnete der Markgraf eine Urkunde mit datum in castro nostro *Grezingen* [14]).

Wenige Jahre nach disem Erwerbe zog sich durch die Theilnahme des Markgrafen an dem Bunde gegen das neue Reichsoberhaupt ein verderbliches Kriegsgewitter über den badischen Landen zusammen, von welchem auch Grezingen betroffen ward.

---

[14]) Dises Alles habe ich in einer besondern Abhandlung der oberrhein. Zeitschrift (V, 249) urkundlich auseinander gesezt.

„Donoch“, sagt Königshofen [15]) bei der Erzählung, wie König Rudolf seine Feinde überwunden, „donoch gewann er Mülenberg, Grezingen, Durlach und alles Schwobenland ginesit Rines, das des Markgrafen von Baden was.“

Dise Nachricht stammt aus dem Chronikon, welches der straßburgische Fabrikherr Ellenhart Groß, ein Zeitgenosse jenes Krieges, durch den bischöflichen Gerichtsschreiber Gottfrid von Ensmingen verfassen ließ [16]). Nach dem dortigen Wortlaute geschah die Züchtigung des widerspännigen Markgrafen kurze Zeit, nachdem der König von der Krönungsfeier zu Achen in das Elsaß zurükgekehrt, also wol während des Sommers 1274.

Gottfrid schreibt einfach: „Rex *Rudolfus* expugnavit fortissima castra et oppida Mulenberg, Grezingen et Durlach.“ Den Ausdruk expugnavit aber, für welchen eine andere Quelle blos occupavit sagt, verwandelte Schöpflin ohne Weiteres in confregit, worauf der gute Sachs getrost zu schreiben wagte: „Markgraf Rudolf I besaß das Schloß Grezingen im Jahre 1274 und König Rudolf I zerstörte es im folgenden.“

Es ist daher gar nicht ausgemacht, daß Grezingen damals gebrochen worden; vielleicht geschah dies erst im Straßburger Kriege von 1281, worin Bischof Konrad von Lichtenberg das Städtlein Durlach eroberte, plünderte und verbrannte [17]); vielleicht blieb die Veste verschont bis in die Zeit des großen Städtekrieges.

Eine Urkunde von 1295 wenigstens nennt noch das castrum in *Grezingen*, zu dessen Gebiet auch die Landacht-Aeker von

---

[15]) Elsäßer Chronik, Schilters Ausgabe, 118.

[16]) Böhmer, fontes rerum German. II, 114.

[17]) Episcopus Argentinensis castellum *Turlac* per ignem destruxit et quae in eo reperit, deportavit. Annal. Colmar. ad 1281. Das Wort castellum bedeutet hier nicht etwa eine Burg oder Bergveste, sondern ein befestigtes Städtlein.

Aeltrichsdorf gehörten [18]. Als die Veste zerstört lag, nannte man sie im Volke nur „das Burgstädel" und ihre Höhe „den Turmberg", wodurch die Erinnerung an das alte Schloß der grezingischen Grafen allmählig verloren gieng, besonders da im Orte selber ein neueres Schlößlein erbaut wurde.

Denn wie es häufig geschah, daß man zerstörte Burgen, welche eine zu entfernte oder beschwerliche Lage hatten, nicht wider herstellte, sondern in ihrer Nähe — gleichsam surrogatsweise, bequemere Schlösser und Burgsize errichtete, so war dises auch bei Grezingen der Fall. Als den Erbauer jenes Schlößleins aber nennen uns die Akten den hochverdienten Markgrafen Christoph I.

Wir wissen, daß diser Fürst das alte Schloß zu Baden verließ und das neue bezog, welches sein Vater auf den Trümmern eines römischen Castells hatte erbauen lassen. Er erweiterte dasselbe zugleich sehr bedeutend nach den Bedürfnissen der fortgeschrittenen Zeit und Wohnweise [19].

Wahrscheinlich nun während diser Bauten errichtete sich Christoph zu Grezingen für vorübergehende Aufenthalte einen kleinen Siz, indem er das uralte, der Kirche gegenüber gelegene Pfründehaus von St. Barbara erkaufte und in eine fürstliche Wohnung umwandeln ließ, welche man sofort das „hohe Haus" zu nennen pflegte [20].

---

[18]) Nos *Hesso* marchio de Baden vendidimus abbati et conventui de Alba omnes agros in Eltrichesdorf, qui nobis seu castro in Grezingen attinebant etc. Datum anno domini MCCXCV, mense Februario. Ein Alterichesdorf kommt schon in der Grenzbeschreibung des Gottesauer Klostergebietes von 1110 vor (Dumge, regesta bad. 28); es war nur ein großer Hof, welcher 1430 „Eldrichsdorf" und 1512 „Eltersdorf" geschriben wurde und halb auf Durlacher, halb auf Dürrenwettersbacher Gemarkung lag.

[19]) G. H. v. Krieg, die beiden Schlösser zu Baden, ehemals und jezt, S. 31 und 37.

[20]) Im Grezinger Lagerbuch von 1532 heißt es: „St. Barbara Pfründhaus mit Hofraite und Garten, im Altkircher Viertel, gegenüber

Dises bescheidene Gebäu wurde hernach auf Befehl Markgraf Karls II erweitert und mit einem Lusthause ergänzt, welches man auf der anstoßenden Höhe erhob, um dem fühlbaren Mangel einer freien Aussicht abzuhelfen; denn das hohe Haus lag tief und beschränkt zwischen dem Kirchweg' und dem Buchenberge.

Von beiden Gebäuden sind noch die Erdgeschosse übrig und über den Pforten derselben erscheinen noch der badische und pfälzische Wappenschild [21]) mit der Jahreszal 1576. Als der Steinmez daran meiselte, dachte er wol schwerlich, daß der edle Bauherr, im besten Mannesalter, nach weniger als zwölf Monden ein Raub des Todes sein werde.

Das hohe Haus oder „die fürstliche Behausung", das Lusthaus und der dazu gehörige Weingarten waren mit einer Mauer umfangen [22]). Das Lusthaus aber erhob sich turmähnlich an der östlichen Ecke des Buchenberges. Man überschaute von seinen Fenstern aus den unteren Theil des freundlichen Pfinzthales mit dem Dorfe Grezingen am Fuße des Rodberges [23]), und gewann noch eine Aussicht in's weite Rheinthal hinaus.

---

der Kirche, zwischen der Straße und dem Frühmeßhaus", wozu das Lagerbuch von 1699 bemerkt: „welches nach dessen Vergrößerung vor Jahren das hohe Haus genannt worden."

[21]) Die zweite Gemahlin Markgraf Karls II, mit welcher er sich 1558 verbunden, war Anna, die hochverständige Tochter des Pfalzgrafen Ruprecht von Veldenz.

[22]) Grezinger Lagerbuch von 1577. Die fürstliche Kellerei zu Durlach bezog davon, wie ehedem ab dem Pfründehaus, jährlich einen Schilling und zwei Martinshüner.

[23]) Ich schreibe „Rodberg", weil die übliche Schreibung „Rothberg" sicherlich unrichtig ist. Der Name widerholt sich in disen untern Gegenden und bedeutet einen Berg, wo man die Waldung ausstokte, welches fränkisch roden, alemannisch reuten hieß. Da nun an der Grenze zwischen Franken und Schwaben die Bevölkerung sich vilfach mischte, so finden wir beide Formen neben einander, wie in Rodberg (auch bei

In diser Gestalt gelangte das Grezinger Schlößlein auf die Zeiten des Markgrafen Friderich Magnus, wo eine neue Veränderung damit vorgieng. Der noch junge — seit 7 Jahren mit der holstein-gottorpischen Prinzessin Augusta Maria verehelichte Fürst machte es nämlich bald nach seinem Regierungsantritte derselben „auf Lebzeiten" zum Geschenke, und sie nun begann eine Erweiterung der vorhandenen bescheidenen Gebäulichkeiten [24].

Aber der französische Verwüstungskrieg hinderte dise Bauten, und während das „hohe Haus" zu Grezingen verlassen dastund, giengen die markgräflichen Schlösser und Residenzen zu Durlach, Pforzheim, Mülberg, Berghausen, Remchingen, Staffort und Graben, wie jene des Oberlandes, in den mordbrennerischen Flammen des Einfalles von 1689 erbärmlich zu Grunde.

Als daher nach dem Frieden von Ryswick der Markgraf wider in seine Lande zurükkehrte, so fand „er kein einziges Haus oder Schloß mehr, wo die fürstliche Familie wohnen konnte" — bis auf das halb gebaute grezingische Schlößlein seiner Gemahlin!

Hierin aber lag ein um so dringenderer Grund, dasselbe nunmehr auszubauen. Daher wurde die Bauarbeit, nachdem der Markgraf seine Residenz wider zu Pforzheim genommen, lebhaft fortgesezt und schon im Jahre 1699 zu Ende gebracht. Das neue Schloß, ein beträchtlicher Geviertbau mit zwei

---

Ettlingen ist ein solcher) und in Rittenhard (verkürzt „Rittenert"), welches vom alten Riutenhard stammt, also sprachrichtig Reutenhard geschriben werden muß. Vergl. Sachs III, 9. Hieher gehören auch Ezenrod (novale Ettonis), wie „im Rod" bei Wessingen und „im hintern Rod" bei Stein.

[24]) „Donation des hohen Hauses und der dazu gehörigen 26 Morgen Weingarten, welche der durchl. Fürst, Herr Friderich Magnus, Marggraf zu Baden, dero herzgeliebten Frauen Gemahlin geschenkt und übergeben", vom 4ten Februar 1678.

Stiegentürmen [25]) an der Vorderseite, erhielt den Namen seiner Erbauerin, wie folgende über dem Haupteingange angebrachte Inschrift besagt:

Mich hat vor kurzer Zeit,
Wie man mich allhier schaut,
Gleich nach dem Friedensschluß,
Augusta so gebaut.
Und weil ich nun da steh
Von ihrer Fürstenhand,
So werd ich auch nach ihr
Augustenburg genannt.

Da die Fürstin den ganzen Betrag der Baukosten von nahezu 34,000 Gulden aus eigenen Mitteln bestritten, das Schloß aber auf ihren Hingang dem markgräflichen Hause heimfällig war, so entschädigte sie der Markgraf durch einen besondern Vergleich vom 10ten Oktober 1701. Acht Jahre später beschloß Friderich Magnus sein schwerbetroffenes Leben, und die Markgräfin Witwe lebte nun zurükgezogen in Grezingen, bis 1728 der Tod auch sie hinüberrief [26]).

Nach disem Hingange wurde das heimgefallene Schloß Augustenburg mit den dazu gehörigen Gründen als ein fürstliches Kammergut der Verwaltung Gottesau zugetheilt.

Die verstorbene Markgräfin hatte eine Melkerei daselbst errichtet, welche noch 1739 bestund. Damals zählte das Gut 28 Morgen an Weingärten, Wisen und Aekern, welche auf 1443 Gulden geschäzt waren [27]); es geriet aber immer mehr in Zerfall, bis Karl Friderich ihm seinen Blik zuwandte.

---

[25]) Dise Türme stammten aber, wie die Jahrzahl 1576 über dem Eingange des linken anzeigt, noch vom Christophischen Baue her.

[26]) Sachs V, 40 bis 44, und die Augustenburger Bauacten von 1701 bis 1704, und 1712 bis 1770.

[27]) Nach der Rechnung von 1704 hatte das Gut aus Akerzinsen, Weinerlös und Anderem an Geld 938 Gulden, sodann 55 Malter an Früchten und 85 Wagen an Heu und Omet ertragen, wogegen

Auf Befehl des umsichtigen, die Bodenkultur in seinen Landen überall förderndén Fürsten wurde nicht allein der Büchelberg, wo sich vile, dem benachbarten Weingarten schädliche Thiere aufhielten, von seinem Gesträuch und Gestrüppe gereinigt und mit zahmen Kastanien bepflanzt, sondern auch der Weingarten selber frisch angelegt.

Dises geschah zwischen 1780 und 1795 in einer Weise, daß derselbe von 1799 bis 1808 schon 1258 Omen Weines liferte, wovon sich der Reinertrag auf 8357 Gulden belief [28]). Uebrigens war Karl Friderich der Ansicht gewesen, daß der Augustenberg sich mehr zum Frucht- als Weinbau' eigne, da er der Kälte und dem Reifen zu sehr ausgesezt sei.

Inzwischen hatte man sich zum Verkaufe des Augustenburger Schloßgebäudes entschlossen, indem selbiges unter der Menge von Schlössern im Lande, deren Unterhaltung die herrschaftliche Kasse so sehr belästige, das entbehrlichste und unansehnlichste sei. „Es steckt", fährt der Bericht hierüber fort, „in einem Loche, wo kein Mensch das Vorhandensein eines fürstlichen Schlosses vermutet, und der Zahn der Zeit hat ihm schon gewaltig zugesezt."

Bei solcher Geringschäzung war es möglich, daß der Knopffabrikant Gehres zu Durlach das ganze Gebäude um die Bettelsumme von 3000 Gulden an sich erwarb [29]).

Aber bald nach disem Verkaufe beschloß die Rentkammer auch die Veräusserung des Augustenburger Gutes. Der Wert desselben war auf 24,000 Gulden berechnet und da der Hof-

---

sich die Ausgaben so hoch beliefen, daß sie an Geld 54 Gulden mehr betrugen und an Naturalien nur 4 Fuder Weins und den Heuerwachs übrig ließen. Die Melkerei ertrug 1701 nach Abzug des Melkerlohnes 154 Gulden, wurde aber später in Bestand gegeben. Oekonomie-Acten von 1700 bis 1740.

[28]) Berichte des Amtskellers Kiefer von 1808 und 1809.

[29]) Kaufvertrag vom 30ten October 1807, in den Augustenburger Bauacten von 1773 bis 1818.

factor Elkan Reutlinger, neben vil geringeren Geboten anderer Kauflustigen, 18,000 bot, so erhielt er es mit der Freiheit, den Weingarten in Akerfeld zu verwandeln [30].

Daß Reutlinger das Augustenberger Gut nicht ersprießlich betreiben werde, konnte man voraussehen, und wirklich war dasselbe, als seine Witwe es 1827 zur Versteigerung ausschreiben ließ, äusserst vernachläßiget. Da sich nun die Herren Markgrafen Wilhelm und Max von Baden viler schönen — unter ihrem höchstseligen Vater auf dem Augustenberge verbrachter Stunden und Tage erinnerten, so beschlossen sie, eine so alte Besizung, welche durch den Drang der Kriegszeiten vom fürstlichen Hause abgekommen, wieder zu erwerben und würdig herzustellen.

Diser schöne Entschluß fürstlicher Familien-Pietät gedieh auch glüklich zur Ausführung. Das Gut wurde von den Herren Markgrafen für 8800 Gulden erstanden und hierauf vom jüngeren Bruder an den ältern allein überlassen.

Am 10ten April nahm Markgraf Wilhelm persönlich Besiz von dem Gute, höchst erfreut über dessen Erwerbung, „da es ein Lieblingsaufenthalt seines Herrn Vaters gewesen.“ Auch in der ganzen Nachbarschaft freute man sich über die Rükkehr des Augustenberges an das fürstliche Haus.

Der frühere, indessen ganz verarmte Rebmeister wurde wider gerufen und unter seiner Aufsicht begann sogleich die Arbeit im Weingarten. Alte abgegangene Rebstüke wurden in Aeker verwandelt, das Uebrige gereinigt und der noch nicht versteinte Theil des Gutes durch angemessene Geviertsteine (mit dem badischen Wappenschild, den Buchstaben **W. M. v. B.** und der Jahrzahl 1827) ausgemarkt, auch die alte Rainmauer gegen die Berghäuser Straße ausgebessert und mit der Inschrift versehen: „Markgraf Karl II erbaute mich 1576, Markgraf Wilhelm reparierte mich 1827.“

---

[30]) Acten über die am 9ten März 1809 vorgegangene Versteigerung.

Sodann wurde auch das baufällige Lusthaus abgebrochen und ein neues auf den noch guten Unterstok gesezt [31]. Die Grundsteinlegung gieng am 30ten Mai, in Gegenwart der drei Herren Markgrafen feierlich vor sich [32]. Es war ein froher, schöner Tag, welcher sich ebenso fröhlich widerholte, als bei der nächsten Weinlese (am 5ten October) der hohe Eigentümer zum erstenmale im neuen Sale des Lusthauses eine ländliche Tafel gab.

Dasselbe Jahr noch wurden mehrere Stüke Raingeländes urbar gemacht, der Buchenberg mit über 2000 jungen Obstbäumen bepflanzt, ein Garten angelegt, ein Bronnen gegraben und ein kleiner Viehstand auf dem Gute gegründet. Im nächsten Jahre aber begannen die Ankäufe von angrenzenden Gütertheilen zur Ergänzung und Abrundung desselben, welche seither alljährlich fortgesezt worden sind.

Indessen hatte der vermehrte Viehstand eine Erweiterung der Oekonomiegebäude veranlaßt, worauf der Gutsherr sich entschloß, zum Behufe ordnungsmäßiger Bebauung des Augustenberges, daselbst eine kleine Musterwirtschaft zu errichten; welche (nach dem Plane des Herrn von Ellrichshausen) auch sogleich begonnen wurde.

Man theilte das Gut in siben Fluren ab, legte die nötigen Wege an, verwandelte den wüsten Plaz am Buchen-

---

[31]) Ueber dem Haupteingange vom Garten her erblikt man ein geschmakvolles Gesimse mit dem badischen Wappen und der Inschrift: WILH. MARG. zv. BAD. 1827. Bei diser Gelegenheit glaube ich, auf den sinnigen Gebrauch des Herrn Markgrafen, seine Bauten überall mit Namen und Jahrzal zu versehen, aufmerksam machen und die Nachahmung desselben empfehlen zu müßen, da es höchst ärgerlich ist, oft die bedeutendsten Privat- und öffentlichen Gebäude ohne alles Merkmal über ihre Entstehung zu finden.

[32]) In den Grundstein hatte man eine (auf Pergament geschribene) geschichtliche Notiz über das Gut, eine Metallplatte mit dem Namen des Bauherrn, mehrere badische Münzen und einige Fläschlein mit Augustenberger Weinen gelegt.

berge in eine üppige Wise, machte einen Steinbruch urbar, versah disen Plaz mit einer Mauer, besäte verschiedene Abhänge mit Luzernerklee und bepflanzte sie mit Obst- und Maulbeerbäumen. Dis Alles geschah von 1830 bis 1835, in welchem Jahre das Gut schon einen Bestand von beinahe 50 Morgen an Wisen-, Aker- und Gartenland zälte.

Da aber der Gutsherr mit dem Augustenberger Viehstande nicht mehr zufriden war, dagegen sich von der Vorzüglichkeit der Rigi-Race mehrerorts überzeugt hatte, so ließ er das bisher aus Berner Schecken bestandene Vieh veräussern und dafür theils welches vom Rigi, theils Blaubeuerner Schafe ankaufen. Leider mußte der schöne Rigistamm später wegen einer eingeschlichenen Lungenseuche wider abgeschafft werden.

Hatte bisher manches stillere oder lautere fürstliche Familienfest auf dem Augustenberge stattgefunden, so sollte 1838 eine Feier auch anderer Art daselbst vor sich gehen.

Schon 1837 war von deutschen Landwirten die Dresdener Versammlung veranstaltet worden, welche die Förderung der Landwirtschaft im Allgemeinen, wie in ihren einzelnen Zweigen, die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften und den Austausch von Erfahrungen zum Zweke gehabt. Da nun dieselbe den gehegten Erwartungen der Theilnehmer vollkommen entsprochen, so schrieb man auch für's nächste Jahr eine solche aus — und zwar (auf den 10ten September) nach Karlsruhe.

Bei diser Gelegenheit nun war es die Absicht des Herrn Markgrafen Wilhelm, als Präsidenten des landwirtschaftlichen Vereines in Baden, den Mitglidern der Versammlung durch practische Anschauung zu zeigen, wie weit die Fortschritte der Landwirtschaft in unserem Großherzogtume unter desselben eigener Leitung gediehen seien.

Hiezu aber schien das nahe gelegene Gut Augustenberg der geeignetste Ort. Auf den Nachmittag des 16ten Sep-

tembers wurden demnach sämmtliche Mitglider der Versammlung dahin eingeladen, wo sich der hohe Gutsherr und Festgeber mit Gemahlin befand und später auch Herr Markgraf Maximilian erschien.

Der anfangs trübe und regnerische Himmel erheiterte sich, und auf 15 Eilwägen fuhren 200 Landwirte an. Sie wurden von dem edlen Festgeber bewillkommt und unverweilt zur nähern Besichtigung des Gutes geleitet, welche ein Probepflügen mit dem schweizerischen Pfluge und dem Sturzpfluge eröffnete, wobei sich beide Akerwerkzeuge als vorzüglich erwisen, ersterer jedoch den Sieg erlangte.

Während man nun zur weiteren Besichtigung schritt, erschien auch der Großherzog und nahm auf eine Stunde lang lebhaftesten Theil daran. Um aber den Ueberblik des ganzen Gutes zu erleichtern, hatte der Herr Markgraf eine Tabelle austheilen lassen, welche die Rotation enthielt. So wurden denn die Akerwirtschaft, die Baum- und Gartenpflanzungen, wie die Rindviehstallung, nach einander aufmerksam und überall mit freudiger Anerkennung betrachtet.

Denn alle Anwesenden sprachen ihre Bewunderung über das schöne Gut, über die darauf herrschende Ordnung und Sorgsamkeit unzweideutig aus, indem sie anerkannten, daß der Augustenberg durch seine Eintheilung, Anpflanzung, seine Bauten und Verbesserungen wahrhaft als eine Musterwirtschaft erscheine.

Gegen 6 Uhr verfügte sich die Gesellschaft auf den Wunsch des verehrten Besizers nach dem Lusthause, wo inner- und ausserhalb des Gebäudes reichlich bestellte Tafeln bereit stunden — mit edlem Zeller und Markgräfler Weine, welchen sich die Herren Landwirte trefflich munden ließen.

Nach einer Stunde munterster Unterhaltung zogen sich die Fürstlichen zurük, wobei ein dreifaches Lebehoch die dankbarfreudigen Empfindungen ausdrükte, welche die ganze Gesellschaft erfüllten. Noch des anderen Tages sprachen vile der

fremden Landwirte auf's Lebhafteste die Versicherung aus, daß ihnen die huldvolle, wahrhaft fürstliche Begegnung auf dem Augustenberge unvergeßlich sein werde.

Da auf dem Augustenberge eine größere Schafheerde von dem Ertrage des Gutes allein nicht ernährt werden konnte, und eine kleinere neben dem Zugvieh zu halten, sich der Mühe nicht lohnte, so wurden die Schafe und Lämmer nach Rotenfels verbracht, der Viehstand auf die nötigen Zugthiere beschränkt und darnach auch die Fruchtfolge der Aeker abgeändert. Dises geschah 1840; nach sechs Jahren jedoch fand man für erspießlicher, das Spannvieh wider aufzugeben und dafür eine Anzal Melkvieh einzustellen, welches in reiner Holländer Race bestund und durch sechs Stüke vom Rigi gekreuzt wurde.

Was die Pflanzungen des Gutes betraf, so fanden auch hier wider mehrfache Versuche und Verbesserungen statt. Es wurde unter Anderem der alte Weingarten, welcher lauter Hudler enthielt, völlig ausgehauen und zu einem kleineren Theile mit Muscat-Gutedlen, schwarzen Rieslingen, weißen Burgundern und blauen Portugisern neu angelegt. Ferner versuchte man den Anbau sowol der (von Berlin aus so sehr empfohlenen) neuen Oelpflanze des Bibitz, welcher sich aber nicht erprobte, als auch zweier neuen Sorten von Haber (aus Hohenheim) und der Winter-Erbsen.

Dise Veränderungen geschahen von 1848 bis 1850. Inzwischen aber hatte der Augustenberg durch die Revolution den Verlust seines Viehes erlitten. Dasselbe war theils verkauft, theils bei sicheren Leuten in der Nachbarschaft verstellt, jedoch bald entdekt, von den Besitzern gewaltsam abgefordert und nach Rastatt geführt worden.

Nachdem Ruhe und Ordnung im Lande wider zurükgekehrt, nahm man auch wider bedeutende Verbesserungen auf

dem Gute vor; so die Vertiefung des Akerbodens durch einen Untergrunds-Pflug, die Einführung der Erdfloh-Maschine zum Schuze der Repssaaten, und eine neue angemessenere Fluren-Eintheilung. Dazu kamen noch mehrere Güterankäufe, wodurch der Gutsherr endlich in den Besiz sämmtlicher Felder gelangte, welche oben auf der Grezinger Steige an den Feldweg stoßen, daher 1851 auch eine neue Vermessung des Augustenberges vorgenommen ward.

Gleichwol waren hiemit die Erweiterungen des Gutes nicht abgeschlossen, so daß dasselbe gegenwärtig etwas über 51 Morgen Aker- und etwas über 17 Morgen Wisenlandes, mit dem Garten, dem Kastanienwäldchen, den Gebäudepläzen und Wegen im Ganzen 73 Morgen, 2 Viertel und 27 Ruten an Flächenraum umfaßt.

Dises Terrain bildet größtentheils eine Hochebene zwischen der Pfinz und der Straße nach Berghausen, welche unmittelbar hinter der alten Augustenburg (wo ihre Höhe 120 Fuß über dem Niveau von Grezingen beträgt) anhebend sich im Nordosten mit der Kastanienhalde ziemlich schroff in das Thal senkt und gegen Westen sachte in die Ebene verliert. Eigentlich ist es der nördliche — durch den Einschnitt der Landstraße [33]) scheinbar abgetrennte Ausläufer des Turmberges, woher seine freie und liebliche Lage kommt.

Ein Nebengut des Augustenberges bildet der markgräfliche Weingarten am südwestlichen Abhange des Turmberges. Derselbe verdient wegen seiner musterhaften Anlage und Bebauung hier nicht weniger eine ausführlichere Beschreibung als das geschilderte Hauptgut.

---

[33]) Dise Straße ließ Markgraf Ludwig Wilhelm, als er während des spanischen Erbfolgekrieges einmal sein Hauptquartier zu Grezingen gehabt, durch seine Mannschaft machen.

Zwischen den Gehölzen des Reutenhardes und den Feldungen des Esperbühels ziehet sich ein Thaleinschnitt gegen Durlach hinab, durch welchen die Straße nach Stuttpferich führt. In der Tiefe dises Einschnittes sammeln sich bei Regenwetter die Wasser des angrenzenden Berglandes zu einer oft gefährlichen Bach an [34]), welche man die dürre nennt, weil sie gewöhnlich troken ligt. Wo diselbe den Fuß des Turmberges berührt, lag ein herrschaftlicher Weingarten von 4 Morgen, welcher durch die Domainen-Verwaltung Durlach im September 1832 zur Versteigerung ausgeboten und von dem Herrn Markgrafen Wilhelm für 2170 Gulden erstanden wurde.

Dises Gut nun ließ der hohe Eigentümer durch den allmähligen Ankauf angränzender Stüke erweitern, und sowol im Terrassen- und Wegbaue, als in der Begrund- und Bepflanzung seither so verbessern, daß es gegenwärtig einen der schönsten Weinberge bildet.

Derselbe zerfällt in einen untern und obern Berg, wovon jener aus 7 Abtheilungen mit 8 Terrassen besteht und bis auf ein kleines Stük besezt ist, während diser vorerst nur 2 Abschnitte mit 4 Terrassen zählt und noch keine Reben trägt. Zwischen den Abtheilungen laufen bequeme steinerne Treppenwege empor, worunter der zweite von Osten her den breiteren Hauptweg bildet. Sämmtliche Treppenwege und Terrassenwände sind so geeignet angebracht und so solid ausgemauert, daß ihnen nicht leicht ein Regenbruch oder eine Nässe anderer Art schaden wird.

Der untere Theil des Rebengutes wurde vom Gutsherrn zu Ehren seiner Gemahlin der Elisabethenberg, der obere

---

[34]) Am 9ten September 1679 war dieselbe so gewaltig angeschwollen, daß sie einen mächtigen Felsenblok mit sich schwemmte, welcher hinter Durlach, bei der Ziegelhütte, ligen blieb, wo man ihn — mit einer Inschrift versehen, noch am Wege findet.

zu Ehren seiner ältesten Prinzessin der Sophienberg benannt. Dises melden zwei in Stein sauber und kräftig gehauene Inschriften, welche an den Eken der 4ten und 12ten Terrasse rechts gegen die Hauptstiege angebracht sind [35].

Der Eingang zum markgräflichen Rebgute ligt an der Straße nach Stuttpferich (dem s. g. Ochsenwege) und zeigt links an der Mauer die kleine Steininschrift: „W. M. v. B. 1833.“ Von da zieht der Weg über ein Stük Akerfeld an den tiefen, aber solid ausgemauerten Einschnitt der Dürrenbach, worüber eine steinerne Bogenbrüke führt. Zur Linken hat man das Häuslein des Rebenmeisters und vor sich eine Grashalde, hinter welcher die erste Terrasse anhebt.

Die Verbesserungen des Elisenberges begannen 1836. Es wurde jedes Jahr ein Stük alter Reben ausgehauen und neu besezt, zunächst mit Traminern, weißen und schwarzen Rieslingen, sodann auch mit Gewürz-Traminern, Ruländern und Muscat-Gutedeln. Bis 1842 war dise neue Anlage vollendet, und es wurden nun auch die Terrassen-Mauern nuzbar gemacht, indem man längs derselben feine Trauben-Sorten anbrachte und sie mit Spalieren versah.

Es war ein lieblicher, stiller Tag des jüngsten Spätsommers, als mir Gelegenheit geboten wurde, das markgräfliche Gut bei Durlach zu besuchen. Mit wachsendem Wolgefallen bestieg und betrachtete ich, an der Seite eines erklärenden Begleiters, den Elisen- und Sophienberg, um denselben höchst erfreut und befridigt zu verlassen.

---

[35]) Die erstere lautet: „Elisabethenberg. Wilhelm, Markgraf von Baden, erbaute die Mauern von unten an dem Weg bis oben, unter der Leitung des Baumeisters Hengst in Durlach durch Maurermeister Vortisch in Grezingen, vom 1ten Dezember 1851 bis 31ten März 1852.“ Die andere findet sich bei einem in die Terrasse eingebauten Wärterstüblein und lautet unter der Ueberschrift „Sophienberg“ ebenso, mit der Zeitbezeichnung „vom 27sten März bis 30sten Juni 1854.“

Denn nur bewundern kann man es, mit welcher Sorgfalt diser schöne Weingarten sowol angelegt als unterhalten ist, und welche Summen der hohe Eigentümer alljährlich verwendet, um ihn zu einer Musterpflanzung für die ganze Umgegend zu erheben. Ueberall herrscht die größte Reinlichkeit und Ordnung, und die einfachen Erd- und Mauerarbeiten zeigen ebenso vile Zwekmäßigkeit als Solidität der Anlage.

Als wir am oberen Eingange, unweit unter der Kuppe des Berges, welche der alte Wartturm zieret, angelangt waren, überraschte es mich nicht allein, die herrliche Rebenanlage, in ihrer sanften Einbeugung gegen die Haupttreppe, von oben herab zu überbliken, sondern auch, eine Aussicht zu finden, welche zu den schönsten der Gegend gehört.

Wie mahlerisch lag das muntere Durlach vor mir — am Saume seiner Rebberge, zwischen seinen Gärten und den Wisen der Pfinz; wie erfreut folgte mein Blik der stattlichen Allee nach den Türmen von Karlsruhe, um hinter ihnen, mit der dunkeln Hard und den blauen Vogesen, in weitem Bogen hinzuschweifen — vom Speierer Dome bis beinahe zu jenem von Straßburg!

Auf dem alten Burgwege des Turmberges, am unteren Burgbrunnen vorbei, wandelten wir sofort nach Grezingen und statteten dem Augustenberge einen Besuch ab.

Der erste Gang war in die Ställe des Zug- und Milchviehes, welche sich in zwei abgesonderten, sehr geräumigen Gebäuden mit Scheune und Heuboden befinden. In beiden fand ich die stattlichsten Stüke. Es ist eine wahre Freude, solche Thiere zu betrachten, wie sie gesund und kräftig an ihren Krippen stehen — mit rükgewendetem Kopfe und aufgesperrten Augen, als wollten sie fragen, was der Fremdling bei ihnen schaffe.

Zwischen den Stallgebäuden und dem Wohnhause des Gutsverwalters dehnt sich ein geräumiger, völlig geschlossener Hof aus, bei dessen Eingang' ein großer steinerner Pump-

bronnen steht, welcher die ganze Wirtschaft hinreichend mit frischem Wasser versieht.

Aus dem Hofe tritt man in den Garten. Er wird durch einen bequemen Weg in zwei Hälften getheilt, wovon die kleinere mit Obstbäumen verschidener Gattung, mit Küchengewächsen, Blumen und Ziergesträuchen, die andere dagegen mit Reben meist fremden Gewächses bepflanzt ist.

An der östlichen Spize des Gartens, wo die herrliche Kastanienhalde des Buchenberges endet, erhebt sich das einfach, aber geschmakvoll erneute Lusthaus, in dessen kleiner Vorhalle die Geweihe zahlreicher Hirsche prangen, welche seit früheren Zeiten durch Fürsten des badischen Hauses in der Nachbarschaft erlegt worden.

Der obere Stok des Gebäudes hat das Niveau des Gartens, der untere lehnt sich an die Berghalde — hier gegen die alte Augustenburg, auf deren Dächer man herabsieht, und hier gegen den Kastanienhain, durch welchen ein breiter Fahrweg zu der üppigen Wise hinabführt, wo sich der Fischteich und der alte Bronnen befinden.

Von diser — in schattiger Tiefe gelegenen Seite des Gutes kehrten wir über die heitere Höhe, wo die Akerfluren, durch Bauwege unterschiden und mit zahlreichen Obstbäumen besezt, freundlich sich ausdehnen, nach dem Garten zurük, um uns in einer kleinen Laube an dem bereitstehenden Imbisse zu erfrischen.

Es wurde Elisabethenberger gekostet und er mundete wie das feinste Gewächs des Auslandes. Eine heiter belebte Unterhaltung über das Gut und dessen Umgegend, wovon wir einen Theil — das untere Pfinzthal, den Rodberg, das Dorf Grezingen und die weite Ebene der Hard, in lieblicher Ansicht vor uns erblikten, füllte die abendliche Stunde bis zur Heimkehr aus.

Der Elisenberger Muscat-Gutedel von 1846 hatte den Sig errungen und mit einem perlenden Glase desselben brachte

ich auf das Wolsein des hohen Spenders — des edlen Fürsten, welcher nach einer ruhmvoll zurükgelegten militärischen und diplomatischen Laufbahn seine Thätigkeit in so umfassendem Sinne der Landwirtschaft widmet und bei seinen Schöpfungen überall mit dem Nüzlichen so geschmakvoll auch das Schöne zu verbinden weißt, ein freudiges, mit innigen Dankgefühlen und Wünschen begleitetes Hoch aus.

Baden-Baden.

Durch die Eisenbahn ist das Bajä unseres Landes für die Karlsruher während der schönen Jahreszeit das Zil eines Ausfluges geworden, welchen sie an Sonn- und Feiertagen häufig machen, um frische Luft zu schöpfen und das Auge zu waiden, oder — ihr Glück im Spile zu versuchen. Daß lezteres dem Einen oder Anderen schon besonders gelungen, habe ich bisher nicht gehört; desto befridigter dagegen kehren die Meisten von ihrer Lungen- und Augenwaide zurük.

Es ist auch auffallend, wie lebhaft man schon bei Os, wo das herrliche Thal sich öffnet, den wolthätigen Einfluß der Gebirgsluft empfindet. Die Brust wird weiter, der Blick heiterer, die Seele lebensfrischer. Und so betritt man die Quellenstadt mit freudig gehobenem Gemüte.

Aber bald fühlt sich der Ankömmling von Eindrüken umdrängt, welche ihn — wenn er ein Freund ernsterer Betrachtung ist, in einen peinlichen Widerspruch seiner Empfindungen versezen. Mir begegnete dis bei meiner jüngsten Badefahrt in einem fast unleidlichen Grade, wovon das Bild der Zustände unseres Landvolkes die tiefere Ursache war.

Nachdem ich Reisetäschlein und Ueberwurf im gewöhnten Gasthause abgelegt und den Gaumen durch einen frischen Trunk gelabt, führte mich mein erster Gang, gleichsam in-

stinctmäßig, nach der Promenade. Ich fand hier mancherlei Interessantes, was durch geschmakvolle Nettigkeit und eleganten Glanz das Auge anzog, während eine angenehme Musik das Ohr beschäftigte und dem bunten Auf- und Abwallen der zalreichen Gesellschaft einen Schein harmonischer Bewegung verlieh.

Es ist nicht zu läugnen, das Leben und Treiben auf der Promenade hat für den humoristischen Beobachter etwas Fesselndes; mich aber trieb dismal ein dunkler Seelendrang bald wider hinweg aus dem schimmernden Gewimmel. Ich eilte hinauf durch die Stadt, wo die Reihe palastähnlicher Hotels mit ihrer Pracht das arme Herz beinah' erdrükte.

Wie ein Verfolgter, welcher nach dem Asyle eines Gotteshauses flüchtet, betrat ich den alten Fridhof neben dem Hospital. Hier sah' ich mich allein, von keinem eitlen Weltglanze gestört. Die Stille der Gräber war wolthuend für die gedrükte Brust und es beschäftigte mich angenehm zersträuend, die Altertümer des geweihten Ortes zu betrachten. Es sind dises einige Bildhauer-Arbeiten aus dem 15ten und folgenden Jahrhunderte, unter denen das große Kruzifix, welches sich dem Eintretenden so überraschend darstellt, von hohem kunstaltertümlichem Werte ist.

In beruhigter Stimmung verließ ich die Abgeschidenen und begab mich durch die alte Weiden-Allee hinauf nach dem Turnplaze, entzükt über das üppige Grün dises idyllischen Talgrundes; durchstrich sodann einen Teil des herrlichen Waldes am Hungerberge, und gelangte endlich zum Belvedere.

Geheilten Herzens und versöhnt mit dem Leben, welches mir dise wundersamen Naturgenüsse bot, ruhte ich da. Die Sonne war am Scheiden — sie vergüldete das Talparadis zu meinen Füßen, wo die Reize landschaftlicher Schönheit im tausendfachen Wechselspile von Licht und Schatten mit einander wetteiferten. Ich verweilte bis zur abendlichen Dämmerung, welche die Pracht der Gegend in einen Schleier barg,

aus dessen duftiger Hülle zallose Gestalten mit geheimnißvollem Zauber zu meiner trunkenen Seele sprachen.

Kein Aufenthalt kann für einen denkenden und fühlenden Menschen so vilfach anregend sein, als eine Saison in Baden. Die Kunst hat mit der Natur gewetteifert, dises Tal der aurelischen Quellen in ein irdisches Paradis zu verwandeln. Der Mahler, der Dichter, der Natur-, der Altertums- und Geschichtsfreund — alle finden sie den reichlichsten Stoff für Aug' und Seele.

Ich habe disen Reichtum empfunden mit der vollen Wollust des Herzens. Vom Schloßgarten, vom Frisenberg und Häslich[36]) ein Blick auf die Stadt; vom Cäcilienberge ein Blick in das hintere, von den Zinnen des alten Schlosses ein Blick über das vordere Tal und nach der Ebene des Rheines — sie sagten mir, wie herrlich die Welt, wie schön das Leben sei.

Am liebsten verweilte ich von jeher auf dem alten Schlosse. Das Stammhaus unseres Fürsten-Geschlechtes, eine theilweis uralte, eine große, schöne, von üppigem Waldesgrün' malerisch umschattete Burgruine, die Stelle einer herrlichen Fernsicht und während der Badezeit der angenehmst belebte Vergnügungsort, vereiniget es so vile Annehmlichkeiten und Reize, daß man auf weithin nichts Aehnliches findet.

Und noch sind es keine 50 Jahre, seit die Badener Kurgäste das alte Schloß besuchen. Denn von Schutt und Gestrüppe angefüllt, war es eine verlassene Trümmerstätte, zu welcher nirgends ein fahrbarer Weg führte. Erst nachdem der große Karl Friderich das neue Schloß zu Baden für

---

[36]) Ich schreibe so statt Häßlich, welche Bezeichnung der Ort nicht verdient. Der Name kommt sicherlich vom altdeutschen Hasel-ahi, was ein Haselgebüsch bedeutet, wie „Weidich" (Wid-ahi oder Widach) ein Weidengebüsch. Es finden sich in der Nähe von Baden noch mehrere Namen diser Art, z. B. der Rettich, die Selach (Sal-ahi oder Salweidengebüsch) und der Schlettich-Wald.

die schöne Jahreszeit zu seinem Aufenthalte gewählt, ward auch das alte zugänglicher. Der Ober-Hofmarschall von Montperny ließ im Frühlinge 1809 einen Fahrweg dahin machen, den Fußpfad mit Ruhebänken versehen und die Ruine vom ärgsten Schutte räumen.

Dise Widereröffnung der — in ihren Trümmern noch stolzen Wiege jener ersten Hermanne [37]) hatte einen Tag zur Folge, an welchem sie auf die schönste und würdigste Weise gefeiert ward. Den 11ten August desselben Jahres besuchte Karl Friderich in Begleitung seiner Gemahlin, zweier Kinder [38]) und einer kleinen Gesellschaft von Hofleuten [39]), das Schloß,

Wo umragt von Felsen und Ruinen
Eine Hütte lud zur schönsten Ruh'.
Jeder eilte mit vergnügten Minen
Ihrem gastlich kühlen Schatten zu.
Freudig ließ am Tische man sich nider —
Den verehrten Nestor oben an.
Menschengruppen standen hin und wider
Im Gebüsche und am Fels hinan.

Und es dampfte auf der Eichenbole
Des gedekten Tisch's ein ländlich Mahl,
Der Gesellschaft zum Genuß' und Wole,
In dem strohbedekten Speisesal.
Alle sah'n den Fürsten froh und heiter,
Zum Gewinn' der eignen Fröhlichkeit.
Jeder Blik im Kreise der Begleiter
Lachte dankbar ihm Zufridenheit.

Das Gespräch bewegte sich angenehm zwischen dem Vergnügen des Augenblikes und den Erinnerungen der Vergangen-

---

37) Von Markgraf Hermann II wenigstens weiß man es urkundlich, daß er sich nach dem Schlosse Baden benannte, und Hermann III war höchst wahrscheinlich dort geboren.

38) Der damals 13jährige Graf Max und die ein Jahr ältere Gräfin Amalie (von Hochberg).

39) Worunter sich Montperny, der Pfarrer Herr und Hofrat Jung befanden.

heit. Karl Friderich gedachte seiner Ahnen, welche fast ein halbes Jahrtausend auf Hohen-Baden gehaust, und es mochte ein stolzes Bewußtsein in ihm erweken, ihren Namen von der ursprünglichen kleinen Markgrafschaft durch seine Verdienste auf ein so schönes Land ausgedehnt zu sehen!

Der heitere Himmel des Tages, die trauliche Waldesstille des Ortes, die wundervollen Reize der Aussicht und der süße Geist des Rebensaftes hatten über die kleine Gesellschaft eine seltene Frohheit ausgegossen; da näherte sich schüchtern ein mährischer Zitherspiler, um mit seinem ärmlichen Instrumente ein kleines Geschenk zu verdienen. Man ließ ihn gewähren und er begann ein Lied vorzutragen, dessen Melodie von Mozart stammen sollte.

„Ein Traum ist alles ird'sche Leben" war der Gedanke seiner kunstlosen Worte; aber der einfache Naturmensch sang und spilte mit so innigem Gefühl', mit so naivem Ausdruke, daß der Geist des Liedes auf den sanften Schwingen der Harmonie lieblich zu den Ohren drang und zauberisch die Herzen fesselte.

Die Gefühle der Rührung bemächtigten sich allmählig des ganzen Kreises, und als der Sänger, mit dem Ton' und Blicke gläubiger Ueberzeugung, wie von einem höheren Geiste angeweht, sein Spil mit den Worten schloß:

„Und hat man endlich ausgeträumet,
Wenn sich das müde Auge schließt,
So sei die Trennung nicht beweinet;
Denn dort, wo ew'ge Wahrheit ist,
Da fällt der ird'sche Schleier nieder,
Und Alle seh'n wir dort uns wieder",

stahlen sich Thränen aus disem und jenem Auge und eine edlere Stimmung verband die ergriffenen Seelen zum zartesten Einklange der Sympathie.

In disem schönen Augenblike erhob man die Gläser und trank das Wol des fürstlichen Greises, seiner Gemahlin und des

Marquis von Montperny, welcher das sinnige Fest hervorgerufen. Der gewählte Tag aber, ohne daß man es wußte, war der Gedächtnißtag — Hermann des Heiligen [40]).

Meine Besuche der Trümmer von Hohen-Baden, wie meine Aufenthalte in der Grabkapelle zu Lichtental, im neuen Schlosse, in der Antiquitäten-Halle, in der Stiftskirche und bei den Römerbädern, blieben nie ohne tiefen und nachhaltigen Eindruk. Der vaterländische Sinn, die Neigung für einheimische Geschichte und Altertümer fanden da die reichste Nahrung, und das unmittelbare Betrachten so viler Denkmahle verflossener Zeiten hat mir die Geschike des Ortes und seiner Fürsten immer lebhaft vergegenwärtigt.

Ueber das römische Baden ist schon Viles und darunter sehr Tüchtiges geschriben [41]), über das mittelalterliche dagegen noch gar nichts, was die Ehre einer Erwähnung verdiente. Da aber Baden so lange Zeit die Hauptstadt zuerst der ungeteilten Markgrafschaft, und hernach der Siz des einen Astes unseres Fürstenhauses gewesen, so muß ein solcher Mangel dem Freunde vaterländischer Geschichte wol auffallend erscheinen. Die Römerdenkmahle [42]), die beiden Schlösser [43]) zu Baden haben ihre geschichtliche Untersuchung und Dar-

---

[40]) „Feyer am Hermannstage auf dem Alt-Badener Schlosse, den 11ten August 1809. Von Dr. J. H. Jung, genannt Stilling, großh. badisch. geheim. Hofrathe (Karlsruhe bei Müller, 1809)", aus welchem poetischen Schriftlein obige Verse entnommen sind.

[41]) Von Leichtlin zuerst in den Schriften der histor. Gesellsch. zu Freiburg. Dann hat Rappenegger in seiner „Aurelia Aquensis: die Stadt Baden als römische Niderlassung (Mannheim, 1853)" Alles gesammelt, was sich über disen Gegenstand an Funden und Forschungen bisher ergeben.

[42]) Bei Schöpflin, Sachs, Schreiber, Leichtlin, Klüber, Jägerschmid, Rappenegger und in den Schriften des badisch. Altertumsvereins.

[43]) In der schönen Schrift: Ehemals und Jezt, eine Erinnerungsgabe Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Leopold von

stellung erhalten — warum nicht auch die Heranbildung der Stadt, eines Heil- und Lustortes, den ganz Europa kennt?

Ich mag dise Frage nicht beantworten. Es sollen störende Gefühle beseitigt bleiben, damit das Wenige, was mir über das mittelalterliche Baden hier mitzuteilen gegönnt ist, als rein gehaltene Darstellung erscheine.

Wie so vile Städte des Mittelalters bildete Baden bis tief in's vorvorige Jahrhundert herab nur gleichsam eine Vorburg des Schlosses auf der Höhe, an welche es gelehnt ligt. Denn obwol die alte civitas aquensis mit ihren Landhäusern einen nicht geringen Umfang gehabt haben mag, so drängte sich das deutsche Städtlein, dessen bescheidene Wohnungen aus den Trümmern der glänzenden Aurelia erstunden, genügsam und traulich auf die nächste Umgebung seines Münsters zusammen.

Da waren die warmen Quellen mit den Ueberbleibseln der römischen Bäder, da lag der Marktplaz mit den Lauben und Bänken der Gewerbsleute, da stund der Ort mit der markgräflichen Veste über ihm durch Treppen und Schuzmauern in nächster Verbindung. Das ganze Städtlein ruhte am südlichen Bergabhange, wie in einem berechneten Schirme gegen den Feind, welcher das Tal heraufzog. Wo die äussersten Gebäude den Talgrund berührten, schlossen Ringmauer und Graben sie ab.

Die Ringmauer begann mit der Nordseite der Vorburg des Schlosses und zog sich vom oberen Thore, durch welches der Schloßweg führte, am Kanzleigebäude vorüber, zum Oser Thore herab (neben der Herberge des Hirschen) und weiter bis an den alten Mülenbach, wo ein Geviertturm die nordwestliche Stadtecke bildete. Von da lief sie hinüber an das Beuerner Thor (unweit der Osbrüke) und sodann beinahe

---

Baden für die Freunde deutscher Kunst- und Kulturgeschichte (Karlsruhe, 1851)", von Oberst von Krieg.

östlich aufwärts, an der Häuserreihe des Grabens hin, bis an das Spitalthor[44]) (bei der Herberge zum Salmen) und von da endlich hinüber an den Schloßberg (bei der Herberge zum Ungemach), von wo eine geschüzte Steintreppe zum Dagobertstürmlein hinaufführte[45]).

Die Stadt zerfiel durch dise Lage in eine obere mit dem Marktplaz' und eine untere mit der Hauptgasse, und zeigte ausserhalb der Thore schon Anfänge von Vorstädten. Die meisten Häuser bestunden nach altschwäbischer Art im Erdgeschosse aus Stokmauern, dann aus Rigelwänden, und hatten hohe Dachstüle. Die Gastherbergen waren großenteils ansehnliche, ziemlich abgesonderte und mit Hofräumen versehene Gebäulichkeiten.

Das Münster (oder die **ecclesia parochialis ad S. Petrum et Paulum**, deren Patronatrecht von den Markgrafen an das Kloster Lichtenthal und von disem an das Hochstift Speier gelangte) zeigt in seinen hauptsächlichen Bestandteilen die Baustyle von fünf verschidenen Zeitaltern. Wahrscheinlich war die erste Kirche aus den Trümmern eines Heidentempels errichtet worden[46]), worauf man im 10ten oder folgenden Jahrhunderte dasjenige Gebäude begann, von welchem der untere Teil des Turmes noch übrig ist.

Welcher Mittel- und Chorbau ursprünglich bestanden, bis der gegenwärtige an dessen Stelle trat, bleibt eine unlösbare

---

[44]) Dises finde ich urkundlich am frühesten 1562; sodann 1574 das obere Thor, 1577 die untere Pforte, 1638 das Beuerner Thor hinterm Salzgraben, und 1642 das äußere Thor an der Osbach.

[45]) Eine Abbildung der Stadt und des Schlosses Baden von der südöstlichen Seite, aus dem Jahre 1581 findet man in von Kriegs Schrift über die B. Schlösser, und eine von der Südwestseite, aus dem Jahre 1643, bei Merian, topogr. **Sueviae.**

[46]) Eine neuere Inschrift über dem Eingange des Salve-Chörleins lautet: **Domus domini in sæculo VII exstructa in ecclesiam collegiatam erecta anno MCCCCLIII.**

Frage; der mittlere Teil des Turmes aber gehört dem 13ten Jahrhunderte, und der obere den Tagen an, als das arme Baden sich aus den Schutthaufen des Brandes von 1689 allmählig wieder erhob [47]).

Der Chorbau hängt ohne Zweifel mit der Errichtung des Collegiatstiftes am Münster zusammen, wo er für die Chorherren nötig geworden. Schon Markgraf Bernhard I hatte den Gedanken gefaßt, die Haupt-Pfarrkirche in Baden zu einer Stiftskirche erheben zu lassen, und vom Papste hiezu auch die Verwilligung erlangt. Das Unternehmen kam aber nicht zu Stande, vermutlich, weil der Markgraf in vile Fehden verwikelt und dadurch um die nötigen Mittel an Zeit und Geld gebracht worden.

Markgraf Jacob I ließe sich's daher um so angelegener sein, die Absicht seines Vaters zu verwirklichen, und entwarf 1445 einen Stiftungsbrief. Hierauf wurden 1452 der Domdecan von Straßburg und der Domsänger von Speier durch den Papst mit der Errichtung des Stiftes für zwölf Chorherren beauftragt; aber das fromme Werk kam nicht so schnell zur völligen Ausführung, indem die lezten Canonicate erst 1470 und 1487 ihre Bewidmung erlangten [48]).

Werfen wir nun einen Blick auf die städtischen und Gemeindeverhältnisse Badens während des Mittelalters, um sodann die Geschichte der Bäder etwas näher zu betrachten.

Baden bildete mit seiner nächsten Umgebung von uralten Zeiten her eine besondere Herrschaft, welche wol aus dem

---

[47]) Laut der Inschrift über dem Eingange des Johannis-Chörleins: **Domus domini incendio vastata anno MDCLXXXIX reparata anno MDCCLIII.**

[48]) Nach dem „ausführlichen Vortrag von dem Verhältniß des Stifts zu Baden gegen die geistl. und weltl. Obrigkeit u. s. w., gefertigt von J. N. F. Brauer, hochfürstl. bad. Hofrath (Karlsruh **mense Junii 1779**)", einer der gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit dises Mannes entsprechenden Arbeit.

weiten Marktume der civitas Aurelia aquensis entstanden sein mag [49]. Sie war ein Besiztum der Grafen von Kalw und erbte von ihnen an den Grafen Hermann II von Hachberg, Markgrafen zu Verona, welcher sich daher auch de Badin genannt [50].

Dise Herrschaft bestund aus der Stadt Baden mit ihrer Gemarkung und dem Tale von Beuern mit seinen Nebentälern, also aus dem Wassergebiete des Osbaches. Denn gleichwie Stadt und Tal zusammen ein Kirchspil bildeten [51], so waren sie auch politisch zwei sich bedingende und ergänzende Gemeinschaften. In solchem Sinne gehörten die Dörfer Beuern und Gerhartsau, welche für nidere Sachen ihre eigenen Gerichte besaßen, in allen wichtigeren vor die vier Jahrgerichte zu Baden, wo „des Kirchspils Recht gesprochen ward.“ So hatten sie in Kriegsfällen mit der Stadt die Wachen und Reisen zu thun, und so genossen sie mit derselben gemeinschaftlich Holz und Wasser, Wun und Waid [52], bis ihr Anfall an das Kloster Lichtental die erste Trennung veranlaßte.

Für das Gebiet ihres Etters erfreuten sich die Badener eigener Freiheiten; hiezu kamen ihre städtische Befestigung und

---

[49]) Daß das römische Baden ein bedeutendes Gebiet hatte, ist durch alte Steine erwisen. Nun wurde zu den Bädern an der Os noch im 8ten Jahrhunderte eine Mark gezält, welche sich nordöstlich bis an die Murg, westlich eine Meile und südöstlich zwei Meilen weit erstrekte.

[50]) Vergl. hierüber meine Schrift: „Wahrer Ursprung Badens“, Karlsruhe 1849, S. 53 bis 62.

[51]) Loca praeterea ad hanc parochiam pertinentia sunt vallis Beuren, in qua sita sunt *Beuren* superius et inferius, monasterium *Lichtenthal*, villa *Malschbach*, *Geroldsowe*, *Schmalbach*, Gunzenbach et Ebersteinburg. Das Visitations-Protokoll des Landcapitels Baden von 1683.

[52]) Urkunde Markgr. Rudolfs I von 1288 in meiner Schrift über disen Fürsten, Karlsr. 1843.

Verfassung [53]), ihre bürgerlichen Gewerbe, ihre Bäder, Wochen- und Jahrmärkte, wodurch sie, bei der Nähe des fürstlichen Stammsizes und der Abtei Lichtenthal, schon früh' eine nicht unbedeutende Rolle gespilt.

Nach dem kirchlich frommen Geiste des Mittelalters bildete das Münster gewöhnlich das Herz einer Stadt, wo alle Adern der Bevölkerung zusammenflossen. Der Münsterplaz war beinahe immer auch die Marktstätte, daher der Gebrauch entstehen mußte, die Räume zwischen den Pfeilern des äusseren Kirchenbaues mit „Gaden" oder Kramläden auszufüllen. Diser Gebrauch bestund, wie zu Freiburg und Heidelberg, so auch zu Baden, wo die Buden, gleich den Mezgerbänken und dergleichen, von der Herrschaft an die Bürger um einen mäßigen Jahreszins verliehen wurden [54]).

Neben den Krämern, welche eine eigene Bruderschaft mit kirchlicher Einrichtung bildeten [55]), neben den Wirten und Herbergsvätern, Bäkern, Mezgern und andern gewöhnlichen Handwerkern, gab es im 15ten Jahrhunderte zu Baden die

---

53) Die Befestigung des Ortes als einer Vorburg des Schlosses versteht sich von selbst; aber alte Nachrichten darüber sind auch vorhanden. So bemerkt Königshofen im Register zu seiner Chronik (leider ohne Zeitbezeichnung): „Baden des marcgrauen wart ze einre statt gemacht", während er in der Chronik selber erzält, daß 1330 die Straßburger beide Städtlein Stollhofen und Baden vergeblich belagert hätten. Die Ausdrüke aber „zu einer Stadt machen" und „eine Stadt belagern" haben für die damalige Zeit keinen Sinn ohne eine Befestigung durch Mauern, Türme und Gräben.

54) Es erscheinen in den Urkunden: von 1476 bis 1576 die Gaden an der Stiftskirche (jährlich um 2 Gulden verliehen); 1478 der Fürkäuflerin zwei Gaden an der Stiftskirche, und des Goldschmids Gaden, und 1592 neue erlaubte Gaden oder Läden; sodann 1474 bis 1574 die Mezelbänke, einige zu 3, andere zu 1 und 1½ Gulden jährlich verliehen.

55) Fraternitas *mercatorum* sive institorum capelle beate Marie virginis in hospitali oppidi Baden. Urk. von 1467 in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrh. II, 4 und 166.

zunftmäßigen Gewerbe der Müller, Fischer, Ziegler, Wollenweber oder Tuchmacher, Kannengießer und Goldschmide [56]).

Alle Gewerbe, alle öffentlichen Anstalten und Verhältnisse waren durch Sazungen, Einungen oder Ordnungen geregelt. Es gab verschidene Zunftordnungen, eine allgemeine Stadt-, Almend- und Waidordnung, eine Markt-, Bad- und Bettelvogtsordnung [57]).

Dise Sazungen waren aus den örtlichen Interessen allmählig entstanden und hatten sich als altes Herkommen geltend gemacht. Sie entsprachen den Bedürfnissen, so lange sich die Ortsverhältnisse nicht wesentlich veränderten; nachdem aber das 15te Jahrhundert in beinahe allen Teilen des kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens einen so großen Umschwung hervorgebracht und dadurch in allen Städten eine Erneuerung ihrer Statuten nötig geworden, reichte auch zu Baden das alte Herkommen nicht mehr hin.

Glüklicherweise regierte damals Markgraf Christoph I, ein weiser, landesväterlich gesinnter Fürst, welcher sich's zu einer hauptsächlichen Aufgabe gemacht, die Ordnungen seiner Städte zeitgemäß zu erneuern. Er that es aber nicht plözlich, für ein- und allemal, sondern versuchsweise in längeren Zwischenräumen. So erhielt Baden in den Jahren 1491, 1507 und 1510 drei Erneuerungen seiner Verfassung, wovon die leztere bis in's folgende Jahrhundert bestehen blieb.

Nach derselben bestund das Stadtregiment aus einem Schuldheißen, Bürgermeister, Gerichte und Rate, welch leztere je zwölf Glider zälten. Der Schuldheiß (später „Amtmann" genannt) stund an der Spize des Stadtgerichtes und wahrte

---

56) Zunftordnungen für dise Gewerbe im Badener Statutenbuche circa 1486.

57) Im genannten Statutenbuche, woraus die oberrhein. Zeitschrift I, 48, 157, 437 und 442; III, 153 und IV, 138 und 291, das Wichtigste davon mittheilt.

die landesherrlichen Interessen; der Bürgermeister dagegen leitete mit den Ratsherren die städtische Verwaltung und vertrat überall die Angelegenheiten der Bürgerschaft. Er hatte die Strafen einzuziehen, die städtischen Bauten zu führen, die Polizei zu handhaben, und hieng darin von den Bestimmungen und Befehlen des Schuldheißen und Rates ab.

Die untergeordneten Beamteten und Diener der Stadt waren der Waldmeister und Stadtschreiber, der Büttel, Waldknecht, der Bettelvogt und die Wächter. Ersterer hatte mit dem Bürgermeister alljährlich die städtischen Rechnungen zu stellen, der Schreiber aber das Stadtbuch zu führen und die nötigen Ausfertigungen zu machen.

Jährlich einmal saßen Schuldheiß, Bürgermeister, Rat und Gericht zusammen, um sich gemeinschaftlich über den „Nuzen und Schaden" der Stadt und der Herrschaft zu besprechen. Was hiebei vorgebracht wurde, hatte der Stadtschreiber genau zu verzeichnen, damit die städtischen Häupter zu gelegener Zeit „jeglichen Punct und Artikel nach bestem Bedünken ordnen und ausrichten" konnten.

Dise Verfassungs-Erneuerung hatte der treffliche Fürst aber nicht allein wegen der veränderten Zeitverhältnisse vorgenommen, sondern zugleich in der ausdrüklichen Absicht, durch die darin gebotenen mancherlei Vorteile neue Ansidler nach Baden zu ziehen, also Bevölkerung, Handel und Wandel der Stadt zu heben [58]. Es geschah' solches auch sichtbar nicht

---

[58]) Christoph sagt im Eingange der Stadtordnung von 1507: „Wie wol unser statt Baden in unserm fürstentum der marggravschaft die vorderst und fürnemst, dahin us ursachen unsers gewonlichen hofhaltens und des natürlichen warmen wassers sich handel und wandel ziehet; so ist sie doch bisher nit höher, sondern minder, dann andere unser stätt, gefriet und lang zit mehr im ab- als ufgang gewest. Solichs uf bessere weg zu bringen, han wir die von Baden etwas witer wöllen frien und ihnen policien und ordnungen geben, durch die dieselb unser statt inskünftig gebessert und mehr zu achtung,

ohne Beziehung auf die Bäder, welche damals anfiengen, in der Welt bekannter zu werden.

Was die Aquae Aurelianae für die Römer gewesen, das sagen uns die alten Steininschriften noch; hernach freilich herrscht ein langes Stillschweigen über dise Bäder, als ob dieselben völlig untergegangen. Sie wurden aber bei der Eroberung des Landes durch die Alemannen nicht in dem Grade zerstört, daß die neuen Besizer sich ihrer nicht mehr hätten bedienen können. Im Gegenteil', die trefflichen Quellen mit ihrer römischen Fassung behielten auch für die damalige und alle folgenden Zeiten einen Wert, welcher sie zum Gegenstande öfterer Verhandlungen machte.

Denn warum wol rükten die Franken, nach Besigung der Alemannen, ihre Grenze von der Murg bis an den unbedeutenden Osbach herauf, wenn es ihnen nicht um die Bäder an demselben zu thun war? Warum wol strebten die Aebte zu Weißenburg schon so frühe nach dem Besize der Mark von Baden? Und warum wol wurde die halbverschüttete Aurelia ein solcher Zankapfel zwischen dem Stifte und den Großen der Nachbarschaft?

All' das gewinnt nur einen Sinn, wenn wir annehmen, daß die warmen Quellen und Badegemächer zu Baden auch in den nachrömischen Zeiten noch benuzt und geschäzt wurden. Der urkundliche Wortlaut, womit König Dagobert III dieselben im Jahre 712 an die Weißenburger vermachte, und die Ausdrüke, worin König Ludewig der Deutsche sie dem Stifte 873 wider zusprach, nachdem sich jene Großen ihrer als Lehen bemächtiget, reden deutlich für dise Annahme [59].

---

bau und stetem wesen gebracht werde, ihre inwonere auch an ehren und gütern zunemen und von uswendigen orten andere dahin zu ziehen dest mehr gereizt sin, und insonders alle, die da wonen, mit ihren narungen in allerlei werbung frei und unverborgen daselbst handieren, üben, bruchen und handeln mögen zu ihrem besten."

[59]) Dise beiden Urkunden sind bei Zeuß, cod. tradition. Wizenburg.

Die Weißenburger Mönche aber wußten die Badener Mark mit ihren Bädern dennoch nicht zu behaupten, und ohne Zweifel waren es die Grafen des Osgaues, ein Zweig von dem großen kalwischen Dynastengeschlechte, welche sich dieselbe als ein Reichslehen aneigneten und aus deren Hand sie teilweise an den jüngeren Ast der Zäringer gedieh.

Jahrhunderte lang verbliben die Bäder hierauf in freilich beschränktem Gebrauche, bis die Blühtezeit des markgräflichen Hauses unter Jacob I, Karl I und Christoph I auch das Badeleben ihrer Hauptstadt in besseren Schwung brachte. So stammen die ersten Nachrichten, welche über die Bäder zu Baden in öffentlichen Schriften erschienen, ebenfalls aus disem Zeitraume.

„Die Stadt Baden, schrieb der ettlingische Gelehrte Irenicus 1518, im Schoße eines Tales gelegen, besizt zwei feste Schlösser und heilsame Bäder, welche ihrer Heilkraft wegen allen übrigen vorgezogen werden" [60]. Man ersieht aus diser Stelle, wie bedeutend schon der Ruf war, dessen sich die markgräfliche Badestadt seit den Tagen Christophs I zu erfreuen begann.

Ein Geschlechtalter später theilte Münster in seiner Weltbeschreibung, welche ein allgemein gelesenes Buch wurde und bis 1578 beinahe ein halbes Duzent von Auflagen erlebte [61], über Baden folgende Nachricht mit, welche auf den Bäderbesuch daselbst gewiß sehr förderend gewirkt hat.

„Die erste und vornehmste Stadt der Markgrafschaft ist Baden, welche ihren Namen von den dortigen alten Bädern erhielt. Diselben sollen unter Kaiser M. A. Antoninus, etwa anderhalb hundert Jahre nach Christi Geburt erbaut

---

[60] Fridlieb in seinem Geschichtswerke Exegesis Germaniae.

[61] Ich habe drei diser Auflagen des berühmten Werkes unseres deutschen Strabo vor mir, die lateinische von 1554 und die deutschen von 1567 und 1578, in welch' letzterer von Baden-Baden S. 782 die Rede ist.

worden sein. Ihr Wasser, womit man an seinem Ursprunge noch Hüner und Schweine brühen kann, enthält eine Mischung von Schwefel, Salz und Alaun. Es hilft gegen Engbrüstigkeit, Augentriefen, Ohrensausen, Krampf und Gliderzittern, gegen Magenschwäche, Darm-, Leber- und Milzweh, gegen die Anfänge der Wassersucht und des Blasensteines, gegen das Podagra, die Raud und alle offenen Schäden, wie auch gegen die Unfruchtbarkeit der Weiber."

In den Urkunden des 15ten und folgenden Jahrhunderts finde ich genannt 1426 das herrschaftliche Badhaus, 1440 den Brühbronnen und die Herbergen zur Sonne, zum Engel und Salmen, 1460 die Herbergen zum Balderich und Schnabel, 1470 die zwei freien Bäder, 1493 die Badstube beim Spitalbronnen, 1512 die Herbergen zum Fülleder, Spieß, Trompeter und roten Löwen, 1529 zum Vogel Greif und 1577 zum neuen Bronnen.

Von den zwei Freibädern, welche die Herrschaft an einen gelernten Scherer zu verleihen pflegte, stund das große „armen, elenden Menschen um Gotteswillen" unentgeltlich offen, und mußte wöchentlich zweimal ausgelassen und gesäubert werden. Das kleine dagegen wurde nur den Badener Bürgersleuten unentgeltlich geöffnet; jede andere Person, sie mochte arm oder reich sein, hatte für dessen Benüzung täglich einen Pfenning zu entrichten.

Beide Bäder aber durften nicht vor der Frühmesse aufgethan werden, „damit Unfuhren von leichtfertigen Leuten vermiden blieben." Auch durften arme Kranke, ohne besondere Umstände, das Freibad nicht länger als höchstens vier Wochen benüzen, damit dasselbe nicht überlastet werde, da der Zudrang solcher Leute aus allen Gegenden immer sehr zalreich war.

„Starke Bettler, fahrende Schüler, Wallfahrer und derlei verdächtige Leute" wurden vom Bettelvogte streng überwacht, damit sie nicht inner- und außerhalb der Stadt be-

trügerischem Bettel nachhängen, in den Herbergen hinter dem Freibade mit den Dirnen heimliche Bulerei treiben oder sich dem Spilen, Zutrinken, Schlemmen und anderer Bubenfuhr ergeben konnten [62].

Man erkennt in disen Mittheilungen den trefflichen Geist der Landesverwaltung des Markgrafen Christoph, womit der weise Fürst seiner „forderſten und fürnehmſten Stadt, welche der Siz seines gewöhnlichen Hofes und dabei von dem allmächtigen Gott durch ein natürlich warmes, heilsames Wasser bedacht sei", auch eine Polizei-Ordnung für die Fremden geschenkt, „so zu ihrer Notturft und Heilung oder zur Wollust ihres Leibes" die Bäder derselben benüzten.

Die Wirkung der christophischen Ordnungen und Anstalten war von lange nachhaltiger Dauer, und da unter den nächstfolgenden Markgrafen, namentlich unter dem prachtliebenden Philipp II, das untere Schloß und die fürstliche Hofhaltung sehr bedeutend erweitert wurden, so gewann Baden auch in diser Beziehung einen Ruf, welcher dem Werte seiner Quellen mehr und mehr entsprach.

Man kann sagen: die Stadt erfreute sich von den Tagen, da Kaiser Friderich III den markgräflichen Hof widerholt besucht hatte [63]), bis zur Regierung des unseligen Eduard Fortunat einer Glanzeszeit, welche für damals ohngefähr war, was Badens jezige Blühte nach dem Maßstabe der Neuzeit ist. Denn man zälte das Freibad mit 4 und das Privatbad mit 11 Badkästen, die Badherberge zum Ungemach mit 60, zum Salmen mit 33, zum Engel mit 20, zum Ochsen mit 18, zur Sonne mit 16, zum Balderich mit 30, zum Spieß mit 34, zum Greifen mit 72, zum külen Bronnen mit 32 und zum

---

[62]) Zwei Urkunden über die freien Bäder von 1488 im Anhange zu von Kriegs Badener Schlössern, S. 162.

[63]) Kaiser Friderich III befand sich im Jahre 1473 vom Ende Junis bis Mitte Augusts, und 1485 vom Anfange bis Mitte Septembers zu Baden. Chmel, Regesten Friderichs III, 654 und 719.

roten Löwen mit 32 — im Ganzen also (ausser dem Armenbad) 12 Badeanstalten mit 362 Badekästen.

Bis zum Ausbruche des großen deutschen Krieges erhielt sich immer noch ein Teil diser Blühte; die Wirren und Einlagerungen von 1632 bis 1648 aber verscheuchten die Kurgäste und stürzten die Bürgerschaft in vilfache Not und Verarmung. Was half der Vertrag von 1641, wodurch Markgraf Wilhelm sich mit seinem Lande in den Schuz der Franzosen begab? Schon im folgenden Jahre kam eine Rotte französisch-schwedischen Volkes [64]) über die Städte Baden und Gernsbach und plünderte sie!

Waren nun troz der schlimmen Zeitläufe die Badener Bäder bisher noch zuweilen von Gästen besucht worden [65]), so brachten dise lezten Ereignisse das dasige Badewesen gänzlich in Zerfall, und als endlich der Fride wider kehrte, fand er in der ehemals so blühenden und lustigen Quellenstadt eine verlassene Bürgerschaft in täglichem Jammer über die Nachwehen der langen Kriegsjahre.

Noch 1658 klagten die Badener [66]), „daß ihrer Manche beinahe den bittern Hunger leiden müßten, indem sie nur kümmerlich so vil Geld zu wege brächten, um auf eine

---

[64]) Neuere Schriften sezen dise Plünderung in's Jahr 1643, was falsch ist; denn das gleichzeitige Tagebuch des Abts Niklaus von Herrenalb sagt beim 29ten August 1642: **Bada spoliata est**, und dasjenige des Abts Geiser von Villingen beim 1ten September des gleichen Jahrganges: **Obvius sclopetarius confirmat, *Gallo-Suecos* post Badenae et Gersbachii spoliationem trans Rhenum remigrasse.** Mone, bad. Quellensamml. I, 249 und II, 409.

[65]) Geisers Tagebuch S. 164, 179, 496 und das mallingersche S. 559, wo es beim 21ten Mai heißt: „Oberst Ziller ist mit 15 Pferden nacher Strasburg verreist und hat sich von dannen nacher Marggrafen-Baden begeben, ein Badencur zu brauchen."

[66]) Bittschrift des Stadtrates vom 29ten Juni „umb gnädigste Verordnung, daß die Wochenmärkt wie von Alters her möchten gehalten werden."

Woche, zu geschweigen also der nächsten und dritten, ihre Notdurft einzukaufen; daß sie daher, bei längerer Dauer diser Lage, sich keineswegs mehr zu ernähren vermöchten, sondern daß zu befürchten stehe, sie werden entweder ganz an den Bettelstab oder doch in solche Armut geraten, wo es ihnen nicht mehr möglich wäre, der Obrigkeit nur noch 3 Pfenninge an ihrer Steuer zu entrichten."

Disem herabgekommenen Zustande in gewerblicher und wirtschaftlicher Beziehung entsprachen auch die Aeusserlichkeiten der Stadt. Sie glich keinem Kurorte mehr, sondern einem Bauerndorfe mit offenen Misthaufen und Straßen voller Unrat. Es entstund in der Nachbarschaft das Sprichwort: „Wo man zu Baden durch eine Gasse geht, trifft man ein Schwein, einen Hund und eine Dirne an" [67]). Ich überlasse es dem Leser, sich dises Bild weiter auszumahlen.

Ein Geschlechtalter mochte darüber hingehn, bis die empfindlichsten Wunden des Schwedenkrieges vernarbt waren; aber der orleans'sche Krieg schlug der armen Stadt Baden, wie ihren Nachbarinen links und rechts, erst die tiefste Wunde. Ich will es wörtlich hersezen, was ein Zeitgenosse über den Mordbrand von 1689 der Nachwelt hinterließ, auf daß jene gottesvergessene Unmenschlichkeit wider und wider in Erinnerung gerufen sei, womit ein christlicher König des 17ten Jahrhunderts, das Haupt der gebildetsten Nation, ohne Notwehr — blos zum Hohne und Schreken, das ganze rechte Rheinufer von Mannheim bis Offenburg verwüsten ließ!

„Am 23ten August, berichtet Pater Hippolyt [68]), wurden zunächst die Stadtmauern nidergerissen, während dessen der

---

[67]) Der Abfasser des Visitations-Protokolls von 1683 konnte sich nicht enthalten, dis seiner kurzen Beschreibung von Baden beizufügen. Er gibt es lateinisch:

In quavis platea porcus, canis atque puella
Obvia, quo tandem progrediaris, adest.

[68]) Der ganze Bericht steht bei von Krieg, bad. Schlöss. S. 186.

Sohn des Herrn Louvois die Schalmeien vor dem Schlosse spilen ließ, um der Frau Markgräfin zu spotten und ihr ein Vorspil der Tragödie des folgenden Tages zu geben."

„Denn an disem Tage wurde die grausame Execution gegen die Stadt selber in's Werk gesezt. Man machte den Anfang mit dem Kloster zum heiligen Grabe, und kaum war ihre Durchlaucht dadurch aus dem Schlosse vertriben, so hat man auch dises in den Brand gestekt."

„Hierauf mußte das Kollegium der Jesuiten folgen und nach demselben die Stiftskirche. Und damit das Feuer hier unfehlbar das hohe Gewölb' ergreife, haben die Frevler, nachdem sie tausend Gottlosigkeiten gegen das heilige Sacrament auf dem Altare verübt, alle Stüle und Bänke zu einem Haufen über einander gestellt und angezündet."

„So gerieten alle Gotteshäuser und die Wohnungen der Bürger in Brand. Die Gloken zerschmolzen in der Flamme gleichsam zu Thränen, und alle kranken, elenden und müheseligen Leute, welche nicht von der Stelle konnten, wurden jämmerlich im Feuer begraben."

„Es war ein so grausames Schauspil, wie kaum jemals eines gesehen worden. Den heiter klaren Himmel fand man in kurzem mit einer dikschwarzen Rauchwolke, wie mit einem Trauerschleier bedekt, wohinter die Sonne sich verbarg, um das Werk der barbarischen Grausamkeit nicht zu erbliken."

„Das arme Volk war gezwungen, aus disem Jammer in die Wälder zu fliehen und in den Wonungen der wilden Tiere sich Schuz zu suchen, weil es bei Leuten, welche sich die allerchristlichsten nennen, keine Menschlichkeit gefunden."

Was Alles muß bei disem Brande zerstört und vertilgt worden sein, indem Baden damals bereits ein Leben von anderhalb tausend Jahren gezält [69]). Wie zalreiche Alter-

---

[69]) Der rhein. Antiquarius, nachdem er von der Pracht des Badener Schlosses gesprochen, fügt bei: „Im französischen Kriege zu

tümer und Kunstwerke mochten sich während diser langen Zeitenreihe in der vilbesuchten Residenz- und Bäderstadt angesammelt haben, welche jezt eine Beute der Zerstörung wurden, oder beim Wideraufbau der Wonungen sich in die Mauern derselben verloren!

Die Stadt erholte sich nur sehr langsam aus ihren Trümmern; denn die Zeiten der Erbfolgekriege konnten diser Erholung nicht günstig sein. Erst nach dem Friden von Achen (1748) bildeten sich wider gesicherte, ruhige, stetige Verhältnisse, worin die bürgerliche Gesellschaft zu neuem Gedeihen und Behagen gelangte. Erst jezt mehrten sich zu Baden auch die Kur-Gäste wider und gestaltete sich wider ein bemerklicheres Badeleben.

Die Stadt zälte aber nur noch vier eigentliche Badeherbergen, den Salmen mit 28, den Hirschen mit 25, den Balderich mit 23 und den Drachen mit 9 Zimmern, und dise befanden sich, mit Ausnahme des erstern, in sehr üblem Wesen. Mittelmäßige Kosttische mit geringen Weinen, Mangel an fast jeglicher Bequemlichkeit, unreinliche Wirtschaft, schlechte Bedienung und unfreundliche oder gleichgiltige Begegnung — das fanden die Gäste beinahe überall für ihr Geld!

Dise Uebelstände waren indessen eine natürliche Folge der vorhergegangenen Zeiten. Nach der stark verminderten Bevölkerung gewannen die Badener, bei ihrem reichen Gemeindevermögen und dem wachsenden Widerbesuche ihrer Bäder, ohne Mühe ein genügliches Auskommen und lebten sich,

---

Ende des 17ten Jahrhunderts ist dises Alles nebst der ganzen Stadt zu Grunde gerichtet worden. Denn nachdem die Franzosen die Stadt zuerst fünf ganzer Tage durch geplündert, 15 Wägen mit Wein, wie auch die Pomeranzenbäume und andere schöne Pflanzen aus dem Schlosse weggeführt, die Pallisaden verbrannt, die Contrescarpe geschleift, die Gräben ausgefüllt und die Ringmauern eingerissen hatten, stekten sie das Schloß und die Stadt also in Brand, daß auch nicht das geringste Gebäude verschonet blieb."

unbekümmert um Weiteres, ganz in den beschränkten Schlendrian ihrer örtlichen Verhältnisse und Gewonheiten hinein.

Da ihnen nun eine gewisse Anzal von Kurgästen alljährlich sicher war, und sie eine größere, zumal von vornehmeren Leuten, aus Widerwillen gegen jede Neuerung und Erweiterung ihrer Wirtschaften, nur lästig fanden, so erklärt sich ihr abstoßendes und gröbliches Benehmen gegen alle Fremden, welche mit der gewöhnlichen Bewirtung nicht zufriden waren. Um dises damalige Wesen der Badener, als ein Gegenstük zu dem jezigen, näher zu bezeichnen, folge hier der Auszug aus einem amtlichen Berichte [70]) des Hofkammerrates Dürfeld vom 6ten November 1765.

„Seit einigen Jahren sind vile, großentheils hochansehliche Personen nach Baden gekommen, wodurch es das Ansehen gewann, als wolle das dortige Bad wegen seiner manigfaltig heilsamen Wirkung neuerdings frequent und renomiert werden. Allein, diser Besuch muß bald auch wider abnehmen, wenn nicht dem Mangel viles Notwendigen und Bequemen, namentlich einer entsprechenden Polizei-Einrichtung, nicht abgeholfen wird."

„Schon sind vile Personen sehr unzufriden wider abgereist. Es muß den Wirten immer obrigkeitlich anempfohlen werden, ihre Gäste doch bescheiden und freundlich zu empfangen, wie denen Badener Einwonern überhaupt, den Fremden so zu begegnen, wie man es von civilisierten Leuten zu erwarten berechtiget sei."

„Für honnete Gäste sind, ausser dem Balderich, nur noch der Salmen, Hirsch und Drache zu besuchen. Es fehlt aber in disen Bad- und Gasthäusern an bequemen Zimmern, nötigen Gerätschaften und tauglichen Dienstboten, wie an einer gehörigen Tarierung von Speisen und Getränken.

---

[70]) Akten, die Einrichtung des Badener Bades betreffend, von 1764 bis 1805.

Die Bedienung ist nicht nur gewöhnlich eine schlechte, sondern mangelt oft gänzlich."

„Ich bin selber mit 15 sehr vornehmen Personen an einer Tafel gesessen, wo kein einziger Mensch vom Hause die Aufwartung besorgte. Wir waren genötigt, die Teller, deren nicht einmal genug bereit stunden, eigenhändig vom Nebentische abzulangen und zu wechseln. An frischen Servietten ist immer Mangel, und wer täglich eine haben wollte, mußte einen eigenen Vorrat davon mit sich bringen."

„Ausserdem herrschen noch andere Uebelstände, welche der Stadt Baden wahrlich zu schlechter Ehre gereichen. Denn einmal findet man überall offene Misthäufen und andere Unreinlichkeit in den Straßen, und alsdann kann ein Badegast keinen Fuß vor die Thüre sezen, ohne von einer Rotte Bettler angefallen und umzingelt oder auf seinem Wege verfolgt zu werden."

Je weniger aber die Badener und ihre Stadtbehörde für das Badewesen aus eigenem Antribe thaten, mit desto löblicherem Eifer sorgte die Regierung für die Emporbringung desselben. Sie verordnete zu disem Behufe eine eigene Commission von zwei tüchtigen Beamteten, ließ gedrukte Avertissements über das Bad verbreiten, ein Tagebuch medizinischer Beobachtungen führen, eine Beschreibung der Quellen und ihres Heilwertes veranstalten [71]), das Armenbad „für die elenden Tropfen" besser einrichten, ein Promenadehaus mit einer Allee anlegen, einen Augenschein über die Bad- und Gasthäuser, wie eine Preisbestimmung ihrer Zimmer und Tische vornehmen, und eine Badeordnung [72]) ergehen.

---

[71]) Sowol das Tagebuch (observationes medicae) als die Beschreibung verfaßte der Landchirurg und Leibmedicus Dr. Bellon; die leztere erschien 1766 im Druke.

[72]) Sie war von Hofrat Dyhlin entworfen und wurde 1768 durch die Presse veröffentlicht, unter der Aufschrift: „Ordnung, wor-

Ohngeachtet diser Bemühungen jedoch konnten die Badener Wirte noch immer nicht dazu vermocht werden, ihren Gästen reinlichere Zimmer, bessere Meubles und mehrere Bequemlichkeiten zu verschaffen. Der Badebesuch nahm sichtbar wider ab, wodurch sich die Regierung veranlaßt sah, neue Mittel und Wege zur Hebung desselben ausfindig zu machen. Und hier mußte ihr ein ausführliches Promemoria sehr erwünscht sein, welches der Kammerjunker von Gugomos zu Rastatt „über das Badewesen überhaupt und dann insbesondere über die Vorzüge und Mängel des Badener Bades" zu verfaßen und an sie einzusenden veranlaßt wurde.

---

nach sich währender Baad-Zeit zu Baden sowohl die Wirte als übrige dasige Bürgerschaft gegen die dahinkommende Baad-Gäste und dise gegen jene sich zu achten haben."

Nach dem „Bequartier- und Bewirtungs-Tax-Reglement" diser Badeordnung und nach dem Protokolle des „commissorischen Augenscheins" von 1767 hatten die vier damals noch vorhandenen Bad- und Gastherbergen zum Salmen, zum Hirschen, zum Balderich und zum Drachen jegliche drei verschidene Tische, den ersten Mittags (Suppe, Rindfleisch mit Zugehörte, Gemüße mit Auflage, ein Einsaz mit Gebäk, zwei Ragouts und ein Braten oder umgekehrt, Confect, Semel- und gemengtes Brot) zu 30, und Abends (Suppe, 2 Ragouts, Creme, Spargeln, Forellen, Krebse oder Artischoken, 2 Braten mit Salat oder gekochtem Obst, Confect und Brot) zu 24 Kreuzern; den zweiten Mittags zu 24 und Abends zu 20; den dritten Mittags zu 16 und Abends zu 12 Kreuzern. Die Preise der Zimmer und Kammern wechselten zwischen dem Maximum von 5 Gulden und dem Minimum von 45 Kreuzern für die Woche, und das Stallgeld für ein Pfert über Nacht betrug 2 Kreuzer, das Simri Haber kostete 26 und der Bund Heu 12 Kreuzer.

Was die Weine betrifft, so waren sie gewöhnliches Landgewächs von 24, 16 und 14 Kreuzern die Maß. Nur der Salmen-Wirt hielt fremde Weine, die Flasche Malaga und Champagner zu 1 Gulden 24 Kreuzern, die Flasche Muskat zu 40, Burgunder zu 30, und Mosler zu 24 Kreuzern. Man kann also sagen, daß heutzutage durchschnittlich das Doppelte von damals bezalt wird.

Ich erwähne diser Arbeit [73]) mit besonderem Vergnügen, da sie von tüchtiger Sachkenntniß zeuget und gleichsam das Programm für alle die Veranstaltungen und Einrichtungen enthält, wodurch Baden der vorzügliche und glänzende Kurort geworden, welchen jezt alle Gäste von nah' und ferne in ihm bewundern.

Ueber die Thätigkeit und Sorgfalt, welche die Regierung mit ihrer Badecommission seit den gugomos'schen Vorschlägen bis zum Ausbruche der französischen Revolution und sofort selbst während der ganzen Kriegszeit bis 1815, für Baden entwikelte, ligen 14 starke Aktenhefte vor mir, deren Inhalt beim Leser den Eindruk hinterläßt, als habe man den Badenern die Blühte und den Ruhm ihrer Stadt gleichsam aufdringen müßen. So schwer ist es oftmals, eine Bevölkerung aus ihrem alt gewohnten Geleise beschränkter Ansichten und träger, knauseriger Scheue vor zeitgemäßen Fortschritten, auf den Weg einer gesunden Betribsamkeit zu bringen.

Noch im Anfange dises Jahrhunderts bedauerte der Hofrat Posselt [74]) zu Baden den Mangel einer Post, guter Straßen, schattiger Spaziergänge, reinlichen Bronnenwassers und einer kalten Wasserleitung in den Bädern; die Vernachläßigung der wenigen vorhandenen Lustanlagen und Altertümer, die ärmliche Ausstattung der Vergnügungsorte und die Gleichgiltigkeit des Stadtrates in Beziehung auf die gerechten Wünsche der Kurgäste und die leichte Benüzung der überall sich darbietenden

---

[73]) Sie führt die Ueberschrift: „Plan zur Aufrichtung eines mit aller Bequemlichkeit versehenen Bades samt ohnmaßgeblichen Vorschlägen, in wie weit die wirkliche Einrichtung des Badener Bades davon abweiche, wie dem Mangel sowohl genugsamer als bequemer Beherbergung am füglichsten abgeholfen werden könne, und folglich der Nahrungsstand des Bürgers allda empor zu bringen seye." Akten über das Badener Badewesen von 1774 bis 1808.

[74]) Bemerkungen das Bad zu Baden betr. vom 8ten August 1801, in den erwähnten Akten.

Hilfsmittel zur Emporhebung des Badewesens. „Baden, fügte er bei, hatte zwar vom Mai bis Mitte Julis 1801 eine Zal von 775 Badegästen; aber was ist dises gegen die 4000 zu Wisbaden und die 6000 im Karlsbade."

Doch konnte solchen Klagen gegenüber der Hofprediger Walz schon 1807 sagen: „Die Einwohner Badens sind höflich und freundlich. Die Stadt verschönert sich allmählig; man legt neue Wohnungen, Bäder und Promenaden an. Es wird sehr auf Reinlichkeit gehalten, und geht jezt eine Post zwischen Baden und Rastatt. Das Hazardspiel, dises notwendige Uebel, soll künftig noch wolthätiger für die Armen benuzt und jedem Bankhalter bedungen werden, das Duplum zu bezalen" [75]).

Einen andern Hauptmangel aber begann man damals sehr lebhaft zu fühlen. Das 1765 erbaute und 1802 erweiterte Promenadehaus war noch immer der einzige Ort für gemeinschaftliche Zusammenkünfte der Kurgäste und entsprach in seiner beschränkten Einrichtung disem Zweke so wenig, daß das Bedürfniß eines in der Stadt gelegenen eigens eingerichteten öffentlichen Conversations-Hauses mit jeder Saison lauter besprochen ward.

Dieser Umstand veranlaßte nun den Hofrat von Sternhain, welcher als Director des Badewesens an die Stelle der bisherigen Badecommission getreten, über einen solchen Versammlungs-Ort und die Erzilung der nötigen Mittel zu dessen Bau und Unterhalt der Regierung einen wolbegründeten Plan vorzulegen [76]). Die Sache an und für sich erlangte

---

[75]) „Notizen und Bemerkungen aus dem Bade in Baden, im Juli 1807 geschriben an einen Freund von J. L. Walz, Oberhofprediger (Karlsruhe bei Müller, 1807)", welche kleine Schrift wegen einiger Bemerkungen eine bittere Entgegnung hervorrief in den „Noten zum Texte der Notizen über das Bad zu Baden" (von Pecher zu Rastatt).

[76]) Sein „Promemoria, die Errichtung eines allgemeinen

auch unter den Badenern vilen Beifall; als aber verlautete, daß das Jesuiten-Gebäude dem Plane geopfert werden solle, erwekte dises zalreiche und heftige Widersacher desselben — nicht allein bei der Bürgerschaft, sondern selbst unter den landesfürstlichen Beamteten.

Die Verwandlung eines geistlichen Gebäudes in ein öffentliches Vergnügungs-, in ein Tanz- und Spilhaus mußte eine so eifrig katholische Bevölkerung, wie die Badener von jeher gewesen, freilich verlezen; aber hinter dises Gefühl der Pietät verstekten sich auch persönliche Feindschaften und selbstsüchtige Interessen. Es kam zu einer leidenschaftlichen Aufregung; es giengen Abgeordnete nach Karlsruhe und entspann sich ein Spil von Intriken, welches in der That gesetzwidrig aussah [77]) und eine Untersuchung hervorrief.

Obwol nun aber auch Weinbrenner, welcher „aus Vorliebe zu seiner Kunst lieber einen eigenen Plan ausgeführt hätte", entschiden gegen den sternhainischen war, so mußte er sich endlich doch begnügen, die Einrichtung des neuen Conversationshauses im Jesuiten-Collegium zu leiten. Es wollte indessen damit nichts Rechtes werden, bis dasselbe aus der dunklen und engen Oertlichkeit wider entfernt und mit dem Promenadehause vereiniget ward [78]).

Vile Feinde fand natürlich auch das öffentliche Hazardspil, wie es im Conversationshause eingerichtet war. Der Oberamtsrat Molitor gab einen entschidenen Bericht dagegen

---

und öffentlichen Conversationshauses betr. vom 9ten August 1807" und mehrere nachfolgende Berichte über disen Gegenstand.

[77]) „Commissarischer Bericht über die untersuchten Beschwerden der Polizeicommission zu Baden gegen das dortige Oberamt" vom 15ten April 1808.

[78]) Neben demselben befand sich seit dem Sommer 1811 auch das neue Theater, dessen Bau der städtische Baumeister und Ratsverwandte G. Schneider geleitet hatte, „ein Mann, der nicht allein bei jeder Gelegenheit liberalen Sinn und Empfänglichkeit für die obrigkeit-

an die Regierung [79]) und manche braven Bürger äusserten sich mit Entsezen über die wahrscheinlichen Folgen „diser unsittlichen, verderblichen Einrichtung.“

Und jezo ist „das notwendige Uebel“ des Hazards eine Quelle für Baden, welche mit jener seines Heilwassers wetteifern darf. Wer von den jährlichen Gästen den Ort nicht wegen seiner Luft oder seinen Bädern besucht, der kommt dahin, um zu spilen, und das bildet zugleich den reichen Fond, aus welchem die meisten Mittel zur Verschönerung der Badener Anlagen geschöpft werden.

Ich hatte bis zu meinem jüngsten Aufenthalte in Baden die Spiltische nie gesehen, weil mich — ohngeachtet meiner starken Vorstellung von ihnen, niemals auch nur die leiseste Neugier dahin gezogen. Als ich aber nun ihre Bekanntschaft machte — welche Enttäuschung!

Da war Niemand, dessen Spilglük die Bank in Schreken sezte; Niemand, welcher sich über den Verlust seines lezten Dukaten mit der Faust vor die Stirne schlug oder wie ein Verzweifelter aus dem Sal' stürzte. Nur wenige Gestalten fesselten flüchtig meine Aufmerksamkeit. Etwa eine Dame, welche mit dem Lächeln vornehmer Gleichgiltigkeit gewann und verlor, ohne den Wechsel ihrer Empfindungen völlig verbergen zu können; oder ein junger Mensch, der mit zitternder Hand seinen kleinen Gewinn von dem grünen Tuche nahm; oder ein Mädchen neben ihm, welches schon das Guldenstük

---

lichen Anordnungen zu Badens Emporbringung bezeigte und sich dadurch vor seinen Kollegen im Stadtrate löblichst auszeichnete, sondern der sich auch mit rastlosem Eifer und seltener Uneigennützigkeit zur Ausführung diser Anordnungen mit dem besten Erfolge verwendete.“ Bericht des Amtes Baden vom 20ten August 1811. Schneider erhielt als Anerkennung die mittlere goldene Verdienst-Medaille.

[79]) „Bemerkungen zu dem von Sternhainischen Project für ein zu errichtendes Conversationshaus“ vom 8ten Dezember 1807.

der Verführung zwischen den Fingern hielt, aber den Mut nicht fassen konnte, es der Glüksgöttin anzuvertrauen.

Nachdem ich einige Zeit zugesehen, wie die Spiler große und kleine Summen sezten, und wie das blanke Gold und Silber hin und her geschoben wurde — was war der Eindruk, welchen dis Schauspil auf mich machte? Ich weiß ihn nicht zu bezeichnen; aber das kann ich sagen, daß mich am Ende die Langweile hinwegtrieb.

Ich verließ die prunkenden Säle und suchte D'raußen hinter den Säulen einen bequemen Siz, um das Leben und Weben der Promenade zu betrachten.

Aus der scheinbaren Gleichförmigkeit eines Ameisengewimmels entfalteten sich vor dem musternden Blike die einzelnen Gruppen der auf- und abwogenden Menge zum buntesten Gemische von Gestalten und Trachten. Die teuern Eitelkeiten der Mode ergiengen sich da im schimmerndsten Prachtspile — wie erdenselig die eine als Sigerin, wie eifersüchtig die andere, wie geärgert die dritte! Verschwendung und Verlebtheit, Geschmak und Bildung, gemessener Anstand und nachläßige Haltung durchkreuzten sich hundertfältig; bald steif und frostig, bald gewandt und artig begegnete oder begleitete man sich, und Alle schienen gleichwol eines und dasselbe Ziel zu suchen und zu finden — Zerstreuung und Vergnügen.

Aber könnte man, dachte ich, von den Seelen dises Gewimmels die verschleiernden Hüllen hinwegzieh'n — welch' ein Spil von Gegensäzen würde dem erstaunten Blike begegnen! Wie vil Falsches, wie vil Unnatur neben Aechtem und Natürlichem; wie vil Lüge und Verworfenheit neben Wahrheit und Tugend; wie vil Sorge, wie vil Schmerz neben Glük und Behagen!

Und gleichwol bewegt sich das Ganze äusserlich wie in einem Elemente von Harmonie und erscheint dem flüchtigen Aug' wie von einem Geiste angehaucht. Das ist die Wirkung

des conventionellen Anstandes, dises Kunstwerkes und Schuzgottes der s. g. besseren Gesellschaft [80]).

Es war schwül geworden und das Getrib' der Promenade machte mir noch schwüler. Auch bemerkte ich in scheuer Entfernung einige Zuschauer, deren Mine und Anzug eine bittere Ironie auf den Glanz des Ortes verrieten. Mein Herz ertrug ihn nicht mehr länger — ich kehrte in die Stadt zurük. Aber auch hier fühlte ich mich gedrükt, und verließ endlich die Gesellschaft der Lebenden, um wider bei den Hingeschidenen die Ruhe des Gemütes zu suchen.

Ich betrat den alten Kirchhof — beinahe in derselben Stimmung, wie am Tage meiner Ankunft zu Baden. Kein Mensch schien sich an dem stillen Orte zu befinden, wo das üppigste Grün blühender Gegenwart mit den Denkmahlen des Todes so sinnvoll wechselte. Ich sezte mich auf die Stufen des großen Kreuzbildes und überließ die wallende Brust ihren Bewegungen.

Als ich, ruhiger geworden, mich wider erhob und den Blik über die Gräberstätte hinwarf, begegnete ihm ein altes Mütterlein mit langem Rosenkranze, welches aus der nahen Capelle trat und auf den Fremdling zuwankte. Ich wartete die Arme geduldig ab und gab ihr eine Kupfermünze in die zitternde dürre Hand, worauf sie zufrieden ihr „Vergelt Euch's Gott" sagte und sich langsam weiter bewegte.

---

[80]) Indem der Anstand die Rohheiten und Gemeinheiten des Pöbels der „besseren Gesellschaft" äusserlich in Schranken hält, gewährt er ihm ein mächtiges Schuzmittel, aber auch ein desto gefährlicheres, wenn er den Dekmantel des Lasters und der Bosheit bildet. Denn der falsche Anstand fördert nicht allein alles mittelmäßige, characterlose Wesen, sondern ist auch vornehmlich die traurige Kunst, ein achtbarer, gebildeter Mensch zu scheinen, was im Gesellschaftsleben für niderträchtige Seelen tausendmal die Brücke zu ihrem selbstsüchtigen Zile abgibt. Der Schein, diser Götze der eitlen Welt, übt seine Zauberkraft auch in der „besseren Gesellschaft" am Beßten.

Kaum jedoch war ihre gebükte Gestalt hinter den Grabmählern verschwunden, so näherte sich ein anderes Weib, noch jung an Jahren, aber in ihren Zügen ein Bild des tiefsten Kummers. Sie blikte mich schüchtern an und sagte schüchtern: „Ihr habt eben ein Almosen gegeben, ich darf nicht schon wider ein's von Euch verlangen.“ An dise Worte knüpfte sich ein Gespräch zwischen uns und endlich die Lebensschilderung des Weibes — eine jener täglichen Tragödien, worin der Gerichtsvollstreker die lezte Rolle spielt [81]. „Jezt bin ich, schloß die Unglükliche, mit einem kranken Manne und drei nakten Kindern auf's freie Feld gesezt und kann mit ihnen verhungern, wenn mir der liebe Gott nicht eine wunderbare Hilfe schikt.“

---

[81]) Indem ich dise Zeilen niderschreibe, überschaut das Auge patriotisch-menschlicher Theilnahme den ganzen Jammer unserer Volksnot. Wie vil Selbstverschuldung auch dabei sein mag — die Kummergestalten all' der Armen, welche als Opfer unbarmherziger Verhältnisse zum Untergange vor unseren Augen verdammt sind, dise tausend und tausend Kummergestalten, mit einer furchtbaren Anklage auf den hungerblassen Lippen, nötigen mich, hier von ihnen zu reden — einer Blindheit oder Heuchelei gegenüber, deren Stimme in Gesellschaften und öffentlichen Blättern dise Zustände in ihrem wahren Verhalte zu läugnen oder zu beschönigen so sehr bemühet ist.

Freilich tragen Gemütsergüsse, wie diser, zur Milderung des Uebels gar nichts bei, und besser villeicht, als mancher jener Herren, weiß ich es, daß man gegen die Armut nicht zu nachsichtig sein dürfe, sondern ein so gefährliches Unkraut der Gesellschaft mit grausamer Strenge darnider halten müsse, wenn es den Wohlstand nicht überwuchern soll. Dise Grausamkeit ist eine Notwehr und entschuldigt sich von selber. Aber da, wo man das Uebel nicht mehr läugnen kann, es ganz zur Schuld seiner traurigen Opfer stempeln zu wollen und vornehm darüber abzuurteilen, ist entweder eine Herzlosigkeit der Unkenntniß oder eine lügnerische Verhüllung der wahren Quellen desselben. Wie bemühen sich doch überall Sünder und Sündenhehler, die Folgen ihrer Systeme und Handlungsweisen anderen Leuten oder den Zuständen in die Schuhe zu schütten!

Hilfe schikt — klang's in meiner Seele wehmütig nach, und es fielen mir die Goldrollen des Spiltisches ein. Ich betrachtete mich unwillkürlich, wie ich neben dem klagenden Weibe stund, am Fuße des bemoosten Steinkreuzes, umgeben von alten Gräbern und Grabdenkmahlen. Welches Gegenstük zu den Bildern der Promenade und des Conversationshauses!

Als die Frau, mit einer Silbermünze beschenkt, sich wieder entfernt hatte, fühlte ich mich gedrungen, in einem Winkel des Fridhofes ungestört auszuruhen. Eine jener Stimmungen, welche man nicht beschreiben kann, hatte sich meiner Seele bemächtigt und ich saß stille in mich gekehrt unter den schattigen Aesten einer Linde.

Du kennest wol auch solche Stunden, lieber Leser, wo man einsam mit vereinsamter Seele gewissen Gedanken nachhängt — Gedanken, welche weiter gehen und weiter, und das arme Herz, dessen Hang so gerne sich an's Leben klammert, auf halbem Wege grausam zurüklassen.

Endlich erhob ich mich, wie erwachend aus einem Traume; aber der Aufenthalt bei den Verstorbenen entsprach noch immer meiner Stimmung. Ich las einige Grabschriften und suchte dann das Steinkreuz wider auf, um es nochmals zu betrachten. Eine günstige Beleuchtung ließ mir dises Meisterwerk altdeutscher Bildnerkunst gerade auf's Vorteilhafteste erscheinen. Der Ausdruk in dem gesenkten Haupte des Heilandes, unter der leichten Beschattung von Har und Dornenkrone, groß und edel, zog die Seele mit geheimnißvollem Zauber an und versenkte sie in die Tiefen der Andacht.

Kaum hat jemals die Darstellung des Gekreuzigten einen stärkeren Eindruk auf mich gemacht, als dises Steinbild vom Jahre 1467. In demutsvoller Anschauung, innerlichst bewegt und gefesselt, stund ich davor und das Gefühl von der erhabenen Größe des Erlösertodes durchschauerte mir Geist und Herz.

Während ich aber beschauend vor dem Kreuze stund, knieten

ein armer Mann und eine vornehme Dame auf den Stufen desselben — von tiefem Kummer und Unglüke, das sprach deutlich aus ihren Zügen, an die Stelle vertrauenden Ergusses getriben.

Der Mann legte die gefalteten Hände auf das Eisengitter des Piedestals und lehnte sich mit der blassen Stirne daran; die Dame erhob ihren thränenden Blik nach dem Haupte des Erlösers — und das todte Steinbild schien zu leben. Mit unendlich mildem Ausdruke der Ergebung schaute es herab auf die Bittenden, und man glaubte die Worte zu hören: „Ertraget, wie ich ertrug."

Mit der ganzen Tiefe einer teilnehmenden Seele fühlte ich's in diesem Augenblike, wer ihn kenne — den Gottmenschen, den Lehrer der Liebe und Ergebung. Ihr kennet ihn nicht, ihr von Glükeslaune, von Leichtsinn, von Uebermut noch Geblendeten. Du aber, armer Mann, der nach durchrungenen Kummernächten, trost- und hilflos, seine lezte Bitte aus der verzweiflungsvollen Brust glühend an den Erlöser richtet; und du, schönes blasses Weib, das mit durchbortem Herzen, die Thräne ihres Schmerzes im Auge, voll zitternder Inbrunst zu dem Gekreuzigten emporfleht — ihr, ihr kennet ihn!

Unstreitig gehört das Badener Christusbild zu den schönsten Denkmahlen, welche wir von altdeutscher Kunst im Lande besizen. Das steinerne Kreuz mit seinem Gestelle ist von bedeutender Höhe und die Gestalt des Heilandes weit über Lebensgröße.

Das Anatomische des Bildes scheint strenge der Natur entnommen zu sein, und das (an beiden Enden als im Winde flatternd dargestellte) Lendentuch verrät durch seinen freien und leichten Faltenwurf sogleich die Meisterhand des Künstlers. Das gesenkte Christushaupt aber zeigt einen Ausdruk, dessen göttlicher Adel mit jedem Augenblike zauberhafter auf den Beschauer wirkt.

Der Meister dises Kunstwerkes hieß Nicolaus von Leyen [82]), wie er seinen Namen auf der Rükseite des Gestelles unter der Jahreszal 1467 mit kräftigen Zügen selber eingegraben. Auf der Vorderseite entspricht diser Inschrift ein Schild mit schreg nach links gekehrtem Pfeile, was für das Wappen des Stifters gelten kann. Denn an der südlichen Mauer des Fridhofes findet sich dasselbe Wappen auf dem Grabmale eines Hans Ulrich Scheerer [83]), welcher zwar schon 1442 verstarb, dessen Sohn aber recht wol das herrliche Kreuzbild konnte gestiftet haben [84]).

Wer aber der Stifter auch gewesen sein mochte — Meister Nicolaus erschuf das Bild sicherlich nicht, wie man bestellte Kunstwerke zu schaffen pflegt. Denn — konnte dise tiefe Innerlichkeit, welche das Antliz des sterbenden Erlösers athmet, wol in einem Manne gelebt haben, dessen Seele nicht selber innerlichst ergriffen war, nicht selber nach Gnade und Erlösung rang?

---

82) Man hat daraus fälschlich „von Leyden" gemacht. Es ist wol Leyen, zwei Meilen von Koblenz, der Stammort des bekannten Adelgeschlechtes von der Leyen.

83) Die Umschrift dises Steines lautet: **Anno domini MCCCCXLII. vff den sibenden dag des heumonetz. zwischen IX vnd X. obiit Hans Vlrich Scheerer. dem got gnad.**

84) Das Namensblatt an der Spize des Kreuzes hat über den Buchstaben J. N. R. J. eine Reihe gleichgiltiger Verzierungen, über disen aber 4 Zeichen, welche der Jahrzal 1221 gleichen, indessen wol nur eine Nachahmung hebräischer Schrift sein sollen. Unten am Kreuzstamme findet man das Zeichen CR9E, welches ich nicht zu erklären weiß. Vergl. Mone, bad. Arch. II, 157.

Das Steinkreuz auf dem Kirchhofe zu Offenburg mit der Jahrzal 1521 ist offenbar eine Copie des Badeners, aber von weit geringerem Kunstwerte. Ja, durch dise Nachbildung, welche einem als treffliches Künstlerwerk erscheint, wenn man das Original noch nicht gesehen, tritt erst das Meisterhafte des lezteren recht hervor, namentlich der Ausdruck des gesenkten Hauptes, welcher an dem Offenburger Bilde fast bedeutungslos ist.

Mich deucht, der Schöpfer des Meisterwerkes habe im eigenen Herzen schwer gelitten, habe in Tagen tiefster Ergriffenheit und inbrünstigsten Ringens eine Arbeit vollbracht, welche der Ausdruk seines Leidens und Hoffens ward.

Und hier träfen wir mit einer erklärenden Sage zusammen. Nach derselben hatte der Künstler den Vaterschmerz erlebt, daß ihm seine geliebte einzige Tochter entehrt und durch den Kummertod entrissen worden, worauf er im Ausbruche des Ingrimmes tiefster Verlezung den Entehrer nidergestoßen, sich selbst aber dem strafenden Gerichte übergeben. In der Reue über dise That habe der Unglükliche nun, wie zu einem Sühnopfer, das Kreuzesbild gemeiselt [85]).

Ich gehöre nicht zu Denen, welche das Mittelalter auf Kosten der Neuzeit zu sehr erheben; aber das ist mir zur Ueberzeugung geworden, daß es an Innerlichkeit solche Kräfte besaß und entwikelte, deren Gewicht wir, bei all' den ungeheueren Mitteln unseres äusserlichen Lebens und Treibens nimmer erreichen.

An den Ufern des Osbaches, wo man im Schoße der herrlichsten Natur ein gut Stük reicher und vornehmer Welt sich bewegen sieht, wo man durch Gesellschaftsgespräche und Tageslectüre an das Bedeutendste und Großartigste der Gegenwart hundertfältig erinnert wird — da habe ich jenen Gegensaz, welchen innerliche, individuelle Lebensfülle und äußerlicher, breiter Lebensreichtum zu einander bilden, immer

---

[85]) B. Baaders Volkssagen aus dem Lande Baden. Karlsr. 1851, S. 132. Man braucht dise Sage nicht so wörtlich zu nehmen. Ein Vaterherz kann tiefst erschüttert und mit Reue erfüllt werden, ohne den Stachel des Verbrechens. Meister Nicolaus (dessen Geschlechtsname Lerch war) wohnte zu Straßburg, welches er, nach Vollendung des dortigen Kanzleibaues und des Badener Cruzifixes, 1467 verließ, um auf Verlangen Friderichs III das Grabmahl dises Kaisers im Wiener Münster zu fertigen. Strobel, Gesch. des Elsaß. III, 461.

auf's lebhafteste empfunden. Was lassen denn das Victoriahotel, die Promenade, das Conversationshaus, mit ihrer eleganten Pracht, ihrem glänzenden Comfort, ihrem reichen, bunten Ameisenleben, in dir zurük? Ennui — dise Qual reicher Toren und Törinen, welche an Gasttafeln und Spiltischen ihr Gold verprassen oder sich im Wetteifer der Mode zur tollsten Abgeschmaktheit hinaufsteigern!

Das Mittelalter war nicht ohne ähnliche Auswüchse; aber sein Reichtum an tieferen Persönlichkeiten, selbstständigeren Characteren, entschideneren Handlungen und kühneren Thaten auch im gewönlichen Leben erhielt die Herzen frisch und bewahrte sie vor dem öden Wesen der Blasiertheit.

Was wir aus dem mittelalterlichen Leben an Erzeugnissen des Kunst- und Gewerbfleißes noch besitzen — von Gemählden, Bau- und Bildnerwerken bis herab zu Arbeiten der Schlosser und Schreiner, alles verrät dise selbstständige, tüchtige und doch so bescheidene Innerlichkeit. Wie bedauerlich erscheinen dagegen die Producte unserer maschinenmäßigen Thätigkeit, unseres Jagens nach Glanz, nach Effect und Façon, nach Schein und Surrogat!

Von

Schafhausen nach Karlsruhe.

1842.

Inhalt.

Schafhausen.

„Ich habe, sagt Göthe [1]) von der Stadt Schafhausen, in ihr nichts Geschmakvolles und nichts Abgeschmaktes bemerkt, weder an den Wonungen und Gärten, noch an den Menschen und ihrem Betragen. Vile Häuser haben bezeichnende Inschriften, auch wol manche ein Schildzeichen, ohne gerade Wirtshäuser zu sein."

„Es fiel mir die Art wider auf, an den Häusern da und dort Erker und Fensterchen zu haben. Wie nun dises die Lust anzeigt, unbemerkt zu sehen und zu beobachten, so zeugen dagegen die vilen Bänke an den Häusern von einer zutraulichen Weise nachbarlichen Zusammenlebens, wenigstens in vorigen Zeiten."

Dises wurde in den 90er Jahren geschrieben und noch immer hat Schafhausen, mit Ausnahme der neuesten Gebäude und Verschönerungen, dasselbe Gepräge. Die Aerker [2])

---

[1]) Schweizerreise im Jahre 1797. Schafh. den 18. September.

[2]) Vom alten arca, Arche, ein kastenartiges Behältniß, deren man an den alten Burgtürmen, wegen Beschränktheit des Raumes, von Innen nach Aussen anzubringen pflegte, welche dann bald auch Lichtöffnungen erhielten und endlich als Fenster-Erweiterungen auf die Häuser übergiengen.

und Gukfenster sind aber kein Erzeugniß der Lüsternheit, heimlich zu beobachten, sondern — wie die Wandgemählde, Inschriften und Hausbilder, eine Folge der Romantik des mittelalterlichen Lebens, welche in ihren reichen Formen überall das Trauliche und Bequeme mit dem Kühnen und Abenteuerlichen glüklich verband.

Nichts drükt den Unterschid des Geistes zwischen unserer Zeit und dem Mittelalter so bezeichnend aus, wie die jezige neben der damaligen Bau- und Wonweise. Eine mittelalterliche Stadt mit ihren zusammengedrängten, gewundenen Gassen, ihren in allen Größen und Gestaltungen wechselnden Gebäulichkeiten, ihren bunt bemahlten, mit Aerkern, Aerkertürmlein, Nischen und Gibelzaken versehenen Wonungen; und eine moderne mit den breiten, geradlinigen Straßen, den einförmigen, glatten, hellgetünchten, ich möchte sagen geschlekten Häusern — welche Verschidenheit!

In den Städten am Oberrheine von Konstanz bis Basel und weiter war die Sitte der Aerker, Gemählde, Inschriften und besonders der Bänke an den Häusern noch bis vor einem Geschlechtalter nicht ganz erloschen. Mit Vergnügen erinnere ich mich aus der Jugend manches traulichen Hausbänkleins in meinem Geburtsorte, wo man sich Abends, nach vollbrachter Arbeit, familienweise niederließ, und wenn dasselbe nicht mehr ausreichte, den Mangel mit herbeigeholten Stülen ersezte. Dergestalt wurde die Hauptgasse des Städtleins oft so munter belebt, als hätte sie sich in einen gemeinsamen Conversations-Sal verwandelt.

Wenn ich solche Erinnerungen mit Dem zusammenhalte, was mich jezt umgibt, so wird mir's zu Mute, als hätte der lezte Rest gesellschaftlicher Poesie und Traulichkeit für immer von uns Abschid genommen.

Das interessanteste Ansehen gewannen die mittelalterlichen Städte in ihrem Innern durch jene verschidenen Mahlereien an den Wänden der Häuser. Dise Sitte stammte von der

Kirche her, denn die ersten Hausgemählde waren Bilder von Schuzheiligen. Hiezu kamen hernach die Wappen der Familien oder des Landesherrn und allerlei Sinnbilder mit Denksprüchen und Verzierungen, welche nicht allein die Häuser schmükten, sondern auch die Stelle der heutigen Nummern vertraten.

Dem poetischen, überall das Ich selbstständiger Eigentümlichkeit zeigenden und gewährenden Mittelalter wären Hausnummern ein Gräuel gewesen. Die Häuser erhielten, abgesehen von den Namen der Eigentümer oder Besizer, eigene und bleibende Benennungen — meist von ihren Wandgemählden, und die Bewoner mußten sich's gefallen lassen, darnach bezeichnet zu werden. Man sagte zum Beispile: „der Herr im Fuchsen", oder „die Frau in der Sonne", und wer damit gemeint sei, wußte nicht nur jedes Kind des Ortes, sondern die ganze Umgegend.

Dise Bezeichnungsweise der Häuser und ihrer Bewohner hatte gewiß etwas Schönes, und ich möchte beinahe glauben, sie sei auch practischer gewesen, als die heutige Numerierung. Denn Nummern sind langweilig und daher schwer zu behalten, während sich Bilder und Denksprüche dem Gedächtnisse leichter einprägen, weil sie die Seele beschäftigen. Aber freilich — für Steuererheber, Quartiermeister und Eisenbahnreisende würden sie wenig taugen!

Man kann annehmen, daß jene Sitte der Deutschen, ihre Häuser mit verschidenen Farben zu bemahlen, in die älteste Zeit hinaufreiche, wie denn Tacitus schon davon redet. Nachdem die Städte entstanden, gestaltete sich daselbst die rohe Färbung allmählig zu Bildern, deren Gebrauch gewiß uralt ist. Als nun unter den Kaisern Max I und Karl V die Kunst der Mahlerei auch in Deutschland einen ausserordentlichen Schwung gewann und sich überall hin verbreitete, wurde es in den Städten gebräuchlich, daß der Adel, die Geschlechter und reicheren Bürger die ganzen Vorderwände

ihrer Wonungen bemahlen ließen, welcher Arbeit sich oft die nahmhaftesten Künstler unterzogen.

So haben sich in Schafhausen noch mehrere Wandgemählde diser Art erhalten, besonders eines am Hause „zum Ritter" [3]). Es rührt von Tobias Stimmer her, welcher 1534 daselbst geboren war und sich mit drei Brüdern (einem Oelmahler, Glasmahler und Formschneider), in einem Häuslein der Klause nächst der Stadt, zur künstlerischen Meisterschaft herangebildet.

Aus seiner Heimat zog Tobias nach Straßburg und Frankfurt, wo er ähnliche Wandgemählde hinterließ, und wurde inzwischen auch an den Hof des Markgrafen Philipp zu Baden berufen. Hier soll er die Bildnisse der markgräflichen Ahnen gemahlt haben, wie sie ehedem im Prachtsale des neuen Schlosses aufgestellt waren; zuverläßig aber gehörte seinem Pinsel die überige Ausschmükung dises Sales an, welcher dadurch berühmt wurde und in Pater Gamans einen eigenen Beschreiber erhielt [4]).

„Schafhausen ligt wie eine Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz. Die Stadt ist wahrscheinlich in diser Gegend wegen Hemmung der Schiffahrt durch den Rheinfall entstanden." Eine richtige Vermutung; denn seit undenklichen Zeiten bestunden an dem Orte eine Fähre über den Rhein

---

[3]) „Noch zieht dis Haus den vorübergehenden Fremdling an, wo unter allen Figuren der ritterliche Curtius sich auszeichnet, welchen der täuschende Pinsel so darstellte, daß er wirklich herunter zu stürzen scheint. Oben zur Rechten sieht man das schöne, heitere Bild des Künstlers, wie er vom Junker bezahlet wird." Erinnerungen aus der Gesch. der Stadt Schafh. II, 2, 151.

[4]) Krieg von Hochfelden, die beiden Schlösser zu Baden, wo S. 81 die Beschreibung der Salgemählde nach den noch vorhandenen Entwürfen, und S. 166 des Anhanges ein Abdruk der gamans'schen descriptio Aulae Badensis zu finden. Das Lob des T. Stimmer liest man bei Schellhorn, Ergözlichk. III, 1083.

und neben der Schiffslände etliche Hütten, was schon der Name Schafhausen [5]) anzudeuten scheint.

Im Verlaufe der Zeit sodann, lange vor der Stiftung des Klosters Allerheiligen, bildete sich daselbst ein weitschichtiges Hofgut der Grafen von Nellenburg, oder dieselben erwarben es von einem deutschen Könige.

Warum sollte man sich auch in diser lieblichen Gegend nicht gerne angesidelt haben? Das sonnige Ufer des Rheines, welcher hier, bevor er seinem großen Sturze entgegeneilt, besonders klar und sanft dahinfließt, und hinter dem Ufer der anmutige, von wolgelegenen, fruchtbaren Hügeln im Halbkreise umzogene Talgrund — wie traulich und einladend mußten sie erscheinen neben dem benachbarten großen Waldgebirge des Randen!

Dis Zusammentreffen einer so schönen Gegend mit der günstigen Lage am Landungsplaze oberhalb des großen Rheinlaufens und an der uralten Gränzmark zwischen dem Klet- und Hegaue [6]), mußte sehr hebend für die Aufnahme des Ortes sein. Wir lesen auch, daß derselbe schon um die Mitte des 11ten Jahrhunderts ein bedeutender Marktfleken (villa cum mercato et nundinis) von 112 Hofstätten mit einer Münz- und Zollstatt, zwei Mülen, neun Bier- und

---

[5]) Vom altdeutschen Scaf (scef, scif), navis. Doch aber — könnte nicht Schafhausen das gewesen sein, was man später Schäpflein nannte, eine Bier- oder Weinschenke, wie es oben am See noch mehrere gibt? Die älteste Schreibung des Namens lautet Scafhusun und scaf heißt auch haustus, oder haustrum, Trunk, Trinkgefäß; also bedeutete Schafhausen in disem Sinne so vil als „zu den Trinkhäusern." Nun kommt freilich das Wort scâfhus als ovile (Schafhaus) vor; aber die später angeführten 11 Schenken dürften für obige Ableitung sprechen.

[6]) Daher der Ort anfangs bald zu dem einen, bald zum anderen Gaue gezählt wurde. Später war das Bächlein Urwerf unterhalb der Stadt die bleibende Gränze.

zwei Weinschenken (tabernae cervisiae et vini), wie mit verschiedenen Brot-, Fleisch- und Fischbänken war [7].

All' das aber wurde an das Kloster Allerheiligen verwidmet, welches Graf Eberhard 1052 zu erbauen begann und dessen Sohn Burghart 1100 vollendete. Die Herrschaft des Krummstabes war für den Ort vilfach fördernd und während des 13ten Jahrhunderts wuchs Schafhausen zu einer wehrlichen, gewerbsamen, starkbewonten und vilbesuchten Reichsstadt heran.

Dise freudige Entwikelung wurde aber unterbrochen und gehemmt, nachdem die Stadt 1331 pfandschaftsweise an das Haus Oesterreich gekommen, wie es mit Rheinfelden, Neuenburg und Breisach der Fall war, welche damals das gleiche ungünstige Schiksal traf.

Um so höher schäzten die Schafhauser, als 1415 Herzog Friderich durch die Reichsacht all' seine Länder verlor, ihren Rückfall an das Reich, und um so eifriger hielten sie an der widererlangten Freiheit. Sie würden dieselbe genüzt und bewahrt haben, und sicherlich, nach dem Gange der statlichen Veränderungen am Ober-Rheine, jezt ein wichtiger Bestandteil unseres badischen Staates sein — hätte man sie nicht schon 1454 genötiget, sich der schweizerischen Eidgenossenschaft in die Arme zu werfen.

Disen Verlust, ähnlich wie jenen von Stein [8], verdanken wir dem blinden Städtehaß' des vorländischen Adels, namentlich dem tollen Eiferer von Heudorf, welcher in der schweren Zeit von 1450 bis 1473 so vil Schlimmes angerichtet. Er wollte Schafhausen wider österreichisch machen; aber anstatt die Bürgerschaft klug zu bearbeiten, belagerte der

---

[7] Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins I, 73 ff. und Archiv für schweiz. Gesch. VII, 235. Hiedurch wird die Legende widerlegt, daß die Gegend zur Zeit Eberharts ein unbewohnter Wald gewesen.

[8] Vergl. Band I, S. 261 dises Werkes.

Verblendete die aufgeregte Stadt und forderte mit hochfahrendem, junkerischem Troze ihre Unterwerfung.

Während er aber im Lager auf der benachbarten Anhöhe täglich eine demütige Abordnung mit den Thorschlüsseln erwartete, wendete sich die Stadt eilends an die Eidgenossen, und siehe da — eines Morgens, unter dem Geläute aller Gloken der Stadt und dem Freudenjubel ihrer Bewohner, zogen die eidgenössischen Gesandten über die Rheinbrüke in Schafhausen ein. Schmählich getäuscht machten sich die österreichischen Herren unter Flüchen und Schimpfworten davon, und ein Herr von Randeck sagte spöttisch zu dem von Heudorf: „Jezt habt ihr die Schafhäuser"!

Unwillkürlich wird man hier zu einer Vergleichung zwischen Schafhausen und Konstanz geführt. Dises, eine uralte, einst mächtige und wolhabende Reichsstadt in der günstigsten Lage am ganzen Bodensee, verliert durch Oesterreich seine Reichsfreiheit und büßt sofort seine Blühte und seine ganze Wichtigkeit ein. Jenes dagegen, eine vil jüngere Stadt, in einer weniger günstigen Lage, verliert ebenfalls, schon hundert Jahre früher, seine Reichsunmittelbarkeit zu Gunsten Oesterreichs, wird dadurch mehrfach in seinem Fortgange gehemmt, und soll, indessen an das Reich zurük gelangt, mit Gewalt dem Erzhause wider unterworfen werden, scheidet daher aus dem deutschen Reichsverbande — und ist jezt der wolhabende Hauptort eines zwar kleinen, aber blühenden Schweizerkantons!

Wie die meisten schweizerischen Hauptorte, so erhielt auch Schafhausen seinen eigenen Geschichtschreiber schon in älterer Zeit. Denn überhaupt war die Eidgenossenschaft von jeher eine wahre Heimat vaterländischer Geschichtschreibung, und schwerlich wird irgend ein europäisches Land oder Volk verhältnißmäßig so vile einheimische General- und Specialchroniken aufweisen können, wie die Schweiz.

Es ist bewundernswert, mit welchem Fleiße, Zeit- und

Kostenaufwande dise Arbeiten foliantenweise gesammelt, geschrieben und immer von Neuem wider abgeschrieben wurden. Wer aber den geschichtlichen Sinn in einem Volke je zu weken und zu nähren gesucht, verdient die laute Anerkennung seines Bestrebens. Darum rede ich hier gerne von dem alten ehrlichen Rüger, dessen Schafhauser Chronik, welche zu den bessern Arbeiten diser Gattung gehört, schon im vorigen Bande gegenwärtigen Werkes mehrfach benüzt worden.

Johann Jacob Rüger, im Jahre 1548 geboren, war der Sohn des schafhausischen Pfarrers Jacob Rüger und wurde von demselben wider für den Dienst der jungen evangelischen Kirche bestimmt. Nach vollbrachten Studien erhielt er die Pfarrstelle zu Schwanden in Glarus, kehrte 1575 in seine Heimat zurük und erhielt die dortige Münsterpfarrei, starb aber schon 1606 im besten Mannesalter.

Gleich während seiner Studienzeit hatte sich Rügers Neigung für die Geschichte entwickelt; zu Schafhausen gewann dieselbe ihre entschidene Richtung auf das Heimatliche, und als der emsige junge Mann die Verwaltung der Registraturen des dortigen Stiftes und Spitales erhielt, stund ihm auch ein reicher Quellenschaz zu Gebote. Die Geschichte seiner Vaterstadt beschäftigte ihn jezt ununterbrochen. Mit dem beharrlichen Fleiße eines ächten Patrioten verfolgte er alle Spuren, die ihm irgend eine Ausbeute versprachen und führte lebhafte Briefwechsel mit Gelehrten seines Faches.

Schon 1584 hatte Rüger den ersten Entwurf einer „geschichtlichen Beschreibung von Schafhausen" vollendet, welche später vilfach erweitert wurde und bis auf vier Folianten heranwuchs. Die lezte Hand legte derselbe kurz vor seinem Tode an das Werk [9]), welches das Gepräge histori-

---

[9]) Die erste Arbeit von 1584 habe ich in einer sanktblasischen Abschrift und vermehrt in einer schafhausischen vor mir; sie zählt dort

scher Treue und Gewissenhaftigkeit überall an sich trägt. „Rügern haben wir, sagt ein Schafhauser [10]), das Licht über unser Woher zu verdanken. Und er kam gerade noch recht; denn wäre auch das 17te Jahrhundert darüber hingegangen, so blieb keine Möglichkeit mehr, unsere Geschichte in's Klare zu bringen — wir hätten den Heimatschein verloren."

Rüger ist aber auch für den badischen Geschichtsforscher teilweise eine Quelle, indem er über den Kreis seines Kantones hinausgeht und sowol im Allgemeinen von den benachbarten Landschaften der Bar, des Klet- und Hegaues redet, als Insbesondere von mehreren dortigen Orten und Schlössern und ihren ehemaligen Adelsgeschlechtern vil brauchbare Nachrichten mittheilt [11]).

Hatten nun Arbeiter, wie Rüger, Tschudi, Justinger, Anshelm, Wursteisen, Hottinger, Haller und andere mit mühevoller Sorgfalt vil vaterländisch-geschichtlichen Quellenstoff aufgehäuft, so erschien — kurz vor den Tagen der größten Erschütterung des eidgenössischen Staatsgebäudes, noch der Mann, welcher disen Reichthum auch ächt patriotisch, ächt genialisch belebte.

In dem Lande, wo vaterländische Altertumskunde und Geschichtsforschung wie noch nirgends gepflegt worden, sollte

---

530, hier 660 Folioseiten, und hat bloße Ueberschriften ohne Bücher- oder Paragraphen-Abschnitte. Die größere Arbeit von 1606 dagegen zerfällt in 7 Bücher und trägt auch einen etwas andern Titel.

[10]) Der Verfasser der oben angeführten Erinnerungen, II, 2, 124. Wo bleibt die Fortsezung diser Arbeit?

[11]) Besonders interessant waren mir seine Auszüge aus den Urkunden des Stiftes Allerheiligen, und nun zeigte sich inzwischen durch die Bekanntwerdung einiger Stüke, wie wichtig diser urkundliche Schaz auch für die Urgeschichte unseres badischen Fürstenhauses sei, daher man einen diplomatisch genauen Abdruk der Allerheiliger Stiftungs-Briefe lebhaft wünschen muß.

füglich auch dasjenige Werk zu Tage treten, welches unter den Arbeiten deutscher Historiographie als bisher unerreichtes Musterbild einer Volks- und Landesgeschichte dasteht [12]) — gewisse Kritiker mögen sagen, was sie wollen.

Müller, welcher schon als Knabe an der rüger'schen Chronik die Seele für seinen Beruf entzündet, und sich als Jüngling mit Erforschung und Darstellung der Schiksale seiner nächsten Heimat angelegentlichst beschäftigt hatte [13]), schritt von da aus weiter und weiter, durchwanderte alle Orte der Eidgenossenschaft und schrib die Geschichte ihres Entstehens, ihrer ersten Gefahren und glänzendsten Tage nider.

Er schrib sie, wie einer der Alten, deren Geist ihn groß genährt, im Besize umfassenden Wissens, mit der ganzen Tiefe seines Gemüts, mit dem ganzen Schwung' seiner Seele, mit dem Blike eines Staatsmannes und Künstlers, mit ächt patriotischer Begeisterung und mit dem Schlüssel des Genies im Herzen.

Wenn einst dises veraltete Europa dem Despotismus, der Corruption und Barbarei verfallen und auch von der Schweiz nichts mehr vorhanden sein wird als ihre Alpen — nach ungezälten Jahrhunderten, werden die Gebildeten in ganz andern Kreisen aufblühender Völker und Städte neben Göthes, neben Schillers unsterblichen Schöpfungen, noch Müllers eidgenössische Geschichte, wie wir die großen Alten, lesen und dankbar bewundern!

Gar gerne hätte ich den weiteren Rükweg durch den hei-

---

[12]) „Geschichten, wie Humes und Müllers, sind die Gipfel vollendeter Zeitbeschreibung, treue Bilder des Wirklichen, der Umstände, Sitten und Thaten der Menschen und aller manigfaltigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens." Tschokke an Ittner.

[13]) Wir würden ihm gewiß eine geniale Arbeit über Schafhausen verdanken, wenn ihn der kleinstädtische Geist in der lieben Heimat nicht von der Herausgabe abgeschrekt. Vergl. Füßlin, M's Briefe an s. ältest. Freund, S. 22, 42, 93.

matlichen Kletgau und über die vier Waldstädte genommen, wo mir einst so manch' schöner Tag gegönnet war; aber die Besorgniß, von alten Freunden und Bekannten aufgehalten zu werden, bewog mich, den Postwagen über den Schwarzwald wider zu benüzen, der leider gerade, wie bei der Heraufreise von Freiburg über Donauöschingen, dise Streke während der Nachtzeit zurüklegte.

Man fuhr gegen Abend ab und erreichte noch beim lezten Sonnenstrale, nach einem lange ansteigenden Wege durch das enge und einsame, aber höchst lieblich grüne Tal von Mörishausen, das Zollhaus oberhalb Blumenberg, wo umgespannt wurde.

Ich betrachtete indessen die benachbarte Berglandschaft. Sie hatte in ihrer Abendbeleuchtung etwas ganz Eigentümliches, was mir ein Gefühl von erhabener Seelentrauer erwekte. Um mich her dehnte sich ein flacher Riedgrund aus, hinter mir schlossen düstere Tannenhalden die Gegend ab, gegen Westen aber öffnete sich die Aussicht, über die Schlucht des Wutachtales hinweg, nach den Hochebenen der Bar bis an den mächtigen Stok des Feldberges.

Der einzige Ort, welcher die Landschaft belebte, war das Städtlein Blumenberg mit seinen Burgtrümmern am Rande des Vordergrundes, zwischen den stattlichen Waldhöhen des Buch- und Eichberges [14]). Das Abendgold lag glühend auf allen Höhen zur Rechten und Linken, und flimmerte magisch durch den Dunstflor, welcher aus den Tiefen aufstieg, während das Städtlein, verschidene Bergrüken der Bar und endlich die Wand des Feldberges dem Auge ihre dunkele Schattenseite zukehrten.

---

[14]) Blumenberg (verdorben: Blomberg) ligt 550 Fuße über dem Wutachtale, die Höhe des Eichberges beträgt 3046, jene des Buchberges 2928 Fuß über der Meeresfläche, und die Gipfel beider ligen ohngefähr eine halbe Stunde auseinander.

Der nächste Ort, durch welchen wir weiter fuhren, war Ried-Beringen, mitten in einem Hügel-Lande, woneben sich der Fürstenberg erhebt. Damals krönte diesen Kegel das gleichnamige Städtlein noch, welches eigentlich nichts, als eine erweiterte Burg war, wie Blumenberg, Blumenfeld, Tengen und so manches Oertlein, dessen städtischer Rang auf eine Lächerlichkeit hinauslief.

Bei Bela gelangten wir in's Freie, das heißt in ein weites Ried- und Torfgelände, dessen nordöstlichen Teil die junge Donau durchschlängelt, hinter welcher sodann der stattliche Wartenberg erscheint. Dise Gegend bildet den Uebergang von dem Jurakalke des Randen zu dem Granite der Bar, und trägt auch in ihrer übrigen Gestaltung und Kleidung ein von der südöstlichen Nachbarschaft wesentlich verschidenes Gepräge.

Jemand von der Reisegesellschaft erkundigte sich um die bisher berührten Oertlichkeiten, und ich sagte ihm, daß wir uns in der eigentlichen Heimat des alten Hauses von Fürstenberg befänden. Die Herren von Blumeneck und Blumenberg, zwei Aeste eines Adels, dessen Stamm im Wutachtale seine Wurzeln gehabt, seien die namhaftesten Lehenleute desselben gewesen und auch in Blutsverwandtschaft mit ihm gekommen [15]). Die Grafen selber hätten, nach ihren Anfängen, den Beruf gehabt, in dem Bereiche des Schwarzwaldes, wo die Wutach, die Donau und Kinzig sich bilden, eine wichtige Dynastie zu gründen, wären aber durch Familien-Teilungen moralisch und finanziel geschwächt, wie durch politische Parteirichtungen verwirrt und ihrer Aufgabe bedauerlich entfremdet worden.

Während diser Unterhaltung war die Nacht herangekommen; die Gesellschaft wurde immer schweigsamer und versank

---

[15]) Ueber die Herren von Blumenberg findet man Nachrichten bei Fickler, Jahrzeitbuch von Neiding. I, 26 und II, 16.

endlich in einen Halbschlaf, aus welchem wir nur zu Donauöschingen, Unadingen und in der Neustatt erwachten, wo der Wagen neue Pferde erhielt. Von lezterem Orte an gieng es in stärkender und ermunternder Morgenfrische dem Höllentale zu. Als man ob der alten Schanze angelangt war, wurde ausgestigen, um die gähe Steige zu Fuße zu machen, wobei wir die versteiften Glidmaßen wider waidlich in den Gang brachten.

In kurzer Zeit saß die ganze Gesellschaft an dem reinlichen Ahorntische des Posthauses und labte das nüchtern gewordene Gemüt mit Kaffe und Wein. Es war ein herrlicher Morgen; unbeschreiblich heiter blikte der blaue Himmel auf das graue Gestein, auf die dunkeln Tannenforste und das üppige Wisengrün diser Hölle herab.

Freiburg.

In der freudigsten Stimmung sezte man den Weg weiter fort. Das frohe Schauspiel, wie die erstehende Sonne die höchsten Felsengipfel des Tales vergüldete, während aus den Waldeinschnitten einzelne Nebelstreifen nach ihrem Lichte strebten — verlieh der Seele einen jugendlichen Schwung, welcher auf's Angenehmste gemildert wurde, als wir aus den Felsthoren der Hölle hervor in die lachende Ebene des Himmelreiches gelangten.

Nichts kann lieblicher überraschen, als der schnelle Wechsel zwischen dem wildromantischen Gepräge einer großartigen Felsenschlucht und dem idyllisch-anmutigen Charakter einer weiten, sonnigen Talgegend, wie er hier stattfindet. Das Auge schwelgt in dem herrlichsten Grüne — vom Dunkel der Weißtannen bis zur Hochfarbe junger Buchen und frischbewachsener Wisen. Dann erhebt es sich und gleitet an wol-

gefälligen Talhöhen hinaus, bis Freiburg sich zeigt und hinter ihm die blaue Ferne der Vogesen.

Die Spize des Münsters aber, wie sie über die nächste Anhöhe hervorragt, scheint in geheimer Sprache dem Wanderer zu winken, der seine Schritte gerne verdoppelt, um die „Perle des Breisgaues" desto eher zu erreichen.

Bei meiner Ankunft in Freiburg war ich noch voll lebhafter Eindrüke aus dem Paradise der Seegegend, und fühlte nun im Anblike der breisgauischen Natur desto lebhafter, wie wenig man schöne Gegenden mit einander vergleichen sollte, um sie in ihrem landschaftlichen Werte einander vor- oder nachzusezen. Für jedwede ligt ein Triumph darin, daß man sie bei jedem neuen Besuche immer wider reizender findet, als alle anderen.

Zur richtigen Wertschäzung einer Gegend trägt daher die vertrautere Bekanntschaft mit anderen entschiden bei. Weilen wir am Bodensee, so gewinnen die dortigen Naturschönheiten ihren vollen Reiz für uns nur dadurch, daß wir fühlen, dises Eigentümliche, besonders Charakterisierende, fand sich an der Treisam und am Nekar nicht. Es ist mit schönen Gegenden ganz der Fall, wie in der Gesellschaft trefflicher Menschen, wo jeder durch die andern ausgezeichnet und gehoben wird.

Die ganze Umgegend von Freiburg ist ein reicher, üppiger, in den wolgefälligsten Gestaltungen wechselnder Landschaftsgarten, dessen Abstufungen vom höchsten und rauhesten Schwarzwaldgebirge bis zum mildesten Gelände des Treisam- und Rheintales das Auge des Beschauers wie in einem Zauberkreise hinreißen und fesseln.

Dis haben mir Fremde gestanden, welche schon alles Schönste in Deutschland, in Europa gesehen, und Jeder wird es gestehen, der an einem himmelheitern Sommermorgen auf dem Schloßberge an der Stelle geruht, wo die Aussicht über das Zartener Tal mit jener gegen den Kaiserstul sich verei-

nigt, oder der an einem sonnenreichen Abende auf St. Loretto von den hohen Linden aus die Landschaft in der Pracht ihrer italischen Färbung genossen.

Leider war mir dismal für das liebliche Freiburg ein einziger Tag gegönnt. Ich widmete ihn vor Tische etlichen Besuchen, Nachmittags aber in angenehmer Gesellschaft einem Ausfluge auf den Roßkopf. Wir machten den Hinweg über Herdern, durch das idyllische kleine Winbertstal und über den heiteren Johannisberg.

Nirgends tritt man aus dem tiefsten Schattendunkel des Waldes so plözlich auf die sonnige Höhe einer überraschenden Aussicht, wie hier — auf dem Johannisberge. Denn das dichte Gehölz' endigt scharf abgeschnitten auf dem Rüken eines kleinen Bergsattels, wo man die Kolosse des Zastlers, des Höllentales und der Wagensteige in ihrem blauen Dufte erblikt, sodann den üppig grünen Talbusen beider Zarten, die waldige Bergreihe von Kappel und Litenweiler, das freundliche Ebnet an der Talstraße, zwischen dem Vorsprunge des kleinen Roßkopfes und der rauschenden Treisam, hierauf das liebliche Wisenland, die Gebäude des Schiffes, des Schüzenhauses, der Würe, und den malerischen Eingang der Bucht von Günterstal.

Vom Johannisberge führt der Weg wieder nach dem Walde und in starker Steigung, längs dem Graben und Walle der alten Linie hin [16]), gerade aufwärts bis zum Scheitel des Roßkopfes, welcher vom Gehölze ziemlich frei ist und eine herrliche Fernsicht gewährt.

Bevor wir dieselbe aber genossen, lagerte sich die kleine

---

[16]) Ein Teil der großen Schanzlinie, welche vom Rorhardsberge durch das Elzthal, über den Kandel und Roßkopf, durch das Treisamthal (hinter Freiburg), über den Schauinsland, Feldberg und mit dessen südlichem Arme bis ins Rheinthal (bei Säkingen) lief und den oberen Schwarzwald militärisch abschloß.

Gesellschaft im Schatten eines freistehenden Baumes, um an der mildfrischen Bergluft die nassen, ermüdeten Leiber zu troknen und neu zu stärken. Dieser Zwek war bald erreicht, und man überließ sich jezt, mit erleichterter Brust, in voller Behaglichkeit, den Geistern der stolzen Höhe.

Der Roßkopf ist die letzte bedeutende Kuppe eines Gebirgsarmes, welcher sich vom Stoke des Kandel [17]) 4 Stunden weit gegen Südwest erstrekt, und dessen Ausläufer die Berghalden bei Freiburg und Zäringen sind. Durch dise Lage beherrscht er das ganze Treisamtal, den Eingang des Elztales, die ganze weite Ebene des mittleren Breisgaues mit dem Kaiserstule und den größten Teil des Elsasses mit seiner Vogesenkette — also eine Landschaft von wenigstens 60 bis 70 Geviertmeilen.

Nachdem wir uns an diser Aussicht reichlich gelabt, machte ich mir das Vergnügen, die Gesellschaft durch eine andere, wovon sie keine Ahnung hatte, zu überraschen. Ich beredete die Zaudernden mir zu folgen und führte sie auf der Westseite des Berges zunächst am Saume eines Tannengehölzes, sodann über eine kleine Bergwise hin, bis uns allerlei hohes Gesträuch den Weg versperrte. „Da haben wir's", sagten die Damen, welchen da und dort ein nekischer Dornzweig an den Kleidern zupfte — „so büßet man seine blindgläubige Folgsamkeit. Warten Sie nur, das wird sich rächen."

Kaum aber hatten die Drohendeu einige Schritte in das Dickicht gethan, als ein Ausruf freudigen Erstaunens meinen Triumph verkündigte. Wir stunden an der Zinne einer gäh' vor uns in die Tiefe stürzenden Felsenwand, und bliften in den Schoß eines kleinen Tales, welches alle Zauber einer bergländischen Idylle umschließt.

Dise Felsenwand trägt, wie jene bekannte in Tyrol, den

---

[17]) Der Scheitel desselben ist 4144, der des Roßkopfes 2463 Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Namen des heiligen Martin [18]), welcher seine Mönchszelle in so einer natürlichen Mauer (an der Loire bei Tours) gehabt. Sie ligt am nördlichen ersten Abschusse des Roßkopfes — gegenüber dem Mülbuke, auf dessen nordwestlichem Vorsprunge die Burgtrümmer von Zäringen ruhen. Linker Hand erblikt man den Schönehof [19]), wo das Zäringer Tälchen beginnt, und zur rechten sodann das Tal des Michelbaches, welches in das fruchtbare Wildtal mündet.

Die Höhen diser kleinen Berglandschaft sind bis tief hinab mit herrlicher Buchenwaldung bedekt und unmittelbar an diselbe schließen sich die frischesten Talwisen, so daß es einen grüneren Winkel der Erde kaum geben kann. Mit Wollust ruht der Blik darauf und labt sich fühlbar an der üppigen, heilsamen Augenwaide.

„Eine Engelskanzel bei Freiburg", sagte ich, indem wir die Stelle wider verließen. Auch hiefür belohnten mich die Blike der Damen, und munter gieng es jezo den Weg zurük bis zu dem Steine, welcher nach St. Ottilien weis't. Wir beschlossen ohne vil Zaudern, seiner Weisung zu folgen, und nach einer Viertelstunde nicht ganz ungefährlichen Abwärtssteigens — reihte sich die Gesellschaft um einen Tisch im Freien der traulichsten Einsidelei.

St. Ottilien besteht aus einem alten Kirchlein, worin die Quelle der wunderthätigen Heiligen des Ortes entspringt, einer ehemaligen Bruderhütte und einem Wirtshause. Dise ländlichen Gebäulichkeiten sind in die hintersten Winkel eines kleinen, hochgelegenen Tälchens gedrängt, und füllen eine malerische Terasse zwischen der lieblichsten Bergwise und dem üppigsten Buchenhaine.

---

[18]) Zuerst römischer Soldat, dann Mönch, hierauf Bischof zu Tours, starb diser berühmte Beförderer des Evangeliums 400.

[19]) Der Lieblings-Aufenthalt des seligen von Rotteck, wo er so Manches gedacht und geschriben.

Diser anmutige, einsam stille Talwinkel ist im Sommer ein wahrer Ort der Abkühlung und Erfrischung; denn nur über die Mittagsstunden dringt die Sonne in dessen verborgenen Schoß. Wie unendlich wol fühlten wir uns auf unsern Bänken am breiten Tische, unter dem Laubdache eines stattlichen Baumes! Da floß es von Milch und Honig, von köstlichem Gerstensafte und muntern, herzlichen Worten.

Die ganze Gesellschaft war vom Geiste des lieblichen Ortes durchweht und von der reinsten Freude gehoben. Eine der Damen besonders aber — ein kleines, lebhaftes Wesen voll humorsprühender Naivetät, wurde bald die Seele der Unterhaltung. Und hier konnte man sehen, wie unendlich reich und beweglich an Gestaltung und Farbe, an Kraft und Zartheit, die Sprache einer angebornen Mundart gegen unser erlerntes Hochdeutsch ist.

Die Dame sprach in ächt freiburgischer Zunge, mit dem ganzen Wechselspile breisgauischer Ausdruksweise. Der hartnäkigste Verspötter dises Idioms hätte schweigen und anerkennen müssen — in solcher Musik dialectischer Fülle und Manigfaltigkeit floß es von ihren Lippen. Da war nichts Gesuchtes und Geschraubtes, nichts Eintöniges, Bezeichnungsloses und Langweiliges; Alles drükte unmittelbar die Bewegungen der Seele, die Empfindungen des Herzens aus.

Die alteinheimische Mundart der Freiburger gehört zu den kräftigsten und volltönigsten im Breisgau, deren Vorzüge so zahlreich sind, daß man daneben schon etliche Auswüchse ertragen kann. Natürlich aber kommt es auch hier darauf an, wer sie spricht — ob ein gemeiner, gehaltloser Mensch, oder ein edler und kernhafter. Ich weiß, daß die Freiburger selbst über dises Lob stuzen oder lächeln werden. Anstatt mich aber dadurch beirren zu lassen, halte ich's für ein gutes Zeichen; denn gewiß hört man (für die Dauer) jene Bevölkerungen am unliebsten sprechen, welche in ihre Sprache verliebt sind.

Ueber die Verbesserung unserer Sprechweise herrschen die abgeschmaktesten Ansichten. Es geht bei uns meistens auch hierin auf eine sinnlose Nachäfferei hinaus. Man will sich das Preußische oder Sächsische, oder gar das russische Deutsch (es sei das schönste!) angewöhnen. Wenn aber die Leute nur wüßten, wie sich die feinen slavischen Zischlaute auf ihrer alemannischen Zunge ausnehmen!

Will sich Jemand eine schönere, edlere Sprache erwerben, so hasche er nicht nach fremdländischen Lauten, sondern lerne in seiner angebornen Mundart die Wörter deutlich und grammatisch richtig aussprechen. Die fremde Betonung wird ihm entweder nicht gelingen, oder seiner Zunge den Character rauben, welcher im Musikalischen einer Sprache liegt. Denn gerade dises muß ihr eigentümlich bleiben, sie von andern unterscheiden, gleichwie eine gebildete Persönlichkeit das Characteristische ihres Wesens durch die Bildung nicht einbüßen darf, ohne unendlich zu verlieren.

Unsere Damen hatten nicht umhin können, die Quelle der heiligen Ottilie zu besuchen und ihre Augen noch klarer zu waschen, als sie schon waren. Dises Wunder führte das Gespräch auf die Legende des Ortes, welche man von mir zu hören verlangte. Ich gab der widerholten Aufforderung endlich nach und erzälte:

Vor beinahe 1300 Jahren, in den Tagen des merovingischen Königs Hilderich II, herrschte Attich, ein austrasischer Edelmann [20]) als Herzog über das Elsaß. Er hauste auf der uralten Hohenburg hinter Ehenheim; aber nicht in dem wolthätigen Walten patriarchalischer Sitten, sondern nach Art der damaligen Großen hart und leidenschaftlich, und besonders unzufriden darüber, daß ihm seine Gemahlin Berchtsind noch keinen Erben geschenkt.

---

[20]) Vir illustris nomine Adalricus, alio nomine Ettich, Galliensium territorio oriundus etc.

Wie streng und rüksichtslos die Gemütsart dises Mannes war, wie er kein Gesez, als die Regung seines Willens, das Aufwallen seiner Leidenschaft erkannte, das erfuhren die armen Sornegauer und erfuhr's der heilige German, dessen Vorwürfe ihn so erbittert hatten, daß er denselben verfolgen und ermorden ließ [21].

„Das lautet ja aber wie die pure nüchterne Geschichte", unterbrach mich die kleine Freiburgerin. „Es ist auch, erwiderte ich, der Anfang einer rein geschichtlichen Erzälung, welche nur einmal ein Wunder zu Hilfe ruft. Und konnte dis nicht eine Begebenheit sein, deren Erscheinung an das Wunderbare gegränzt? Für den Menschen ist Alles ein Wunder, was er sich nicht einfach zu erklären weißt."

Endlich, fuhr ich fort, erheiterte sich die Mine des Herzogs — seine Gemahlin versprach ihm die Erfüllung seines höchsten Wunsches. Je stolzer ihn aber die Zuversicht erfüllte, die neuerworbene Würde auf einen Sohn zu vererben, um so bitterer demütigte der Herr seinen hochfahrenden Sinn — Berchtsind gebar eine Tochter, und zwar eine blinde!

Tief ergrimmt darüber wollte Attich das Kind nicht vor Augen sehen und bedrohte dasselbe widerholt mit dem Tode. Da ließ es die geängstigte Mutter heimlich nach Palma [22] in's Kloster bringen, wo ihre Schwester Aebtissin war.

Nun hielten sich in eben denselben Tagen zwei Männer von heiligem Rufe in Palma auf — der Bischof Erhart von Regensburg und sein Bruder, der abgedankte Erzbischof Hildulf von Trier. Dise tauften das blinde Töchterlein von Hohenburg unter dem Namen Ottilie [23],

---

[21]) **Trouillat**, monum. de l'hist. de l'anc. évêché de *Bâle*, I, 53.

[22]) Beaume-les-dames in der burgundischen Freigrafschaft.

[23]) „Viris dei ibi adhuc conversantibus Ethiconis filia caeca defertur, quam Hildulfus baptizavit eamque de sacro fonte Erhardus excepit et *Odiliam* vocavit." Chron. Walcandi.

und siehe da, es schlug seine Aeuglein auf und blikte sie lächelnd an — **clare intendebat in faciem eorum!**

Die Nonnen von Palma aber erzogen das Kind sehr sorgfältig und Ottilie wuchs zu einer ebenso schönen als frommen Jungfrau heran. Sie fügte sich geduldig in die Fesseln des klösterlichen Lebens; doch war das Gefühl, aus dem älterlichen Hause verstoßen zu sein, ein geheimer Dorn in ihrem jungen Herzen.

Inzwischen hatte Berchtsind dem Herzoge auch einen Sohn geschenkt, welcher in der heiligen Taufe den Namen Hugo erhielt. Als er herangewachsen, wendete sich Ottilie an denselben um ein Fürwort bei dem strengen Vater, dessen Huld er besaß. Der überraschte Jüngling freute sich des Besizes einer Schwester und brachte seine Bitte unverweilet vor; Attich aber wollte nichts von der verstoßenen Tochter wissen und gebot dem Sohne ewiges Stillschweigen darüber.

Bei dieser Stelle verriet unsere Kleine durch ironisches Kopfschütteln einen aufsteigenden Zweifel. „Was konnte denn, meinte sie, den Vater jezt noch bewegen, seine Tochter von sich zu halten, nachdem sie sehend geworden und zu einer so wunderschönen Jungfrau herangewachsen — und er noch überdis seinen Herzenswunsch durch einen aufblühenden Sohn erfüllt sah? Aber natürlich, wenn der Herzog seine Tochter jezt schon heimgenommen, so wär' die Geschichte aus und kein weiteres Wunder nötig."

„Wenn man will, erwiderte ich, so bedürfte es auch keines ersten. Haben Sie noch nie gehört, daß bei neugebornen Kindern die Augenlider oft wie verwachsen sind und sich nach längerer Zeit erst öffnen? Diser Fall durfte in so alten, wundergläubigen Zeiten nur mit einer wichtigen Handlung zusammentreffen, um als wirkliches Wunder zu gelten. Verrät ja die Legende selber das Geheimniß, indem sie naiv erzält: als der Erzbischof die Augen des Mägdleins mit dem heiligen Oele bestrichen, hätten sich die erweichten Krusten gelößt

und die Augenlider geöffnet![24]) Verfolgen wir aber, ohne uns über Wunder zu streiten, die Legende weiter."

Die Kleine jedoch erhob sich lebhaft dagegen. „Nein, sagte sie, nicht weiter, bis Sie für den fortdauernden Abscheu des Vaters einen vernünftigen Grund angegeben." Ich mußte mich fügen und fragte: „Ist's Ihnen nicht schon vorgekommen, daß Väter oder Mütter gegen ihre Erstgebornen einen unbezwinglichen Widerwillen empfanden, und daß dise Verirrung der Natur zu den empörendsten Mißhandlungen, ja zu Morden geführt?"

Kaum war meine Frage gethan, so brachte man in der Gesellschaft mehrere Beispile solcher Widernatürlichkeit und ihrer Folgen aus dem eigenen Erfahrungskreise vor, und der Erzäler, dadurch hinlänglich gerechtfertigt, ergriff den Faden seiner Legende wider.

Hugo ließe sich indessen von der Unzugänglichkeit des Herzogs nicht abschreken. Er dachte, wenn der Vater seine Tochter in ihrer jungfräulichen Blühte, mit den klarstralenden Augen, nur erst vor sich erblike, werde ihm das erstarrte Herz schon erwachen und aufgeh'n.

Eines Tages also, da Attich mit seinen Rittern auf der Hohenburg versammelt saß und sich hochgezeitlich erlustigte, fuhr ein geschmükter Wagen gegen die Veste heran. Wer mag darin wol kommen? war die Frage, und Hugo, voll freudiger Hoffnung, sprach zu dem Herzoge: „Vater, es ist meine Schwester." Hätte er's noch verschwiegen bis zum überraschenden Erscheinen Ottiliens — seine Absicht würde ihm besser gelungen sein.

Attich, in plözlichem Aufwallen über den eigenmächtigen Schritt des Sohnes, vergriff sich thätlich an ihm und traf ihn so unglüklich, daß derselbe an dem Schlag' erkrankte und

---

[24]) „Et cum oculos eius chrismate liniret, *ligaturis oculorum laxatis*, clare intendebat in faciem antistis." Vita S. Odiliae.

starb [25]). Dises Mißgeschik erschütterte den Vater, obwol er noch jüngere Erben gewonnen, im Innersten. Er schien wie umgewandelt, behielt Ottilien bei sich und überhäufte sie mit Zärtlichkeit [26]).

Nun aber war der Wunsch des stolzen Herrn, durch einen vornehmen Schwigersohn den Glanz und Einfluß seines Hauses zu erhöhen. Allein Ottilie, streng klösterlich erzogen, wollte in keine weltliche Verbindung treten. Da fiel der Herzog in seine alte Heftigkeit zurük. Er drängte ungestüm und drohend die Tochter, und dise, in der äußersten Furcht ihres Herzens, verließ fliehend die Heimat.

Wie sie geflohen und wer sie begleitet, davon erzält uns die älteste Legende nichts; daß Ottilie aber hier an disen Ort gekommen, dessen ist er mit seinem uralten Kirchlein selber Zeuge, und daß die fromme Jungfrau, von den Dienern des ergrimmten Vaters verfolgt, sich hinter den Felsen gerettet, auf welchem das Kirchlein steht, bezeuget die einheimische Sage.

Es sei aber, meinte die kleine Zweiflerin, doch fatal, daß gerade von diser Flucht Ottiliens und ihrer wunderbaren Rettung durch das Oeffnen und Schließen des Felsens — also von dem Kern' der Sage des Ortes, in der eigentlichen Legende, wie ich verraten hätte, kein Wörtlein vorkomme. Ueber disen Punct scheine die geschichtliche Treue des Erzälers ein Auge zuzudrüken, wie es etwa auch anderwärts zuweilen der Fall gewesen.

„Liebe Freundin", entgegnete ich, „von den alten Legenden der heiligen Ottilie schweigt diejenige, welche vollständig auf

---

25) „Pater iratus *baculo*, quem forte tunc manu tenebat, juvenem percutiens, filium trucidavit." Chron. Senon.

26) „Deinde filiam suam, quam ante spreverat, *intimo dilexit amore*." Daselbst. In der naiven altdeutschen Sprache ist dise Scene erzält bei Schilter, Elsäß. Chr. 517.

uns gekommen [27]), freilich über dise Flucht und Rettung; aber kann nicht eine andere und eine dritte, wovon wir nur Bruchstüke besizen, mit der Ortssage übereingestimmt haben? Und Manches aus dem Leben der Heiligen mag wol gar nicht aufgezeichnet worden sein. Machte sich ja der Verfasser eines jener Bruchstüke bittere Vorwürfe darüber, daß er es aus Leichtsinn unterlassen habe, Ottilien persönlich und ihre Lebensumstände an der Quelle kennen zu lernen [28]). Aber ich schließe meine Erzälung."

Als Ottilie ihrem Vater zurükgebracht worden, versönte er sich mit ihr, erbaute zu Hohenburg ein Nonnenkloster und machte sie zur Abtissin desselben. Hier lebte die gottesfürchtige, durch die Gaben ihres Geistes, wie ihres Herzens weit hervorleuchtende Frau in christlich wolthätigem Wirken, besonders durch eifrige Förderung der irischen Mission [29]),

---

[27]) Vita sanctae Odiliae, bei Mabillon. Dise noch ziemlich einfache Erzälung ist durch spätere Bearbeiter sehr ausgemahlt worden, wie sie bei Stöber (elsäß. Sagen S. 168) zu lesen. Grandidier (hist. de l'égl. de Strasb. I, 344) aber sagte vom Herzoge und Ottilien: Il voulut l'engager dans les liens du mariage; mais il approuva bientôt les sentiments de piété, que le ciel avait inspirés à sa fille. Les légendaires *débitent à ce sujet un conte aussi frivole que ridicule.* L'auteur contemporain de la vie de Sainte ne daigne pas le rapporter, et nous aimons mieux imiter son silence, que d'amuser le lecteur *de ce roman.*

[28]) „Hanc (Odiliam) multi nostrorum viderunt, et ego infelix pre nimia incuria *tanto me bono privavi* etc."

[29]) Die erste Zeit im Kloster zu Hohenburg war Ottilie einer schottischen Nonne übergeben, und als sie Aebtissin geworden, erat ei consuetudo, sagt die alte Legende, peregrinas suscipere *feminas*, tam de Scotia, quam de Brittania, nec non et *viros* ex diversis provinciis, et ex eis presbyteros ordinari rogavit. Daß das Christentum bei uns vorzüglich durch Männer und Frauen aus Schottland, England und Irland eingeführt und verbreitet worden, ist bekannt.

und starb als eine wahre Heldin ihres Geschlechtes und Standes, allverehrt und heilig geprisen, im Jahre 720.

Ich konnte bei disem Schlusse wol wahrnehmen, daß die Gesellschaft nicht recht befridiget war, und die kleine Dame bemerkte mir auch geradezu, es fehle meiner Legende ein Etwas, das sie nicht näher bezeichnen könne, dessen aber eine Heiligengeschichte nicht ermangeln dürfe.

„Zugegeben", erwiederte ich, „daß das Characteristische einer Legende — das hochherzige Opfer der Tugend für ihren Glauben, die wunderbare Kraft dises Glaubens und ihr Sig über die Hemmnisse des Bösen, in unserer Geschichte auch weniger hervortrete, so bildet es doch ihren Hintergrund. Die leidenschaftliche Natur der damaligen Großen, welche oft den wilden Tieren glichen, stellt sich in Herzog Attich dar, und das anfängliche Opfer diser Wildheit ist die arme schuldlose Ottilie; aber sie wird durch die Kirche zu humaner Tugend und gottvertrauender Ausdauer erzogen, rettet sich mutvoll aus allen Gefahren und bricht den stolzen, ungezämten, gottvergessenen Geist ihres Vaters. Attich wird ein frommer Bekenner der Kirche, ein Förderer evangelischer Sitten und ein WoltHäter seines Landes [30])".

Und so erscheint die Ottilien-Legende als ein kleines Bild aus der Culturgeschichte des merovingischen Zeitalters. Die rauhen, unbändigen, herrsch- und habsüchtigen Herren desselben, welche in ihrer despotischen Willkür oft die unmenschlichsten Dinge begiengen, denen nichts mehr heilig, nichts mehr furchtgebietend war, wenn einmal ihr Grimm erregt worden, wohin hätten sie es mit ihren Ländern und Leuten gebracht, ohne die Schranken nnd Fesseln der Kirche!

Es gelang der großen Bildnerin, durch den ihr eigen-

---

[30]) Schöpflin (Alsat. illust. I, 756) über den Character des Herzogs. In spätern Jahren sei er quietus ac pius princeps gewesen.

tümlichen Geist und das Mittel der Frauen, die Wüteriche zu zämen und menschlich zu machen. Die Gesellschaft gewann dadurch die Woltkaten der Ordnung und Sicherheit, der Rechtsachtung und Humanität. Wer sich aber in diser Arbeit heldenmütig hervorgethan, verdient nicht blos den Heiligenschein der Legende, sondern auch eben so sehr die Anerkennung der Geschichte.

Dergestalt hatte sich unsere Unterhaltung noch fortgesezt, nachdem wir von St. Ottilien schon aufgebrochen. Während des lieblichen Rükweges über die Kartause erreichte uns die Dämmerung, und so beschloß ich mit der scheidenden Sonne einen schönen, reichverlebten Tag, wie man's allein im Umgange mit der Natur und guten Menschen vermag.

Munzingen.

Andern Morgens in aller Frühe fuhr ich mit dem Postwagen nach Breisach, um von dort an den Rest meiner Heimreise auf dem Rheine zurük zu legen. Die fünfstündige Straße dahin berührt zunächst St. Georgen, dann Mengen und unweit davon Munzingen, wo sich eine Post befindet. Diser alte Pfarrort ruhet angenehm am Fuße des Tuniberges, welcher sich von da 9 Viertelstunden lang bis hinab nach Gottenheim erstrekt.

Offenbar war derselbe ursprünglich der südliche Ausläufer des benachbarten Kaiserstules, von dessen festeren Massen ihn ein Arm des Rheinstromes getrennt. Die riedreiche Niderung zwischen Jringen, Merdingen, Gottenheim, Eichstetten und Nimburg ist noch das unverkennbare Ueberbleibsel dises Armes, und der scharf abgespülte Westrand des Tuniberges trägt noch deutlich das Gepräge eines ehemaligen Ufers.

Südöstlich verliert sich dises aus Lehm, Löß und Kalktuff gemischte Hügelgelände wellenförmig teils in die Niderung des Mooswaldes, teils in die freie Ebene des Melinbaches. Seine bedeutendste Höhe erreicht dasselbe hinter Rimsingen, über dessen Lage der dortige „Schellenberg" 300 Fuße erhaben ist. An seinen verschidenen Halden erscheint es mit Reben bepflanzt, sonst aber mit Akerfeldern bedekt.

Auf den südlichen Höhen des Tuniberges genießt man — gleichsam aus dem Herzen des nidern Breisgaues, die herrlichste Aussicht über denselben. Namentlich ist dises der Fall von der Apollonien-Kapelle [31]) aus, und noch mehr auf dem Gallenberge, wo von den Schliengener Hügeln an der Blauen, der Bölchen und Schauinsland mit ihren manigfaltigen Vorbergen, sodann der Garten von Freiburg mit dem Eingange des Zarter Tales, die Höhe von St. Märgen, der Lindenberg, der Scheitel des Kandel, der Roßkopf, die schönen Berggruppen am Eingange des Gloter- und Elztales, hinter denselben die „rote Halde" von Oberbrechtal, hierauf der Hünensedel und Strittberg mit ihren lieblichen Vorhügeln bei Emmendingen und Heclingen; endlich der ganze Süden des Kaiserstules mit seinen großen Ortschaften, und gegen Westen das ganze Ober-Elsaß, dem staunenden Auge sich darstellen.

Dises reiche Panorama ist um so voller und reizender, je mehr — bei der bescheidenen Höhe des Standpunktes, die Flächen des weiten Bereiches verkürzt und zusammen gedrängt erscheinen, wodurch die Landschaft an mahlerischer Fülle ungemein gewinnt.

Rükſichtlich der landwirtschaftlichen Verhältnisse in den Gemarkungen des südlichen Tuniberges war Mengen ehedem ein vorzüglicher Fruchtort, der aber sehr herabgekommen, wäh-

---

[31]) Auf den neueren Karten heißt sie überall so, in den Akten des vorigen Jahrhunderts aber immer St. Ehrentrauts-Kapelle. Was dise Namensänderung verursachte, weiß ich nicht.

rend Munzingen und Rimsingen [32]) noch etwas besser stehen, obwol beides grundherrliche Orte sind, da ersteres den Grafen von Kageneck, lezteres den Freiherren von Falkenstein gehört.

Die Rimsinger Gemarkung scheidet sich in die zwei verschidenen Gewanne des guten und des rauhen Geländes; jenes ligt gegen Hausen uad Munzingen, dises — die sogenannte Härte oder Räuhe (im Volksmund' „Rüche") gegen Gündlingen und den Rhein hin. Gepflanzt werden darauf vorzüglich Weizen, Rocken und Lewat, was in der munzingischen Gemarkung wegen des leichteren Bodens schon weniger gedeiht. Dagegen ist der Rimsinger Wein merklich geringer, als der von Munzingen, wo zumal der Rote gesucht wird.

Mengen zält 800 evangelische, Munzingen 860 und von Rimsingen das obere 600, das nidere ungefähr gleichvil katholische Einwohner. Der Wert diser Bevölkerungen ist sehr verschiden, noch verschidener als das Erdreich, worauf sie sizen. Ich will nicht tadeln, dagegen lobend hervorgehoben muß es werden, daß zu Oberrimsingen, welche Gemeinde sich auch in sittlicher Beziehung vorteilhaft auszeichnet, noch ein gewisser Wolstand herrscht, welcher zwar durch wenig besonders reiche Bauern glänzt, aber auch ebenso wenig Arme und Bettler zur Seite hat.

Der Anbau der ganzen Gegend am Tuniberge ist ein uralter. Die Namen von Mengen, von Tiengen, Munzingen und Rimsingen nennen uns schon Urkunden des 8ten und folgenden Jahrhunderts [33]). In den ersteren drei Orten war das Stift St. Gallen begütert, während sich unter den Besizungen, womit Birchtilo, der Gründer des Gottes-

---

[32]) Ich meine hier beide — Ober- und Niderrimsingen, welche keine Viertelstunde auseinander ligen.

[33]) Mainga 786, Tuinga 888, Munzinga 845, Rimesinga 993, bei Neugart, cod. Alem. I, 88, 471, 640.

hauses auf dem Sulzberge (jezt Sulzburg) dasselbe bewidmete, auch Einiges zu Rimsingen befand.

Trägt die Birtels-Kirche bei Mengen von disem Dynasten ihren Namen, und gehörte er dem usenbergischen Geschlechte an, dessen Wiege hier am Tuniberge gewesen? Ich sage hier; denn lange bevor sich dasselbe „von Usenberg" benannte, hauste es zu Rimsingen — schon in den Tagen Otto des Großen.

Diser Kaiser hatte dem Stifte Einsideln 969 den königlichen Hof zu Riegel geschenkt, wohin die Orte Endingen, Kenzingen, Tutsfelden, Teningen, Balingen, Rotweil, Bergen, Boksberg, Burgheim, Wendlingen, Zarten und Liel gehörten. Ein so bedeutendes Besiztum aber bedurfte des Schuzes eines mächtigen Herrn, daher das Stift die riegelsche Schirmvogtei dem Dieterich von Rimsingen übertrug, welcher in der ganzen Umgegend begütert war [34]).

Gleichwie sich nun die Schirmvögte gewöhnlich über das ihnen anvertraute Kirchengut nach und nach eine erbliche Herrlichkeit anzueignen gewußt, so gründeten auch die Usenberger ihr ansehliches Gebietswesen im nidern Breisgaue wol vornehmlich auf die Bestandtheile des Riegeler Schirmhofes. Bildeten ja die Orte Kenzingen und Endingen, späterhin zu Städten erhoben, den Kern ihrer unteren Herrschaft, während die obere meist aus Besizungen bestund, welche sie vom Hochstifte Basel zu Lehen trugen.

Die Söhne Dieterichs von Rimsingen waren Hesso, Rudolf und Berchtold, von denen ersterer in der riegelschen Vogtei nachfolgte, der mittlere aber getödtet wurde, daher ihm seine Brüder 1032 mit Gütern zu Rimsingen und

---

[34]) Curtis imperii Riegol, que et regalis dicta, in pago Brisachgowe etc. Liber Heremi im schweizer. Geschichtsfr. I, 109. Die Bestätigung diser Gottesgabe durch Otto II von 972 s. bei Morel, Reg. der Abtei Einsideln, S. 4.

Büttikon eine Jahrzeit in der Kirche zu Einsideln stifteten [35]. Hesso hinterließ einen gleichnamigen Erstgebornen, einen Lambrecht und Ulrich, welche sich, durch den Finger des Unglükes gewarnt, den Werken der Frömmigkeit widmeten.

Denn als Ulrich auf dem Rheine einen Schiffbruch erlitten, gieng er nach St. Blasien, um daselbst als „Verschlossener" seinem Herrn zu dienen. Unter dem Gelübde des Stillschweigens den strengsten Uebungen eines Büßers ergeben, bewonte er eine enge, vereinzelte Zelle, aß weder Fleisch, noch Käse oder Eier, und wurde wöchentlich nur einmal von einem Priester besucht, welcher ihm die Beichte abnahm und an Festtagen das heilige Abendmahl reichte.

Der sanktblasische Chronist fügt disen Nachrichten bei, daß der fromme Herr in seiner Einsamkeit öfters vom Bösen heimgesucht worden und Mancherlei gesehen habe, was ihn ein befreundeter Bischof ewig in seiner Brust zu begraben ermahnte [36]. Wir lächeln über derlei Dinge, ohne den Zustand zu bedenken, welcher sich durch stetes Fasten, Büßen und Beten eines schwärmerischen Gemütes bemächtigen kann.

Weihte Ulrich mit solcher Weltverachtung sein ganzes Leben dem verschlossenen Gottesdienste, so erbaute und bewidmete Hesso nicht allein in Rimsingen eine Pfarrkirche, sondern 1052, nach dem Tode des Bruders Lambrecht, auch die St. Nicolaus-Kapelle bei Eistetten, welche er der dortigen Kirche unter dem Bedinge einverleibte, daß in selbiger sein

---

[35]) 969 Dietricus de Rimesingen, advocatus in Riegole, et Hesso filius eius post ipsum advocatus fuit. 1032 Hesso de Rimisingen dedit predium unum ibidem pro se et fratre suo Rudolfo occiso. Berchtoldus de Rimisingen adolescens, frater Hessonis prefati, dedit predium in Buttichofen. Daselbst, 109, 128, 407.

[36]) Gerbert, histor. S. N. I, 238.

und seiner Gemahlin Guta jährlicher Gedächtnißtag mit vier Priestern und Messen gefeiert werde [37].

Und als der „gute, gottesfürchtige Mann" vernommen, wie Abt Hugo von Kluni sein Stift zu einem Musterhause mönchischer Zucht und Frömmigkeit erhoben, übergab er demselben 1070 die Rimsinger Kirche [38], damit er sie in ein Kloster des klunischen Ordens verwandle.

Als jedoch die Sendlinge des Abtes zu Rimsingen angekommen, fanden sie den Ort vil zu belebt und unruhig für ein Gotteshaus ihrer strengen Regel, und beredeten den Stifter, das benachbarte Grüningen von dem Herzoge Berchtold einzutauschen und ihnen gegen die rimsingische Kirche einzuräumen. Dises geschah' sofort und bald erhoben sich daselbst die Zellen der neuen geistlichen Pflanzung.

Grüningen lag eine starke Viertelstunde von Rimsingen, wo jezt unweit der Landstraße die St. Jacobs-Kapelle steht. Der Ort entsprach ganz seinem Namen, da ihn ein reiches, liebliches Grün von Feldern, Wisen und Gehölzen umgab, welches — wie die lateinische Chronik sagt, amoenitate sua spectantium oculis grate arridebat [39].

Obwol nun diser einfache Schmuk des Ortes das Herz angenehm fesselte, und die Fruchtbarkeit seines Bodens den Schweiß des Anbaues reichlich belohnte, so gewann das neue Gotteshaus hier doch keinen Fortbestand. Der heilige Ulrich, welchem die weitere Einrichtung desselben übertragen war, fand die Lage von Grüningen dem Getribe des Laienvolkes immer noch zu nahe. Sein streng asketischer Sinn verlangte die einsame Stille einer verborgenen Berg- und Waldgegend,

---

[37]) Die Stiftungsurkunde hat Schöpflin, hist. badens. V, 20.

[38]) Ecclesiam, quam aedificavit in loco Rimesingun et omne patrimonium, quod ad eandem dicaverat. Bestätigungsbrief Heinrichs IV von 1072.

[39]) Auszug derselben bei Neugart, episcopat. Constant. I, 484.

wo das geheimnißvolle Dunkel der Haine, das sanfte Grün der Wisen und trauliche Gemurmel der Quellen dem frommen Hange einer weltentsagenden Seele besser entsprach.

Auf das Betreiben Ulrichs wurden die grüningischen Mönche daher nach der entlegenen Willmars-Zelle am Abhange des Schauinslandes versezt. Dort verlebte der fromme Eiferer in tiefer Abgeschidenheit seine Tage mit ihnen, und als er 1093 zum ewigen Leben entschlief, legten sie dem Klösterlein den Namen des Verklärten bei. Dasselbe kam in der Folge als ein Priorat an die Abtei St. Peter, welcher somit auch die Grüninger Kapelle zufiel [40].

Dises alte Kirchlein wurde, wie schon 1627, so auch 1669 wider neu hergestellt und einem Einsidler, dem Bruder Anton Maier von Löffingen, zur Versehung übergeben. Beinahe ein halbes Jahrhundert verlebte der fromme Mann ruhig in seinem bescheidenen Dienste; da erschinen im Sommer 1716 eines Tages zwei Männer aus der badischen Nachbarschaft, welchen er gastlich seinen Tisch anbot, erschlugen ihn meuchlerisch und entzogen sich durch die Flucht der Strafe dises abscheulichen Mordes [41].

Dem armen Märtyrer folgte in der verwaisten Einsidelei der Bruder Heinrich Hözer, welcher jedoch wegen Uebelhörigkeit 1724 wider abgieng, worauf Bruder Georg Franz aus Hagenau zu dessen Nachweser ernannt und der Aufsicht des Pfarrers von Gündlingen untergeben ward.

---

[40]) **Annales Prioratus s. Ulrici**, eine Handschrift des ehemal. Stiftes St. Peter. Sie besteht aus 2 Foliobänden mit vilen Urkunden und Briefen von 1087 bis 1725.

[41]) Das Grabmahl des Ermordeten ist in der Kapelle noch zu sehen, mit folgender Inschrift: „Allhier ligt begraben der andächtige Bruder Antonius Meyer, gebürtig von Löffingen, allhiesiger Einsidler, welcher von zwei Irrgläubigen, nach allmöglich erwisenen Gutthaten, mit Beil- und Messerstichen, etwas Geld zu rauben, erbarmlich ist ermordet worden, den 15ten Junii 1716.“

Noch hatte man über die Grüninger Einsidelei bisher keine Klage gehört, als dieselbe 1744 in die ersten schlimmen Hände geriet. Ein hergelaufener Mensch, Leopold Tremely aus Wien, welcher sich bei den Franziskanern zu Freiburg den Habit des dritten Ordens erheuchelt, wußte sie zu erlangen und ihren geweihten Friden zur Ausführung lasterhafter Gelüste zu mißbrauchen.

Als dises geheime Treiben entdekt worden, zog man dem Sünder die erschlichene Kutte aus, stekte denselben in einen Bauernkittel und jagte ihn als vogelfrei mit Ruten davon. Was von Einsidlern und Waldbrüdern so häufig mit Unrecht erzält und geglaubt wurde, war hier einmal wirklich der Fall, daher ich's auch nicht verschweigen wollte.

Im Sommer 1759 wurde das Kirchlein mit dem Bruderhause völlig abgebrochen und vom Grunde auf neu erbaut. Der damalige Inhaber der Einsidelei, Josef Federer aus Ebnet bei Freiburg, hatte die Steine und den übrigen Baustoff zusammen „geheischt", während das Stift St. Peter, als Zehentherr zu Grüningen, die Werkleute bezahlte und die innere Ausstattung übernahm [42]. Bruder Josef hielt eine sogenannte Winkelschule bis an seinen Tod (1785); noch vor Kurzem lebten Leute zu Rimsingen, welche dieselbe als Kinder besucht hatten.

Dis in wenigen Zügen die Geschichte einer einsam und schuzlos im freien Feld' gestandenen Kapelle — eines kleinen, gebrechlichen, öfters in Zerfall gesunkenen Gebäudes. Dieselbe ist noch vorhanden, umgeben jezt von dem Fridhofe der Rimsinger — und wem verdankt sie seit beinahe 8 Jahrhunderten dises zähe Dasein? Den unveränderlichen Grundsätzen der katholischen Kirche!

---

[42]) Dise Nachrichten sind aus Baumeisters handschriftlichen Jahrbüchern von St. Peter, einem höchst fleißig gearbeiteten Werke in 3 Quartanten von 1093 bis 1770.

So verkündigt, was allen Wellenschlägen und Stürmen der unbeständigen, immer Neues und Neues begehrenden Zeit, mit weltgeschichtlicher Dauer und Größe zu trozen bestimmt ist, nicht allein in der Majestät von St. Peters wundervollem Baue, sondern auch im geringsten Kirchlein eines Einsidlers, seine heilige Weihe und sigreiche Kraft.

Kehren wir zu den Usenbergern zurük. Auf den Stifter des Klosters Grüningen folgten zwei Hesso, wovon der eine 1111 den Grafen Otto von Habsburg erschlug [43]), der andere aber 1157 als Schirmherr der Frauen von Sulzburg erscheint [44]). Der Sohn dises leztern war Burghart, dessen die Urkunden von 1161 bis 1209 erwähnen [45]). Von ihm an zälte das usenbergische Haus noch sechs Geschlechtalter, gleichwie er seit dem Hervortreten desselben ebenfalls der sechste Stammherr war.

Geschah' es auch nur irrtümlich, wenn eine Urkunde von 1184 disen Burghart als „Grafen" bezeichnet, so wurden er und seine Vorfahren doch immer unmittelbar neben den Fürsten und Grafen aufgeführt [46]), woraus wol zu ersehen, daß sie unter dem breisgauischen Adel einen vorzüglichen Rang behaupteten.

Disem Range aber entsprachen auch die usenbergischen Besizungen, welche am Kaiserstul' die meisten Orte, im

---

[43]) Graf Otto war der Urältervater König Rudolfs I. Die Stelle über den Mord ist bei Herrgott, gen. Habsburg. I, 140.

[44]) Trouillat, monum. I, 331.

[45]) Dümge, reg. bad. 50, 57. Hontheim, hist. Trev. I, 603. Schöpfl. Alsat. dipl. I, 241. 281. Trouillat, monum. I, 399, 449.

[46]) So z. B. 1139 Herimannus Marchio (de Baden), Wetzel comes de Heigerloch, Theodericus de Rotenleim, Hesso de Vosenberc, und 1141 Ludewicus comes de Wirtenberc, Hugo (comes) de Tiwingen, Hesso de Vosimberc, bei Schöpflin (cod. bad. I 84) und Neugart (cod. Alem. II, 74).

Breisgauer Oberlande die Herrschaft Schliengen mit noch Anderem [47]), und im Treisamtale verschidene Güter und Rechte umfaßten [48]). Hieraus erklärt sich's leicht, wenn nach dem Erlöschen der Herzoge von Zäringen und Grafen von Neuenburg eben dise Usenberger neben den Häusern von Hachberg und Freiburg als das mächtigste Geschlecht erschinen.

Der Einfluß desselben auf die Geschike des Landes war daher auch lange Zeit von erster Bedeutung, und die Breisacher zumal empfanden ihn oft genug. Schon frühe hatten sie, durch ihr Bündniß mit den rheinischen Städten kühn gemacht, den Stein zu Usenberg, aus welchem ihnen so vil Schlimmes geschah, überrumpelt und zerstört, doch leider nur, um den verhaßten Besizern ein neues Zwinghaus erbauen zu müssen — die Veste Höhingen [49]).

Die Enkel des frommen Hesso schlugen zwar nicht ganz aus der Art; das Gotteshaus Tennenbach erfreute sich seit seiner Gründung fortwährend ihrer Wolthaten und das Nonnenkloster Wonnental verdankte ihnen sein Dasein [50]). Aber der kriegerische Geist belebte sie vorherrschend; von dem

---

[47]) Vergl. Sachs (bad. Gesch. I, 609) und meine Baseler Regeste in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrh. IV, 216, 232, 234, 377 flg. 380, 459. Neben Schliengen besaßen sie auch Steinenstatt und Güter zu Tottingen, welches von ihnen an die Johanniter und an St. Blasien kam. Urkunden von 1238 und 1239.

[48]) Z. B. den Hof Schupfholz, den Zehenten zu Eschholz und im Attenthal, auch Leibeigene in der Pfarrei Kirchhofen. Urkunden von 1276.

[49]) „Hiebei ist aber wahr, daß der Stein Usenberg durch die von Breisach dem Herrn von Usenberg zerbrochen worden, für welchen sie Höhingen haben bauen müssen." Bericht des Dr. Gut, hachbergisch. Landschreibers, von 1549. Wann dis geschehn, ist nicht bemerkt; aber 1294 war Höhingen schon gebaut und von einem Burgvogte (Castellane) bewohnt.

[50]) Tennenbacher Archiv, und Gesch. des Klosters Wonnental, Hdschr. Vergl. **Petri Suev. eccles.** 907.

Streit König Adolfs mit Herzog Albrecht an — 14 Jahre lang erklangen die Waffen der Usenberger im Breisgau!

Widerholt fühlte Breisach den Arm diser Herren; da erwekte 1321 ein Mord, welchen sie zu Neuenburg an drei Gebrüdern von Endingen begiengen, den Kaiserstuler Krieg, worin zwischen der Stadt Freiburg und dem usenbergischen Anhange so verwüstend gehaust wurde, daß eine Teuerung im ganzen Lande entstund [51]).

Diser Krieg aber brach das Glück und die Macht der stolzen Usenberger. Schon vor demselben hatten sie Verschidenes von ihren Gütern und Rechten veräussert; da brachten die Kriegskosten und die Entschädigungen, wozu sie verurteilt wurden, eine schwere Schuldenlast auf ihr Haus, welche von den ererbten Besizungen ein Stük nach dem andern hinwegfraß. Als um das Jahr 1380 der lezte Herr von Usenberg ruhmlos aus der Welt schied, erlangten die Markgrafen zu Hachberg was von der oberen, und die Herzoge zu Oesterreich, was von der nideren Herrschaft noch überig war [52]).

Wie wir bei Riegel gesehen, so war auch Munzingen ursprünglich eine villa regia, ein freies Reichsgut, zu welchem verschidene Güter und Leute in der Nachbarschaft gehörten. Dises bedeutende Gut aber vermachte schon 845 Kaiser Lothar, auf besondern Antrib seiner Gemahlin Hirmengard, „mit Kirche und Zehenten, Gütern und Leuten, Zwing und Bann, mit Markt und aller übrigen Gerechtigkeit" — cum imperiali integritate sua, wie eine spätere Urkunde sagt, dem Frauenstifte St. Stephan zu Straßburg [53]).

---

[51]) Dise Nachrichten über die Fehden der Usenberger von 1305 bis 1323 finden sich bei Schreiber, Freib. Urk. I, 179, 190, 198, 239 bis 248, und in Handschriftlichem.

[52]) Sachs bad. Gesch. I, 607 bis 640, noch sehr zu ergänzen.

[53]) Schenkungsbrief des Kaisers, datum id. Maii 845 (bei

Bis zur Reformationszeit blieb das Gotteshaus im Besize des Munzinger Fron- oder Freihofes, welcher ihm im Verlaufe der Zeiten freilich sehr geschmälert worden. Denn hatte derselbe anfänglich, gleich dem riegelschen Königshofe, mehrere Güter und Hörige aller Art zu Mengen, Hausen, Rimsingen, Opfingen und Gottenheim umfaßt, so zälte er im 16ten Jahrhunderte, außer dem Kirchensaze, Zehenten und Dinggerichte, nur noch gegen 100 Jauchert eigentümlichen Grundes und Bodens nebst verschidenen Gefällen und Leibeigenen in genannten Dörfern [54].

Dise Veränderung war zunächst eine Folge schuzherrlicher Umgriffe. Das Kloster St. Stephan hatte wie Einsideln die Herren von Usenberg zu Schirmvögten über seine breisgauischen Güter und Leute ernannt, und villeicht gründete sich der ganze usenbergische Besiz auf das Schuzamt über die beiden ehemaligen Königshöfe. Mit der munzingischen Vogtei belehnten sie später die Edlen von Staufen, welche auch ihren Gewinn daraus zogen, ihr „Vogtrecht" aber 1316 mit lehensherrlicher Bewilligung käuflich an das Stift abtraten.

Das Wort Vogtrecht bezeichnet hier das Amt des Untervogtes, besonders aber dessen Einkommen oder die Vogtsteuer, unter deren Namen die Schuzvögte von der Hofjüngerschaft oft höchst willkürliche Abgaben erpreßten, daher die Kirchen und Klöster jede Gelegenheit ergriffen, solche Vog-

---

Schöpfl. Als. dipl. I, 81), worin neben 11 anderen vermachten Fronhöfen (curiis dominicis) aufgeführt wird in pago Prisgaudi Munzinga villa cum suis appensibus, *basilica*, vicis, terminis, *decimis*, campis, silvis, pratis, pascuis, compascuis, mancipiis, servis et ancillis, colonis et fiscalinis, tam de equestre quam pedestre ordine, banno et cippo, mercato et omnibus justiciis.

[54]) „Verzeichniß der Leibeigenen Leut in den Freihof Munzingen gehörig, von 1579". Die Erklärung des Wortes Freihof folgt weiter unten.

teien wider an sich zu kaufen, um für ihre Besizungen einen weniger gefährlichen Schuz zu suchen.

Als der Verkauf von 1316 geschah, besaßen die Usenberger, wie wir gesehen, noch die munzingische Obervogtei; da aber mit jener lehensherrlichen Verwilligung die vogteiliche Obergewalt spurlos verschwindet, so muß man annehmen, daß sie ebenfalls an das Stift aufgegeben worden.

Von jener Zeit an hatte also auch der Munzinger Freihof keine Vögte mehr, sondern bloße Obermaier oder Oberschultheißen, deren Amt es war, das Dinggericht abzuhalten, die Einkünfte für das Stift zu überwachen und die hofhörigen Leute zu beschüzen. Dises Amt aber vertraute man am füglichsten dem jeweiligen Herrn des Dorfes.

Der Leser wundert sich hier billig über das plözliche Erscheinen eines „Dorfes" zu Munzingen, da bisher von einem solchen mit keiner Sylbe die Rede war. Werfen wir daher einen Blik auf dessen Entstehen zurük.

Schon die Herren von Usenberg und wahrscheinlich noch mehr ihre Untervögte von Staufen hatten zu Munzingen neben dem Freihofe allmählig eigene Güter erworben, welche sie mit ihren Leuten besezten und gelegentlich — auf rechtliche oder anmaßliche Weise erweiterten. Dise Güter und Leute stellten sie unter einen besondern Zwing und Bann [55]) mit eigenem Gerichte, Stoke und Galgen. Wer möchte nun daran zweifeln, daß sie zum Vorteile solcher — ihnen unmittelbar untergebenen Leute die Interessen der freihöfischen Huber nicht hundertmal preisgegeben?

Die Bestandteile des Freihofes waren meistens geschlossene Güter, welche keine bedeutende Vermehrung der Familienzal erlaubten, während die verschidenartigen Güter und Verhält-

---

[55]) Mit anderen Worten „Gebot und Verbot" oder Gerichtsherrlichkeit (jurisdictio, regimen et gubernatio), sowol die hohe als die nidere.

nisse der Dorfbevölkerung das Anwachsen derselben durch Kleinbauern und Söldner vilfach begünstigten.

So bildete sich das Dorf Munzingen heran und drängte den Freihof, auf dessen Stamm es gleich einem Schmarozerzweige gepflanzt war, immer mehr in den Hintergrund, bis sich derselbe von anderen Höfen der Gemarkung fast allein noch durch sein Dinggericht unterschied.

Wol die meisten Dorfschaften im Breisgau sind auf solche Art entstanden. Fast überall war anfangs nur ein Hof mit zugehörigem Grund' und Boden [56]), dessen Besizer ihn zur Aufbewahrung der fallenden Einkünfte mit Scheune und Keller versah, im Etter desselben Gericht über die hofhörigen Leute hielt und für dieselben eine Kirche stiftete mit Zehenten und Widemgütern.

Ein solcher Hof bildete also in kirchlichem, politischem und wirtschaftlichem Sinne den Mittelpunkt für eine größere oder kleinere Bevölkerung; er hieß Fronhof, weil der Gutsherr darauf wohnte, Dinghof wegen des Gerichtes, welches daselbst gehalten wurde, und Freihof, wenn er weiter Niemanden verbindlich war oder das Asylrecht besaß.

Auf den oftmal sehr weitläufigen Ländereien eines solchen Haupthofes entstunden aber mit der Zeit einige oder mehrere Nebenhöfe, welche an Untermaier verliehen wurden und verschidentlich in andere Hände, meistens an Kirchen

---

[56]) Ein Beweis hiefür ligt schon in den Namen der Mehrzal breisgauischer Orte; denn laut der alten Urkunden bestehen dieselben aus dem Worte hova und aus den Namen der ersten Besizer (nach der Besiznahme durch die Alemannen). Freilich erkennt man's in der jezigen Schreibung meistens nicht mehr, z. B. hießen Rümmingen, Tumringen und Eflingen nach einer Urkunde von 764 **Romaninc-hova**, **Tohtarinc-hova**, **Eppalinc-hova**. Sehr vile Namen diser Art sind völlig erloschen, z. B. **Wahcinc-hova** (Weichenhofen), **Laidolfinc-hova** (Leidighofen), **Muotinc-hova** (Mutikhofen), **Billinc-hova** (Billikon), **Oninc-hova** (Innighofen).

und Klöster gelangten. So wurden drei dem Frohnhofe zu Munzingen anhangende Maierhöfe daselbst von ihren Besizern an das Gotteshaus Günterstal vermacht, welches dieselben jahrhundertelang immer von St. Stephan in Straßburg zu Lehen empfieng [57].

Wenn nun Klöster oder Herren in der Nachbarschaft solcher erworbenen Nebenhöfe noch mehrere Güter besaßen, wie es gewönlich war, so mußten auf denselben ebenfalls Scheune und Keller für die Einkünfte erbaut und für die Hofjünger ein Gericht bestellt werden, wodurch sie selbst wider zu Fron- oder Dinghöfen erwuchsen.

Zur Sicherstellung der Rechte und Einkünfte solcher Höfe aber wurden die Weistümer oder Oeffnungen und die Zinsrödel abgefaßt, welche man von Zeit zu Zeit erneuerte, auch zuweilen erweiterte und endlich in ein allgemeines Urbar oder Lagerbuch zusammentrug.

In diser Weise konnte es also kommen, daß an einem und demselben Orte zwei, drei und mehr selbstständige Höfe sich bildeten. Aus ihnen aber, aus den abhängig geblibenen Nebenhöfen und den Söldner- und Taglöhnerhütten wuchs allmählig eine gemischte Bevölkerung heran und bildete zusammen eine Dorfgemeine unter der Schuz- und Gerichtsherrlichkeit desjenigen Fürsten- oder Edelgeschlechtes, welches die ursprünglichen Vogteirechte über den Haupthof in seiner Hand zu erhalten oder an sich zu bringen und über die ganze Gemeinde auszudehnen gewußt.

Zwölf Jahre nachdem sie die freihöfische Vogtei aufgegeben, verkauften die Herren von Staufen [58]) auch das Dorf

---

[57]) Urbar des Klosters Günterstal von 1344 und verschidene Akten aus dem 17ten Jahrhunderte.

[58]) Nämlich Gottfrid, Diethelm und Otto, wovon ersterer wahrscheinlich der Vater gewesen. Das staufische Geschlecht war immer ein sehr zalreiches.

zu Munzingen. Der Ritter Johann von Wiseneck, aus dem damals emporblühenden Geschlechte der Schnewelin, erwarb dasselbe „mit Leuten und Gütern, Zinsen und Steuern, Gerichten, Zwingen und Bännen, mit Wun und Waid, Holz und Feld und all' andern Zugehörten."

Diser Verkauf geschah' mit Verwilligung des Lehensherrn von Usenberg; nach 8 Jahren aber „eignete" derselbe das Dorf dem Käufer, d. h. er verzichtete zu dessen Gunsten auf das Obereigentum. Es gieng demnach Munzingen als ein „freies und lediges Eigen" auf seine spätern Besizer über.

Der erste davon war Hermann Waldner [59]), welcher aber mit den schnewelinischen Brüdern Hans und Ludewig von Landeck wegen verschidener Zinse in solche Feindschaft geriet, daß dieselben „das Dorf Munzingen wider eingenommen und die ehrbaren Leute daselbst gezwungen, ihnen zu schwören."

Ein gütlicher Vertrag beendigte dise Irrung. Der Waldner überließ den Gebrüdern das Dorf kaufweise auf Widerlösung, welche er nach einiger Zeit zu verwirklichen, nicht unterließ. „Darum hab' ich", sagt er in der Urkunde darüber [60]), „sie erbeten, mich des Kaufs zu erledigen und mir das Dorf mit Leuten und Zugehörungen wider einzugeben, was selbige auch gethan, worauf ich gelobt, die ehrbaren Leute von Munzingen in keinerlei Weise wegen der gewesenen Feindschaft zu bekümmern oder ihnen Laster und Leid darum anzuthun; denn wir sollen beiderseits, für uns und Alle, so von

---

[59]) Aus der elsäßischen Ritter-Familie, welche sich später von Freundstein schrib. War diser Hermann W. derjenige, welcher bei Karl dem Kühnen in so besonderer Gunst gestanden und 1473 Landvogt im Elsaß geworden? Die Waldner nennt Schöpflin (Als. il. II, 695) martiam sobolem, feudis allodiisque divitem.

[60]) Ich habe nur das Conzept derselben vor mir, welches ohne Datum ist.

unsertwegen in der Sache haft, verdacht oder gewant[61]) gewesen, gänzlich gerichtet und vertragen sein."

So gelangte Munzingen wider an den Waldner, welcher es jedoch schon 1440 an einige Breisacher versezte und 1447 vollends „für frei, ledig und eigen" an Herrn Ludewig von Blumeneck verkaufte[62]), wie diser 1451 wider an Johann von Bolsenheim[63]), mit „Leuten und Gütern, hohen und nidern Gerichten, mit Holz, Feld und Wasser, Waidgängen, Fronen, Steuern, Bußen und allen Rechten" für die Summe von 450 Gulden!

Nach dem Tode des Bolsenheimers erbte Munzingen von seiner Witwe halb an deren Vetter, Gervas von Pforr zu Breisach, und halb an die reischachische, schellenbergische, hadstattische und heckelbachische Familie[64]), welche hierauf 1520 dem Junker von Pforr um 600 Goldgulden dise Hälfte ebenfalls überließen.

Derselbe war also alleiniger Eigentums- und Gerichtsherr über das Dorf Munzingen. Als solcher besaß er Stock und Galgen, sezte den Dorfvogt und die Bannwarten, verlieh die Mezgerbank, bezog die Frevel und Bußen (oder Strafgelder), die Steuer, das halbe Ungeld (die andere Hälfte blieb der

---

[61]) Das heißt Diejenigen, welche sich mit der Sache behaftet, sich in dieselbe gemischt hatten oder der Teilnahme daran verdächtig waren.

[62]) Die Burg Blumenek lag an der Wutach, unterhalb Ewatingen. Von dort verpflanzte sich die Familie in den Breisgau.

[63]) Die Burg Bolsenheim lag bei dem gleichnamigen Dorfe im Elsaß, an der Scher. Ihr Adel, welcher 1529 erlosch, besaß verschidene Lehen im Breisgau.

[64]) Die von Pforr war ursprünglich eine breisachische Patrizierfamilie, welche in der Nachbarschaft mancherlei Lehen erwarb. Die von Reischach und Heckelbach stammte aus dem Linz- und Hegau, die von Schellenberg aus dem Rheintale (bei Feldkirch), von wo sich dieselbe auch nach der Bar (Hüfingen) verzweigte, und die von Hadstatt aus dem Elsaße.

Gemeinde), die Fastnachthüner, die Sterbfälle und Etwas von den Weinladern; die Gemeinde leistete ihm die Huldigung und fronte ihm — ein Taglöner mit der Haue, ein Bauer mit dem Pfluge, jeder zwei Tage des Jahres.

Das Dorfgericht, aus 12 Geschwornen bestehend, wobei der Vogt oder Dorfschuldheiß den Stab führte, ward allwöchentlich auf der Gemeindsstube abgehalten. In sein Bereich gehörten „alle bürgerlichen und sträflichen Sachen", also die gewöhnlichen Dorfgeschäfte, die Fragen um Erb und Eigen, die Frevel aller Art, Diebstäle, Raubfälle, Verwundungen und Todschläge.

Als der Freihof zu Munzingen noch unter einem eigenen Vogte gestanden, hatte das dortige Gericht, welches dreimal jährlich im Hofgebäude versammelt worden, über die Hofjüngerschaft einen ähnlichen Umfang seiner Zuständigkeit. Es schrumpfte aber mehr und mehr zusammen, bis nichts weiter davon übrig war, als eine Frevelrüge mit ganz geringer Strafgewalt unter der Stabführung des Hofmaiers. Und nachdem das Obermaiertum an den Dorfherrn verliehen worden, vermengte derselbe das freihöfische Dinggericht mit dem Dorfgerichte, wodurch ersteres beinahe völlig erlosch.

Während nun das Dorf Munzingen bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts von der pforrischen Familie besessen wurde, war der Freihof schon hundert Jahre früher von dem Stifte St. Stephan ab und an das Haus Oesterreich gekommen, welches ihn seiner Herrschaft Kirchhofen einverleibte. Mit diser verpfändete es ihn 1579 an den kaiserlichen Feldherrn Lazarus von Schwendi, dessen Bestreben sichtbar darauf ausgieng, sich in dem schönen Breisgau' eine ansehliche Herrschaft zu gründen.

Schwendi kündigte daher dem Junker von Pforr das Oberschuldheißentum sogleich auf und ließ alle Güter und Rechte des Freihofes neu bereinigen. Aber irregeführt durch mißverstandene Ausdrüke der alten Urkunden, gieng er dabei

zu weit und machte Ansprüche auf die gerichtsherrliche Obrigkeit über ganz Munzingen. Der hierüber entstandene kostspilige Rechtsstreit hatte indessen das Gute, daß die gegenseitigen Befugnisse des Freihofs und des Dorfsherrn urkundlich untersucht und in's Klare gesezt wurden [65].

Im Jahre 1605 löste Oesterreich die Herrschaft Kirchhofen wider ein, und als dieselbe bald darauf abermals pfandweise in andere Hände übergieng, verblieb der munzingische Freihof gleichwol bei der vorderösterreichischen Kammer, welche ihn von Zeit zu Zeit verpachten ließ.

Inzwischen war auch das Dorf einem mehrfachen Herrschaftswechsel unterlegen. Schon zwischen dem Sohne und den Tochtermännern des 1596 verstorbenen Hans Adam von Pforr scheint eine Teilung von Munzingen geschehen zu sein; wie denn 1629 ein Junker von Löwenberg, der Gemahl einer pforrischen Tochter, als Mitherr daselbst erscheint. Im Jahre 1686 aber teilten sich die Barone von Reinach, von Kageneck und von Wessenberg in den Besiz des stattlichen Dorfes.

Neben disen besaßen auch die Johanniter, das Stift Günterstal und andere Körperschaften mehrere Höfe, Güterstüke und Gilten im dortigen Banne, welcher vilfach geteilte Herrschafts- und Grundbesiz das Gedeihen des Ortes nur hindern konnte [66].

---

[65]) **Probationes et in eventum conclusiones** des pforrischen gegen den schwendischen Anwalt, vom 13ten April 1583; sodann **Probationes etc.** des schwendischen gegen den pforrischen, vom 11ten Mai 1584. Aus disen Prozeß-Schriften, welche sich auf vile Urkunden stüzen, ist die bisherige Darstellung entnommen.

[66]) Schon 1341 wurden in dem Zinsrodel des Stiftes St. Stephan die Klöster Günterstal, Adelhausen, Fridenweiler, St. Trutbrecht, St. Katharina (zu Breisach), St. Agnes, die Barfüßer und Prediger zu Freiburg, wie die Familien Küchelin, von Ampringen, von Falkenstein und von Munzingen, als Besizer von

Und wie nötig hätten die Munzinger eine Förderung ihrer Verhältnisse gehabt, nachdem sie während des 30jährigen Krieges so jämmerlich mitgenommen worden!

Im Frühlinge 1639 bemerkte die Abtissin zu Günterstal in einem Schreiben an ihren Vetter von Pforr zu Munzingen unter Anderem: „Leider nimmt es ein schlechtes Aussehen zum hausen. Jezt hat uns der liebe Gott mit dem vergangenen kalten Wetter abermals schwer gestraft. Es haben sich die Leute nur auf den Rebbau gelegt, und nun ist alles vergeblich." Und im Frühlinge 1649 berichtete der Junker an sie: „Als vor etlich Jahren, da bald der mehrer Teil meiner Unterthanen des Hungers gestorben, einer weinend zu mir gekommen und mich um Gotteswillen gebeten, ihm seinen Garten abzukaufen, sonst müsse er auch verhungern, hab' ich mich, des Geldes selber bedürftig, anfangs geweigert; wie er aber gar stark an mich gesezt, ihm endlich eingewilligt. Denn man hätte wahrlich bei solcher Hungerszeit die armen Leut' um das schnöde Gut nit mögen sterben lassen, ohne es bei dem Allerhöchsten verantworten zu dürfen" [67]).

Von den teilherrischen Familien zu Munzingen vereinigte endlich die kageneckische allen dortigen Besiz in ihrer Hand.

Höfen und Güterstüken im Munzinger Banne aufgezählt, woraus der zerstükelte Grundbesiz desselben genugsam erhellt.

Die hier genannten Edlen von Munzingen, welche bei Kolb zu Mitbesizern des Dorfes gemacht werden möchten, gehen dasselbe in disem Sinne nichts an. Sie waren eine gewöhnliche Dienstmanns-Familie, ließen sich zu Freiburg nider, und erschienen seit 1238 unter den dortigen Adelsgeschlechtern bis 1397, wo Ritter Bartholomä v. M. das Bürgermeisteramt verwaltete. Schreiber, Freib. Urk. I, 50, 60, 70, 71, 73, 118, 188, 199, 220, 299 und II, 5, 124. **Herrgott**, cod. II, 419. **Gerbert**, s. n. III, 149, 157, 214. **Neugart**, cod. Alem. II, 337, 353, 355. Mone, oberrh. Zeitschrift I, 205 und II, 338.

67) Correspondenz über einen Garten zu Munzingen, von 1639 bis 1651.

Disen Erwerb und die Stiftung eines unteilbaren Grundstokvermögens verdankte sie zweien ihrer Glider — dem Freiherrn Johann Friderich und dessen eintem Sohne, dem Landkomture Johann Heinrich von Kageneck.

Der erste errichtete 1697 leztwillig für seine drei Söhne und ihre Nachkommenschaft ein Fideicommiß-Stammgut aus den kageneckischen zwei Dritteln des Dorfes Munzingen, und den kageneckischen Gerechtsamen zu Merdingen [68]). Der zweite aber, „da die Familie noch nicht mit dem gehörigen Vermögen versehen, er dagegen in seinen Diensten durch sparsame Wirtschaft ein ziemliches erworben", stiftete 1726 ein zweites Fideicommiß für die Nachkommenschaft seines Bruders Philipp mit 60,000, und 1734 ein drittes für die Leibeserben seines Bruders Reinhard mit 80,000 Gulden [69]).

Alle drei Stiftungen geschahen unter der Bedingniß standesmäßiger Heiraten, gegenseitigen Anfalles, wenn eine der beiden Linien erlösche, und der sorglichen Verwendung eines Teils der gestifteten Summen auf den Ankauf entsprechender Güter und Rechte. So wurden denn neben Anderem der reinachische Anteil und das johannitische Achtel des Dorfes Munzingen für 18,000, wie der Freihof daselbst für 50,000 Gulden erkauft [70]).

Man sieht also auch hier wider, welche bedeutende Hilfsmittel die adeligen Familien für ihre standesgemäße Fortdauer

---

[68]) Testamentar. und fideicommissar. Disposition des J. F. von Kagenegg und seiner Ehegemahlin S. M. von Andlau, d. d. Waldshut, 5ten Febr. 1697.

[69]) Testamentar. Fideicommisse des H. von Kagenegg, d. d. Mannheim, 18ten März 1726 und 12ten Februar 1734, nebst dessen Testament d. d. Mannheim, 31ten Aug. 1740.

[70]) Akten über diese Ankäufe von 1734, 1759 und 1775 bis 1777. Es ist also irrig, wenn bei Kolb und Kast (bad. Adelsb. 120) gesagt wird, der Landkomtur habe 1734 das Dorf M. für 50,000 Gulden von Oesterreich erkauft.

aus den Ritterorden, Dom- und anderen Stiften gezogen. Der Freiherr Johann Heinrich von Kageneck (Landkomtur des Deutschordens und kaiserlicher Geheimrat, später kurpfälzischer Statthalter des Herzogthums Neuburg, geheimer Conferenzminister und leztlich Oberhofkammerpräsident), welcher seine Familie, außer den beiden Fideicommissen, noch mit weiteren Summen unterstüzte, muß wie ein zweiter Stifter derselben betrachtet werden.

Denn wenn die jezigen Grafen von Kageneck auch in Heinrich Hermann, welcher den reichsgräflichen Namen erwarb, ihren nächsten Stammherrn verehren, so ist dabei nicht zu übersehen, daß dise Titulatur ohne die Begründung eines sichern und ansehlichen Familien-Vermögens durch den sparsamen Landkomtur einen geringen Wert hätte — und villeicht gar nicht erlangt worden wäre.

Alt-Breisach.

Von Rimsingen ziehet sich die Straße durch offene Feldungen in der Nähe des Rheinufers hin, über das rote Haus und das Dörflein Hochstätten. Die Aussicht von hier aus gegen den Kaiserstul und den Tuniberg überraschet einen als etwas Neues, weil sich dise Gegend durch ihre zahme Gestaltung und ihr weiches Grün von dem übrigen Breisgaue characteristisch unterscheidet. Sie ist das Bereich einstiger Altwasser, deren Spuren man noch verfolgen kann [71].

Unterhalb Hochstätten beginnt die gefährliche Stelle, wo der Rhein seine Wasser auf einmal zusammendrängt, in der

---

[71]) Die Namen diser Spuren sind das große Ried, der krumme Gießen, das Blauwasser, die Wasserfalle und die faule Wag.

Richtung gegen das Tiefland zwischen Breisach und dem Gebirge. Hier waren seine Fluhten auch immer hereingebrochen, wenn er den Breisacher Berg entweder zur Insel gemacht oder ganz dem linken Ufer zugeteilt. Noch 1714, 1752 und 1778 drohte der Strom, sein altes Bette daselbst wider zu gewinnen, dadurch das ganze Gelände von Hochstätten bis Burgheim zu überschwemmen und „die Stadt Breisach auf den französischen Dominat überzusezen" [72]).

Wir näherten uns endlich dem ersehnten Breisach; aber mit der geteiltesten Empfindung erblickte ich die alte, romantisch gelegene Stadt. Denn aus dem üppigen Grüne der Umgebung erhoben sich, bunt neben einander, heitere Gebäude der Neuzeit, graue Ueberbleibsel des Altertums und rauchgeschwärzte Trümmer der Zerstörung. Vor allem jedoch fesselte mir das Münster, auf seiner jezt einsamen Höhe, den Geist und das Auge.

Da wir ziemlich frühe angelangten, war mir bis zur Abfahrt des Dampfschiffes zu einem Besuche des ehrwürdigen Denkmahles gerade noch Zeit gelassen. Ich bestieg eilends den Hügel, überblikte flüchtig das Aeußere des Baues und trat hinein.

Das sind freilich keine Tempelhallen, wie zu Freiburg. Das Auge fühlt sich bald angezogen, bald gestört oder verlezt; nur der Hochaltar und Lettner, bewundernswürdige Werke mittelalterlicher Bildnerei, gewähren einen reinen Genuß. Im Ganzen jedoch verläßt man das breisachische Münster nicht ohne den erhebungs- und ahnungsvollen Eindruk jenes Schauers, welcher das Geheimniß solcher Dom-Bauten unserer frommen Väter ist.

---

[72]) Berichts-Erstattung über den Rhein-Einbruch oberhalb Alt-Breisach, nebst einem Antrag, wie solchem abzuhelfen, vom General Bohn (1752), nebst anderen Aktenstüken über dortigen Rheinbau, von 1701 bis 1778.

Da ich beim Ersteigen des Münsterplazes die großartige Aussicht, deren man dort genießt, weniger beachtet, so wirkte sie desto überraschender auf Aug und Seele, als ich aus dem schweren Baue wider in's Freie trat.

Der Blick schweift hinaus in die weite gesegnete Ebene des Elsaßes, des Breisgaues; er folgt dem Silberbande des Rheines, dem Höhenzuge des Kaiserstules, des Schwarzwaldes, der Vogesen. Dann kehrt er zurük auf den Kreis der nächsten Umgebung und sieht sie ruhen, an ihre trümergrauen Hügel gelehnt, die bescheidene Stadt, welche einst einen so berühmten Namen gehabt, welche so Viles erlebt und erlitten als Hort der Kelten, als Lagerstätte römischer Legionen, als Wohnung germanischer Helden, als Einkehr deutscher Kaiser und Könige!

Offenbar bildete Breisach den wichtigsten Plaz der Römer am ganzen Oberrheine von Mainz bis Konstanz. Es bestund aus drei befestigten, am Strome gelegenen Hügeln, aus dem eigentlichen mons, welcher an Länge 1800, an Breite 600 und an Höhe ungefähr 120 Schuhe zält; sodann aus dem beinahe eben so hohen, aber nur 800 Schuhe langen Eckehartsberge im Süden, und dem etwa zur Hälfte kleineren, jezt verschwundenen Usenberge im Norden desselben [73]).

Die größere Befestigung mit den Wohngebäuden der Ansidler krönte die Höhe des Münsters und der Oberstadt; denn sicherlich wurde ersteres auf den Grundmauern eines Römerbaues errichtet. Von diser Höhe war sodann die nordöstliche

---

[73]) Sicherlich sind dise 3 Höhen der Ursprung des breisachischen Stadtwappens, welches das Bild dreier Hügel enthielt, deren Zal man später verdoppelte.

Spize durch einen Graben getrennt und mit einem besonders starken Geviertturme befestigt, welcher die Rheinbrüke beherrschte und der Besazung die lezte Zuflucht bot, wenn alles übrige — die Stadt und die Vorwerke auf dem Eckeharts- und Usenberge, in der Gewalt des Feindes war.

Abgesehen davon, daß sich's nicht denken läßt, die Römer hätten den so nahe und trefflich gelegenen Eckehartsberg unbenüzt gelassen, verraten schon die dortigen Ueberreste von Gewölben und Grundmauern einen römischen Ursprung. Und das Grundgemäuer des Usenberges zeigte bei seinem Abbruche eine Tiefe und Mächtigkeit, welche mehr auf einen keltischen oder römischen, als mittelalterlichen Bau zurückzuweisen geeignet waren.

„Die Festung um den Berg", sagt der Antiquarius des Rheinstromes [74]) in seiner Schilderung von Breisach, „ist ganz eben, doch befinden sich zwei Hügel darin. Auf dem einen, dem Eckersberge, von wo man alle Zugänge und den Rhein frei übersehen, auch Alles mit dem Geschüze bestreichen kann, stehen die Zeughäuser. Der andere, am entgegengesezten Ende der Stadt, ist gleichfalls befestiget und heißt der Eisenberg, welcher ihr ehemals sehr gefährlich war, maßen Graf Rudolf von Habsburg von dort aus sie einzunehmen Gelegenheit gefunden."

Nach einer weiteren Nachricht aber „haben die Festungsverständigen, als die Stadt noch in französischen Händen war, selbigen Hügel wegzuschaffen für nöthig erkannt und wurden die Steine davon zum Baue von St. Louis verwendet. Und weil die hinterlassene Fläche ebenfalls nicht entsprach, so mußte das Steinfundament zwei Klafter tief unter sich ausgebort und mit Pulver gesprengt werden, welches ein Minierer auch so glüklich verrichtete, daß man daselbst nicht

---

[74]) Von J. H. Diethelm, Frankf. 1744, S. 250.

den geringsten Stumpf mehr von dem Hügel erblikt und mit Schiffen ungehindert über die Stelle hinwegfahren kann."

Auch jener mächtige Römerturm auf der Südostspize des Breisacher Berges ist verschwunden, was man im Interesse der vaterländischen Altertümer sehr bedauern muß, da er von all' unseren Baudenkmalen diser Art weitaus das bedeutendste war. Derselbe bildete ein rechtwinkeliges, einerseits 72 und anderseits 52 Schuhe messendes Viereck, war ursprünglich wol 100 Schuhe hoch und hatte 10 Schuhe dike Mauern aus behauenen Steinen von eisenfestem Gepräge, daher er bei Münster und Schöpflin sehr bezeichnend turris robusta, turris ferrea heißt.

Im Mittelalter wurde dieser Turm mit einem Schlosse umgeben, wo der Herzog von Zäringen eine stattliche Aula erbaute [75], um daselbst zu wohnen, nachdem er aus dem widerspännigen Burgund in das heimatliche Breisgau zurükgekehrt. Den Turm selber hatte er mit Oeffnungen versehen und zu Gefängnissen für die burgundischen Empörer einrichten lassen, wie die Inschrift verrät, welche über dem Eingange desselben zu lesen war [76].

---

[75]) Bischof Berchtold von Pfirt bewohnte hanc aulam, quam dux sibi struxit. Alte Inschrift bei Trouillat I, 585.

[76]) Wie lange schleppt sich ein Unsinn oft in den Geschichtbüchern fort! Der alte S. Münster schrieb 1554 (Cosmogr. III, 542): In Brisaco est arx quaedam vetusta, sed quae diu in ruinis jacuit, resuscitataque sunt tandem aedificia eius. Habet turrim *robustam* et valde munitam, quam Bertoldus Zaringensis III extruxit, id quod sequentia probant metra in lapidibus eius sculpta:

Hanc dux Bertoldus portam struxisse notatur,
A quo pro fraude Burgundiae gens depopulatur.

Und seither liest man dis überall; selbst Schöpflin, welcher dem Turme so vil Aufmerksamkeit schenkte, daß er seiner Abhandlung über die Zäringer (histor. badens. I, 127) eine eigene Zeichnung davon beifügte, nahm die portam blindlings für turrim, nicht beachtend, daß die Inschrift gerade über der Hauptöffnung des Turmes ange-

Nach einer Zeichnung von 1470, worauf der alte **Schloß-turm** noch in seiner ganzen Höhe und ursprünglichen Gestalt mit einem Zinnenkranze von Brustwehren erscheint, war derselbe, ausser dem Münster, das mächtigste Gebäude der Stadt. Das **Schloß**, welches ihn umgab, war die Wohnung des breisachischen Burgvogts, und wurde auf Befehl des Kaisers **Max I** „gar schön ausgebessert." **Max** hegte eine besondere Vorliebe für den uralten Ort und schenkte ihm oft seinen Besuch, wie denn mehrere seiner Briefe an die geliebte Tochter, **Margaretha** von Oesterreich, unterzeichnet sind: **Escript en nostre ville de Brisack, per Regem** [77]).

Der Kaiser hatte sich das Schloß daselbst gar wohnlich einrichten lassen; es gerieth jedoch während des 16ten Jahrhunderts wider sehr in Abgang, daher sich 1585 der Burgvogt **Rudolf** von Schönau besonders für dessen Widerherstellung verwendete. „Das hiesige Schloß", schrieb er an den Erzherzog **Ferdinand**, bedörfte fürwahr einer mehreren Stärkung und Befestigung, sonderlich weil jezt alles Pulver, alle Munition, Wehr und Rüstung darin behalten werden soll. Hiezu möchte dann, sowol der Stadt als anderer Aufruhr

---

bracht war. Konnte ihm unbekannt sein, wie die alten Kastelle und Warttürme ihren engen Eingang so hoch über der Erde gehabt, daß man nur vermittelst einer Leiter dahin gelangte? Am Breisacher Turme befand sich derselbe beinahe mitten in dessen Höhe, und dise Oeffnung erweiterte nun Herzog **Berchtold** oder machte sie sonst zugänglicher; denn soll die Inschrift einen Sinn haben, so muß der erste Vers mit dem andern durch die Bestrafung der treulosen **Burgunder** in Beziehung stehen. Daher lautete derselbe, wie eine bessere Abschrift ihn gibt (**Baumeister, annal. S. Petri in S. N. I, 98**) ganz in solchem Sinne: **Per quam pro fraude Burgundia depopulatur**, d. h. durch **dise Pforte** wurden die burgundischen Empörer ins Gefängniß gebracht.

[77]) **Le Glay, correspond. de l'emper. Maximilien I et de Marguerite d'Autr. I, 346** bis **348, 445** (Briefe aus den Jahren 1510 und 1511).

halber, nit wenig dienen, wenn man den alten Turn erbauen ließe und das nächste beste Geld dazu verwenden wollte, sintemal es mit einem Geringen zu vollbringen und eine solch' hochnuzbare Vorsehung und Bewahrung wär', daß sie etliche tausend Gulden wertgeschäzt sein könnte" [78]).

Wahrscheinlich geschah nun auch eine Bauerneuerung des Schlosses und seines alten Turmes, welcher wenigstens von diser Zeit an mit einem Dache bedekt war, dessen Spiztürmlein wol die Höhe des rechten Münsterturmes erreichte. Das ganze Schloßgebäude, von dem alten Römerturme majestätisch überragt, gewährte nach einer Zeichnung von 1630 den stattlichsten Anblik.

Leider aber mußte dasselbe bei der französischen Befestigung der Stadt dem strengen Plane Vaubans weichen, und als 1742 Oesterreich das wider erlangte Breisach aus Mangel der nötigen Besazung schleifen ließ, wurde auch der Turm bis auf seine vier Mauern ein Opfer dises Notschrittes. So stund er alsdann leer und einsam auf dem öden Schloßplaze, bis 1781 das gefährdete Rheinufer schwere Bausteine nötig machte, welche er am besten darbot. Man brach ihn also ab, welches eine höchst schwierige und theuere Arbeit war, indessen über tausend Klafter der schönsten Quadern liferte [79]).

Die Stadt Breisach hat vor etlichen Jahren durch das Geld des Decans Rosmann und die Feder des Professors Ens ihr besonderes Geschichtbuch erhalten, einen freundlich ausgestattenen Octavband von 500 Seiten [80]). Die Ver-

---

[78]) Akten über das Bauwesen des Breis. Schlosses v. 1583 bis 1630.

[79]) Akten über disen Abbruch und die Entschädigung der Nachbarn, von 1780 bis 1782.

[80]) „Geschichte der Stadt Breisach, von P. Rosmann, Decan und Stadtpfarrer (daselbst, seit 1853 verstorben) und F. Ens, Pro-

fasser (beide in der Nachbarschaft geboren und am breisachischen Gymnasium erzogen) verdienen allen Dank für dise patriotische Arbeit, welche nicht unbedeutende Opfer gekostet. Aber, ich vermag mich des Ausrufes nicht zu enthalten — was soll man zu einer Stadtgeschichte sagen, wobei weder das städtische noch das Regierungs-Archiv benüzt worden, und welche über ihren eigentlichen Gegenstand auf ganzen 30 Bogen kein Mehreres enthält, als was füglich auf deren drei gegangen wäre!

Gibt nun das rosmann-ensische Werk von der allmähligen Entwikelung und den Wechselfällen des inneren Lebens der Stadt Breisach und ihrer Bürgerschaft uns beinahe gar kein Bild, so wird der Leser den Versuch einer Ergänzung dises Mangels hier wol am rechten Orte finden.

Nach den merovingischen und karolingischen Zeiten, aus welchen über Breisach nur dunkle Sagen auf uns gekommen, erscheint die Veste in dem wechselvollen Kampfe des sächsischen Kaiserhauses gegen seine Widersacher bald als „Schlupfwinkel" derselben, bald als getreue Königsburg. Und wie zum bezeichnenden Bilde solchen Wechsels der Geschike machte der Rheinstrom die drei breisachischen Hügel bald zur elsäßischen, bald zur breisgauischen Uferveste.

Damals unterschied man von dem uralten Schlosse Breisach, um den großen Römerturm, den Dinghof mit der Kirche, den Eckehartsberg und die Veste auf dem Usenberge [81]). Dise drei Pläze vergabte hierauf Heinrich der Heilige dem Hochstifte zu Basel, unter welchem neben

---

fessor (zu Troppau). Mit einem Vorworte von Dr. Weiß. Freib. im Breisg. bei F. Wagner, 1851."

[81]) Curtis de Brisache cum ecclesia (et filia sua in *Hostat*), mons Hechardi et castrum Husenberch cum augia. Vergl. Trouillat, monum. de l'hist. de l'ancien évêché de *Bâle* (Porrentruy 1852) I, 274.

der Kirche bald eine volkreiche Villa entstund, mit den gewöhnlichen Freiheiten gotteshäusischer Orte [82]. Das Schloß aber verblieb ein Reichsgut und veranlaßte König Heinrich VI, sich vom Bischofe mit dem hochstiftischen Eigentume auf gemeinschaftlichen Besiz hälftig belehnen zu lassen [83].

Jezt erhob der König das aufblühende Breisach zu einer Hauptfeste, zu einer Zufluchts- und Schirmstätte für die ganze Umgegend. Das alte castrum verwandelte sich in eine gastliche Kaiserburg, der offene Fleken in ein geschlossenes Städtlein, die bescheidene Kirche in ein stattliches Münster — mit den Worten der Chronik: „Breisach, ehemals ein latibulum semper deo et regi rebellantium, wurde durch Heinrichs huldreiche Fürsorge ein refugium pauperum et asylum misericordiae, wohin sich von weitumher alle Diejenigen flüchteten, welche durch Gewalt und Unrecht schuz- oder heimatlos geworden“ [84].

So erreichte das breisachische Gemeinwesen die Zeiten des großen Zwischenreiches, dessen zügellose Verwirrung der Bischof dazu benüzte, den wichtigen Plaz als heimgefallenes Lehen völlig in seine Gewalt zu bringen. Die Bürgerschaft hatte ihm hiefür ein urkundliches Gelöbniß ihres Gehorsames gethan; als nun Konrad IV gestorben, befestigte er die Stadt aufs neue und wußte sich 1262 von König Richart, durch dessen Hofcaplan, den baselschen Dompropst Heinrich von Wälsch-Neuenburg, die Bestätigung ihres eigentümlichen und ungeteilten Besizes zu verschaffen [85].

---

[82] Papst Eugen III bestätiget 1146 dem Hochstifte villam Brisachum, que in proprietate ejusdem ecclesia noviter edificata est, cum immunitate et omnibus pertinentiis suis. Daselbst, 296.

[83] Medietatem curtis Brisach et montis Brisach, excepto una mansione Burchardi de Vsenberc, et medietatem montis Eggehardisberc — pro indiviso. Daselbst, 399.

[84] Siehe die Stellen hierüber bei Rosmann, S. 142.

[85] Trouillat I, 475, 585, 607. Herrgott, cod. prob. I, 377.

Da wenige Wochen hierauf Bischof Berchtold verstarb, gelangte der Dompropst an das Bistum — ein Vetter des Grafen von Habsburg, welcher unter den Zeugen gegenwärtig gewesen, als der königliche Verzichts- und Bestätigungsbrief ausgefertigt worden. So lange der neue Bischof den König, seinen Gönner, im Reiche walten sah, besorgte er nichts für die Rechte und Güter des Hochstiftes; nach dessen Gefangennehmung aber ließ er die Breisacher, Neuenburger und Rheinfelder, gegen Bestätigung ihrer Freiheiten und Gerechtsamen, sich huldigen und auf alle Fälle hin unverbrüchliche Treue geloben [86]).

Wie richtig er hiebei die drohenden Gefahren vorausgesehen, zeigte sich bald genug. Denn dem glüklichen Emporkömmlinge jener Zeit, welcher sich am Oberrheine ein Fürstentum zu gründen gedachte, war Breisach als bischöflicher Besiz ein Dorn in den Augen. Und da Graf Rudolf wol wußte, wie zweideutig und unter welchem Widerspruche der richartische Verzicht auf dise wichtige Stadt vom Bischofe erworben worden, griff er nach seiner Weise ungesäumet zu und nahm dieselbe hinweg.

Nur seine Schulden zwangen ihn, Breisach gegen ein Entschädigungsgeld von 900 Mark an den Bischof wider abzutreten. Wie wenig ernstlich aber dise Abtretung gemeint war, zeigte schon die nächste Zeit. Rudolf hatte 1000 Mark gefordert, und drängte daher den Bischof wegen weiterer Entschädigungen so unerträglich, daß es zum Kriege kam. Das mochte der Graf eben bezwekt haben, um nicht allein Breisach, sondern auch andere bischöfliche Städte und Schlösser gelegentlich zu erobern.

Schon war er nahe daran, selbst die bischöfliche Hauptstadt in seine Gewalt zu bekommen, als die Kunde von

---

[86]) Mone, oberrhein. Zeitschr. IV, 233, 238, wo das Jahr 1264 für 74 zu sezen. Vergl. Kopp, eidgenöß. Bünde I, 21 (Anmerk. 8).

seiner Wahl zum Könige erscholl. Da schloß er Fride mit dem Bischofe und kam mit Frau und Kindern nach Rheinfelden, nach Basel, Neuenburg und Breisach, wo ihn die Bürger überall freudigst empfiengen und als Haupt des Reiches erkannten.

Da der Anspruch des baselschen Bischofs an den ungeteilten Besiz von Breisach nur auf der Erledigung und Verwaisung des deutschen Thrones beruht hatte, so fiel diser Grund durch die Erwählung Rudolfs I hinweg, und der König nahm die Stadt sofort zu Handen des Reiches [87].

Zwei Jahre hierauf erteilte er den Breisachern einen Verfassungsbrief [88], und die neue Reichsstadt, im Bündnisse mit ihren Nachbarinen dis- und jenseits des Rheines, lernte sich alsbald so sehr fühlen, daß sie nicht allein den Stein des nahen Usenberges in den Rhein warf, sondern auch die Veste Kolenberg zerstörte — zwei usenbergische Schlupfwinkel, aus denen ihr vile Unbilden geschehen.

In diser Verfassung und bei ihren mehrfachen Bündnissen war die Stadt im Anfange des 14ten Jahrhunderts schon auf dem Wege, zu einem bedeutenden Gemeinwesen heranzuwachsen, als König Ludewig der Baier sich in Folge seines Thronkrieges genötigt sah', die Städte Schafhausen, Rheinfelden, Neuenburg und Breisach an die Herzoge von Oesterreich zu verpfänden [89].

---

[87]) Vergl. Ochs, basel. Gesch. I, 331. Rosmann, 162 bis 171, wo aber dise Verläufe sehr verwirrt erzält werden, da der Verfasser offenbar die Quelle (das chron. Colmariense de 1218 usque 1303) nicht angesehen.

[88]) Er ist vom 25ten August 1275 (datum apud *Brisach*) und steht bei Schöpflin, hist. bad. V, 257.

[89]) Die guten Breisacher und Neuenburger mußten hier für die Züricher und St. Gallener einstehen, welche ihre Unveräusserlichkeit vom Reiche (pertinaciter resistentes) glüklicher zu behaupten wußten. Johannes Vitodur. in thesaur. hist. Helvet. I, 29.

Disen Schlag empfanden die Breisacher so schmerzlich, daß sie Alles aufboten, wider an das Reich zu kommen. Es war aber vergeblich, und als die Stadt nach Jahren, durch die Acht des Herzogs Friderich, der österreichischen Herrschaft ledig ward, vermochte sie es nicht, sich die Reichsfreiheit zu erhalten. Denn nach der Versöhnung des standhaften Fürsten mit dem Kaiser, arbeitete sein Anhang aus allen Kräften, die breisgauischen Städte, welche Markgraf Bernhard von Baden, als Reichsvogt, zu empfindlich vor den Kopf gestoßen [90]), dem Hause Oesterreich wider zu gewinnen. Sie ergaben sich endlich [91]), wie bald zur bittersten Reue!

Denn das freudig begonnene Aufblühen der Bürgerschaft erlag allmählig den Fesseln und Lasten der Fürstenherrschaft, und hatte die Stadt früher als Ware gedient, dem Kaiser aus seiner Geldnot zu helfen, so widerholte sich, troz aller Verbriefung ihrer Unveräußerlichkeit, diser Fall auch unter den Herzogen. Breisach wurde 1469 mit dem Elsaße und den vier Waldstädten an Herzog Karl den Kühnen von Burgund verpfändet.

Und was war dise Herrschaft von Burgund? Der Fluch aller Lande und Orte, welche unter ihr Joch gerieten. Ein gewaltiger, bisher unter den Deutschen kaum gekannter Geist herrischer Willkür bezeichnete die burgundische Staatskunst. Die politischen Rechte, die ständische Verfassung der Pfandländer — was galten sie den stolzen Fremdlingen? Sie wurden verachtet und nidergetreten. Mit unerhörter Tyrannei verfolgte das Werkzeug des herzoglichen Hofes, der neue Landvogt von Hagenbach, gewissen- und scheuelos Alle, welche ihm nicht blindlings gehorchten.

---

[90]) Wir haben I, 317 dises Werkes gesehen, in welch' erbittertem Kriege er mit ihnen lag.

[91]) „Gründlicher Bericht von der Beschaffenheit der Statt Breysach, 1560", ein lehrreiches Aktenstük.

Das arme Breisach, wie blutete es unter der Geisel dises Wüterichs! Mit teuflischer Bosheit, mit täglich steigendem Uebermute, verhöhnte und mißhandelte er die verlassene Bürgerschaft bis zur Verzweiflung. Was damals zu Breisach geschah, hatte noch keine deutsche Stadt erfahren.

Da giengen endlich den Urhebern des Jammers die Augen auf. Der vorländische Adel, nachdem er aus Schweizer- und Städtehaß schon zweimal ein Heer fremder Bluthunde über das Land gebracht [92]), hatte auch die burgundische Pfandschaft eingefädelt. Hagenbach aber verlezte ihn bald ebenso, wie die Bürger. Da krochen sie zum Kreuze, dise Junker, und waren froh, als es den Städten gelang, zwischen Oesterreich und Frankreich ein Bündniß gegen Burgund zu stiften.

Freilich erlebte nun Breisach die Stunde, wo das Haupt seines Drängers unter dem Schwerte des Scharfrichters fiel, und freudig begrüßte es die Widerkehr der österreichischen Herrschaft. Aber, wie ein geschändeter und verstümmelter Leib lag die Bürgerschaft hinter den Mauern ihrer Heimat und es zeigte sich lange kein Arzt für ihre Wunden [93]).

Erst Kaiser Max I versuchte es, Breisach etwas zu heben; doch war bei disem Vilgeprisenen fast Alles nur ein Anlauf guten Willens. Und wie wenig von seinen Nachfolgern für die Stadt geschah, ungeachtet ihrer standhaften Treue im Bauernkriege und bei der Kirchentrennung — mögen folgende Klagworte des Magistrates bezeugen.

Die Breisacher besaßen seit unvordenklichen Zeiten als hauptsächliche Einkunftsquelle bei ihrer Stadt einen Zoll zu

---

[92]) Die Armagniaken (vom Volk spöttisch „Arme Gecken" und wegen ihrer Grausamkeit „Schinder" genannt), welche schon 1439 im Elsaße erschienen und 1444 auch über den Rhein kamen.

[93]) Ich habe in meiner Gesch. der breisgauisch. Landstände (Karlsr. bei Maklot, 1846) die burgundische Pfandschaft ausführlich behandelt, S. 75 bis 93.

Lande und zu Wasser; als ihnen derselbe nun 1558 durch Errichtung eines herrschaftlichen Zolles auf dem Rheine verkümmert wurde, wendeten sie sich um Abschaffung desselben widerholt höchst dringlich an die Regierung, an die Erzherzoge, an den Kaiser. In einer diser ausführlichen Bittschriften nun von 1623 heißet es:

„Aller Fleiß und Kosten, so wir der Zolleshandlung halber und um Confirmirung unserer Stadtfreiheiten angewendet, haben wir vergeblich sehen müssen, während doch allen anderen Städten ihre Freiheiten bestätiget worden. Derhalben uns ein großes Bedenken aufstoßet, bevorab, wenn wir unsere und unserer Vorderen allzeitige Treu' gegen das Haus Oesterreich betrachten".

„Denn hat sich Breisach, nachdem es 1314 an das Reich gekommen und ein kaiserliches Privilegium de non amplius alienando erhalten, nicht widerum gutwillig dem Herzoge Friderich ergeben? Und ist die Stadt seinetwegen nit in großen Verlust und Kummer geraten, da sich dieselbe mit dem Schwerte in der Hand und mit schweren Kosten hat beschüzen müssen? Und als der Herzog Sigmund die Stadt hernach an den von Burgund verpfändet, seind unsere Vorderen ihres Leib's und Gutes in so großen und schweren Schaden geraten, haben an Weibern und Kindern solche grausame Schmach und Not erleiden müssen, daß es mit Worten nit zu beschreiben".

„Dises und Anderes haben sie allein der Fürsten von Oesterreich wegen mit Geduld überstanden und sich in allem Gehorsame, ohne Abfall, sowohl in Religions- als Kriegssachen tapfer und beständig an dieselben gehalten, auch je und allwegen im Falle der Not ihr Gut und Blut beigesezt".

„Daher wir uns getröstet, man würde solch' unserer Vorderen treu' und herzlich' Gemüt, wie die vilfaltigen Dienst', so wir selber dem Erzhaus mit Schazung, Steuer und sonst erzeigt, etwas gnädiger bedacht und uns nit also ungeschafft abgefer-

tigt haben. Dieweil es aber disen Weg genommen, so wollen wir es dabei bleiben lassen, unsere Kosten in die Schanz' schlagen und bessere Gelegenheit erwarten".

In solcher Lage und Stimmung gieng Breisach den Drangsalen entgegen, welche der 30jährige Krieg über Deutschland brachte. Zwischen dem Jammer derselben und den Mißhandlungen der burgundischen Jahre — freilich, muß die Zeit der Kaiser Max I, Karl V und Ferdinand I, als eine glükliche für unsere Stadt erscheinen; aber es ist eine blose Phrase, wenn wir bei Rosmann lesen, daß Breisach damals, unter dem Schuze des österreichischen Hauses, den „Höhepunkt seiner Wolfahrt" erreicht habe.

Als die Wellen des 30jährigen Krieges sich an den Oberrhein verbreiteten, umzogen sie bald auch die Veste Breisach, damals einen strategischen Hauptpunkt dasiger Lande. Sie war auch, unter dem Oberbefehle zuerst des Grafen von Schauenburg, hernach des Freiherrn von Reinach, tüchtig versehen und leistete anhaltenden Widerstand. Was aber die Rheingräfischen durch eine enge Blokade, durch einen widerholten Sturm nicht zu erreichen vermochten, gewann der Herzog von Weimar — durch die äußerste Not und Verzweiflung der Belagerten [94]).

Am 17ten Dezember 1638 ergab sich das Häuflein der Uebriggeblibenen an die Weimarischen, worauf Breisach im westfälischen Friden eine Beute der französischen Practik wurde. Man hielt nicht wenig auf disen Gewinn und Vauban verwandelte die gute deutsche Stadt, mit ungeheuren Kosten, in eine Hauptvestung des eroberten Rheintales.

---

94) Mein Auffaz über Breisach als Festung in der Badenia (I, 238) führt einige Quellen über dise Belagerung an; die genaueste Schilderung derselben aber enthält (S. 573) das wenig gekannte Büchlein: „Ausführliche Beschreibung von Lothringen und Savojen, Ober- und Nider-Elsaß, der Grafschaft Burgund und des Schweizerlandes rc. Frankf. und Leipz. 1690."

„Ich glaubte, sagte die Königin zu Ludewig XIV, daß in Breisach die Gassen mit Gold gepflastert wären." Und dennoch gieng die Festung auch für Frankreich wider verloren. In Folge des Riswiker Fridens wurde Breisach am 1ten April 1700 an Oesterreich abgetreten. Welch' ein Jubeltag — und nach drei kurzen Jahren lag es abermals in den französischen Fesseln!

Der Kommandant von Arco hatte, ohne äußerste Not, die Stadt dem Herzoge de Bourgogne übergeben — zum Erstaunen von ganz Europa. Er büßte freilich seinen Kopf darüber ein; aber ein volles Jahrzehent schmachtete das arme Breisach nun wider unter dem Uebermute der Franzosen [95]. Erst der Fride von Rastatt brachte es dem Erzhause zurük — als eine zerrüttete, ausgesogene, ihrem deutschen Wesen vilfach entfremdete Gemeinde.

Als Grenzfestung des deutschen Reiches von erster Wichtigkeit hatte Breisach durch dise lange Reihe kriegerischer Ereignisse einen europäischen Namen erlangt. Man betrachtete dasselbe als den Eckstein, als die Wächterin des südwestlichen Winkels von Deutschland, aber es trug seine stolzen Werke kaum ein Geschlechtsalter noch.

Denn als 1741 der erste schlesische Krieg ausbrach, gab Maria Theresia den Befehl, die breisachischen Befestigungen völlig zu schleifen, „weilen auf ihr Ansuchen das Reich kein Volk zur Besazung hat dargeben wollen, da doch Breisach und Freiburg als Vormauern desselben seind betrachtet und vom Kaiser jederzeit mit größten Unkosten — und zwar nur von 1714 her mit etlichen Millionen (mehr als das Land erträgt), unterhalten worden" [96].

---

[95]) Baumeister, annal. monast. S. Petri s. n. II, 129, 134, 156, 376, 392, 530, 549, 628.

[96]) Worte des Diariums von St. Märgen, welches leider nur noch bruchstükweise vorhanden ist.

Dises ein Rükblik auf die Schiksale Breisachs als einer Burg und Festung. „Durch beinahe zwei Jahrtausende hin war es seinen Besizern von hoher Bedeutung; oft und anstrengend wurde um dasselbe gekämpft und seine Einnahme oder Behauptung als der Triumph eines Feldzuges gefeiert". Eigentlich mit Sturm genommen wurde Breisach nie; nur einmal gieng es durch listige Ueberrumpelung, sonst immer durch Ergebung und Kapitulation, oder in Folge von Friedensschlüssen, an andere Hände über.

Zwei Kapitulationen aber sind besonders berühmt geworden, wovon die eine mit dem Lorbeer des Heldentums, die andere mit ewiger Schmach in den Geschichtsbüchern verzeichnet steht. Der tapfere und standhafte Kommandant von Reinach ergab sich, nach einer achtmonatlichen Belagerung, erst in Folge einer Hungersnot, „deren Entsezlichkeit zu schildern, sich die Feder sträubt." Wurde nun dise Uebergabe als eines der wichtigsten Ereignisse des ganzen 30jährigen Krieges betrachtet, so galt die arcoische für das schmählichste aller Feldzüge von 1702 bis 1714.

Die Franzosen hatten es kaum verwinden können, ihr so kostspilig befestigtes **Brisac** wider aus der Hand zu geben, und die Räumung desselben so lange hinauszuschieben gewußt, bis die vaubanische Festung Neubreisach vollendet war. Endlich erhielt der Gouverneur **de la Cethardye** von Paris aus die Ordre: **Il est de nostre intention, que vous rendiez la ville de Brisac dans l'état, qu'il est le 1mier d'Avril, à nostre frère l'Empereur.** Diser Wortlaut war unzweideutig; Cethardye trieb aber allerlei abgeschmakte Chikanen [97]) und suchte von der Stadt „für die Ge-

---

[97]) Hierüber erzält uns Pater Romuald (von Stockach), ein Zeitgenosse, in seiner **historia provinciae Ant-Austriae fratr. min. Capucinorum (Campidun. 1747)**, S. 84 Folgendes:

Durch den Friden von Ryswik wurden die Festungen Philipps-

fälligkeit seines Abmarsches", unter Androhung des Einäscherns, noch tausend Franken zu erpressen.

Der Magistrat traf indessen gute Anstalten und als am 1ten April in der Frühe um 2 Uhr der Feuerruf erschallte, da es in einer Kaserne wirklich brannte, waren's die französischen Soldaten selber, welche wider löschten. Der Gouverneur sahe sich in der ärgerlichen Notwendigkeit, die Festung ohne Abschidsdouceur verlassen zu müssen; denn schon stund der kaiser-

---

burg, Kehl und Breisach dem Hause Oesterreich wider zugeteilt. Die beiden ersteren räumte man demselben auch ungesäumt ein; mit Breisach dagegen zögerte der französische Hof, wie er gewohnt war, den Vorteil günstiger Gelegenheiten der strengen Erfüllung eingegangener Verträge vorzuziehen. So geschah' es denn, daß das Neujahr 1700 die Stadt Breisach noch unter dem Befehle des französischen Gubernators fand. Die Gewährleister des Ryswiker Fridens, über disen Verzug nicht wenig betreten, drangen daher auf ungesäumte Abtretung des wichtigen Ortes, worauf denn der 1te April dazu bestimmt wurde.

Allein, als der Feldmarschall von Thüngen dem breisachischen Guberneur von Freiburg aus vermelden ließ, daß er an disem Tage zu Breisach erscheinen werde, um die Festung von ihm an das Erzhaus zu übernehmen, empfieng Cithardie, ein abgesagter Feind des österreichischen Namens, die Meldung mit verächtlichem Blindseln und schikte ihm seine Antwort durch einen gemeinen, zerlumpten Soldaten, welchen der kaiserliche Feldmarschall natürlich unangehört und mit dem Bemerken zurükwies: „Der Herr Gouverneur wolle sich seines militärischen Charakters gemäßer und anständiger benehmen."

Der gereizte Franzmann jedoch, sandalium Jovis indutus, sendete ihm jezt einen Arzt, welcher dem Feldmarschalle mit frivolem Scherz' bemerkte: „Da er keinen Militär annehme, so möge er einen Doctor hören." Diser neue Spott und die großthuerische Aeußerung des Cithardie, „daß er die Festung niemanden räumen werde, als dem Markgrafen von Baden", hätten einen schlimmen Handel entzündet, wenn es nicht durch den Intendanten des Elsaßes unterdrükt worden wäre, welcher dem Gouverneure den Befehl erteilte, Breisach ungesäumt zu räumen. Igitur fortalicium tradidit, indeque furorem spirans cum suis excessit.

liche General von Thüngen mit der neuen Besazung vor dem Freiburger Thore zum Einzuge bereit.

Als nun am Schlagbaume daselbst die Uebergabsordre collationirt worden und der Oberhauptmann Bugnetti das Einlaßwort für seinen General begehrte, erwiderte Cetharbye mit gezwungener Höflichkeit: Oui, monsieur, il peut entrer, j'ai ici les clefs, que je lui livrerai entre les mains; rief ihm aber, als er mit diser Antwort zurükritt, wie ein Rasender nach: Qu'il entre mort — n'est-il pas encore là? Qu'il vienne, qu'il vienne, zog seinen alten Surtout aus, griff in die Taschen und nahm ein Par alte Handschuhe heraus, indem er unter unmännlichen Gesten fortfuhr: Je me suis acheptè *ces gants* pour les cérémonies, worüber ihn seine Offiziere, eines solchen Befehlshabers längst schon müde, selber belachten.

Indessen war Thüngen herangeritten, stieg ab und umarmte den Gouverneur. Cetharbye erwiderte dise militärische Zärtlichkeit gezwungen kalt mit den Worten: Monsieur, je suis ravi de l'honneur de vostre connaissance; je vous donne les clefs de la place, et suis, monsieur, vostre très humble serviteur, wandte sich um und rief gegen die Seinigen — marche!

Als er aber am Rheine in das Schiff stieg, wurde es dem Helden ohnmächtig, „wofür ihn die Breisacher dann sorgen ließen, da er ihnen auch manche Ohnmacht zugezogen". Sie hatten jezt die Franzosen vom Halse und feierten mit der neuen Besazung disen 1ten April durch ein „solennes Tedeum" im Münster, und ein „magnifiques Tractament" in der Wonung des Generals von Thüngen [98]).

War es aber nicht wie eine schlimme Vorbedeutung, daß

---

[98]) „Relation, was bei der den 1ten April 1700 endlich erfolgten Evacuation der Altstatt Breysach passiert", in den breisachischen Kriegsakten von 1700 bis 1797.

dises Dankfest, wobei der Abt von St. Peter mit so großer Feierlichkeit das Hochamt hielt [99]), auf einen ersten April gefallen? Nach dem Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges war Breisach, als „eine Festung, welcher sich damals in Deutschland wenige vergleichen ließen", mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln für den Fall einer Belagerung reichlichst versehen und mit einer hinlänglichen Mannschaft besezt worden. Als daher der Herzog von Bourgogne, nachdem ihm die Einnahme von Landau mißlungen, zur Rettung seiner militärischen Ehre, die Belagerung von Breisach unternahm, zweifelte Niemand im deutschen Reiche, daß sie ihm ebenso mißlingen werde.

Den Oberbefehl über die Festung, wie wir bereits wissen, führte der Feldmarschall-Lieutenant von Arco, welchem man den Generalwachtmeister von Marsigli, einen ausgezeichneten Ingenieur, als zweiten Kommandanten beigesellt. Graf Arco stammte aus einer alttyrolischen Familie, welche dem Hause Oesterreich schon mehrere Diener von Auszeichnung gelifert. Er war „ein Herr in den Vierzigen, von mittlerer Größe und schöner Leibesgestalt, mit besonders freundlichen Minen und gefälligen Gebärden."

An Alter, Kenntnissen und Verdiensten gieng ihm aber Graf Marsigli weit voran — als ein „hochverständiger, sehr belesener und in allerlei Sprachen (sonderlich in der arabischen, türkischen und slavonischen) trefflich erfahrener Mann", welcher schon beinahe ein ganzes Geschlechtalter im kaiserlichen Kriegsdienste gestanden, zwei Jahre hindurch die ungarischen

---

99) „Die 1mo Aprilis Brisacum, *cum summo totius imperii iubilo*, ad Caesarem transiit, quo die inter primos primoresque ingressus etiam Maurus abbas, non absque grandi honore, inter festiva tormentorum tonitrua, in principe templo *hymnum ambrosianum* intonuit et solenne officium decantavit, qui honor ad caesaream usque penetravit aulam." Baumeister II, 530.

Grenzen gegen den Halbmond beschüzt und siben Jahre als türkischer Gefangener in Ketten geschmachtet[100].

Dem Kommando diser Männer war Breisach unter dem ausdrüklichen Befehle anvertraut, „die Festung bis auf den lezten Mann und Blutstropfen zu verteidigen.“ Kaum jedoch hatte der Feind zwölf Tage davor gelegen und eine Bresche geschossen, als ihm der treffliche Plaz, auf eine freilich sehr günstige Kapitulation[101]) hin, übergeben ward — quae insperata deditio totam Europam in stuporem dedit.

„Breisach ist die schönste Festung“, sagte der kaiserliche Oberfeldherr, Ludewig von Baden[102]), „so ich gesehen zu haben mich erinnere.“ Auf die strategische Wichtigkeit derselben hielt er aber, wegen Hüningen, Neu-Breisach und Fort Mortier, nicht besonders vil. Gleichwol erfüllte ihn die Nachricht von der leichtfertigen Uebergabe mit Entrüstung — um so empfindlicher, da sein eigenes Regiment sich bei der entehrten Garnison befand. Er nahm gar keine Berichte mehr von demselben an und wollte es mitsammt den andern aufgelöst und anderwärts untergestekt haben.

Dem Arco aber konnte der Markgraf das „gar zu große Scandal“ diser Uebergabe nicht verzeihen. Er ließ beide Kommandanten zu Bregenz festsezen und gieng den Kaiser dringend an, „hier ein Exempel zu statuiren, indem dergleichen schändliche Actionen täglich ohne Scheue zu geschehen begännen.“ Ein tieferer Grund seiner Strenge scheint aber der Verdacht gewesen zu sein, welchen der patriotische Fürst schon länger gegen das arco'sche Haus gehegt.

„Die drei Brüder von Arco“, hatte er von Augsburg

---

100) Acta bellica, eine Sammlung von Berichten in Kriegssachen, aus dem Archiv des Stiftes St. Peter, gebund. IV, 244.

101) Sie steht in obigen Akten und enthält 21 Artikel.

102) Ph. v. Röder, Kriegs- und Staatsschrift. des Markgr. Ludw. Wilh. von Bad. I, 202 (der Urkunden).

aus an den Kaiser geschriben, „ohngeachtet dieselben in Euerer Majestät ihrem Solde stehen und unverdiente Gnaden empfangen, haben hier dergestalten sich baierisch erzeigt, und Dasjenige, so dem kaiserlichen Dienste nüzen kann, zu verhindern gesucht, dadurch auch Alles, was ehrlich und pro patria ist, also geärgert, daß es nicht zu verwundern, wenn sie wären todt geschlagen worden.“

Wer möchte zweifeln, daß diser Umstand in Beurteilung der Uebergabe von Breisach auf den Markgrafen entscheidenden Einfluß gehabt? Arco versuchte es widerholt, sich zu rechtfertigen, indem er das Verschulden auf die Unzulänglichkeit der Besazung schob und auf die Umtriebe des Marsigli, welcher ihm alle Offiziere abwendig gemacht.

Nun war freilich die breisachische Mannschaft, da man einen Teil derselben nacher Freiburg geworfen, im Dienste überaus angestrengt, das Geschüz mit blos neun Konstablern und einem einzigen Feuerwerker versehen, und das doppelte Kommando ein großes Hinderniß gewesen; aber der Oberfeldherr gab disen Entschuldigungsgründen kein Gehör und bestimmte auch den Kaiser, nicht weiter darauf einzugehen.

Leopold übertrug ihm sofort die Nidersezung eines Kriegsgerichtes, zu dessen Vorsizer er den Feldmarschall von Thüngen ernannte. Dises Gericht verurteilte den Grafen von Marsigli zum Verluste all seiner Würden und Ehren, den Grafen von Arco aber zum Tode. Vergeblich zögerte Thüngen mit Verkündung des harten Urteils, obschon er vom Hofkriegsrate die Ordre erhalten, dasselbe ohne Recurs an den Kaiser zu vollziehen; seine Hoffnung auf mildernde Gnade ward ihm vereitelt [103].

Am 18ten Februar wurde daher das Urteil vollzogen. „Morgens um 8 Uhr rükten 300 Mann Fußvolk und 300

---

103) Röder I, 22 und (Urkunden) 198, 202, 206, 209, 210, 218, 225 und II, 13.

Cürassier-Reiter vor das Quartier des von Marsigli, doch ohne den mindesten Trommel- oder Pfeifenschall. Nachdem sie eine zeitlang in zimlicher Kälte und unter häufigem Schneegestöber dagestanden, wurde der Graf in einem Sessel auf die Straße getragen und in einem Halbkreise umschlossen. Obwol derselbe sehr unpäßlich und bleich aussahe, so blikte er dennoch ganz frisch um sich her und schwur, nachdem ihm der Henker seinen Degen abgenommen, zerbrochen und vor die Füße geworfen, mit deutlicher Stimme die Urfehde, nie und auf keine Weise gegen den Kaiser zu dienen."

„Eine Stunde hierauf zogen das Fußvolk und die Reiter, in schöner Ordnung und unter traurigem Trompetenschall, vor das Quartier des von Arco, woselbst alsbald eine große schwarzbedekte Kutsche anfuhr, welche der Graf, ganz schwarz gekleidet, eine weiße spanische Perüke auf, einen langen Rosenkranz am linken Arme und ein schönes Cruzifix in der rechten Hand, ganz unverzagt mit dem Pfarrherrn und zwei Kapuzinern bestieg. Von der aufgestellten Mannschaft zu beiden Seiten convoiert, nahm derselbe den Weg durch die Kirchgasse, nach der Richtstatt, hart am Seeufer."

„Nachdem der Zug, von einer unsäglichen Menge einheimischen und fremden Volks begleitet, daselbst angekommen, stieg der Graf frisch und behende mit seinen Begleitern aus und wurde, unter eifrigem Zuspruche des Pater Quardians, zu der Stelle geführt, welche für ihn mit schwarzem Teppiche belegt war. Als ihm hier das Urteil verlesen worden, hielt er, das Cruzifix in der Hand, mit hoher Stimme einen schönen Sermon an Volk und Soldaten, kniete sodann nider, that Reue und Leid und empfing die Generalabsolution. Nachdem er hierauf die Perüke abgelegt, Rock und Camisol abgezogen und seinem Kammerdiener übergeben hatte, zog ihm diser eine weiße Kappe über das Haubt, legte ihm noch eine Binde um die Augen, und entblößte ihm Hals und Schultern. In solcher Lage fragte der Graf, ob er knieen oder stehen solle?

Die Antwort hierauf aber war der Streich des Scharfrichters, welcher meisterlich ausfiel" [104]).

Thüngen hatte der Hinrichtung nicht beiwohnen können. Der Tod des Grafen beunruhigte sein Gemüt auch in hohem Grade, und er schrieb darüber an einen alten Freund [105]): „Ihr seid gewißlich überzeugt, daß ich mich während der Execution der Richtstätte ferne gehalten, und doch habe ich Alles, was da vorgegangen, sehen und hören müssen, wie ich's noch jede Nacht sehen und hören muß. Es ist mir dises eine Qual ohne gleichen, vil bitterer, als ich sie zu ertragen vermag. Die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit allein erhält mich noch aufrecht."

So vil über Breisach als Festung; werfen wir nun einen Blik in die innere Geschichte der Stadt, in ihr Verfassungs- und Bürgerleben, worüber das rosmann-ensische Buch so mager und oberflächlich ausgefallen.

In den ältesten Urkunden der Stadt Breisach werden einfach der Schuldheiß, die Ratsherren und die Gemeinde der Bürger [106]) bezeichnet, von der innern Gestaltung des städtischen Wesens ist aus jenen Zeiten keine Nachricht mehr vorhanden, bisher wenigstens keine bekannt geworden.

Erst der kaiserliche Freiheitsbrief von 1275 läßt uns einen Blik in die breisachische Verfassung werfen. Er handelt von der Gerichtsbarkeit, vom Stadt- und Hausfriden, von der Sicherheit des Handels und Wandels, von den Bürgerauf-

---

[104]) „Ausführliche Relation der zu Bregenz den 18ten Februar 1704 wegen Vbergab der Vestung Breysach ausgeübten Execution." Acta bell. IV, 244.

[105]) Ch. von Stramberg, rhein. Antiquar. II (3), 82.

[106]) Scultetus, consules (consiliarii iurati) et universitas civium de Brisaco.

nahmen, vom Erbrechte und Lehenerwerbe; nennt aber von der städtischen Obrigkeit nur im Allgemeinen die zwölf (reichssteuerfreien) Ratsglider, welche das consilium burgi bildeten. Und dises alte Stadtrecht ist die einzige bekannt gewordene Urkunde über das mittelalterliche Verfassungswesen von Breisach.

Es wäre daher gerade das vorzüglichste Verdienst des rosmannischen Werkes gewesen, wenn es die fünf oder sechs Urkunden dises Betreffes, welche noch im breisachischen Archive ligen, wortgetreu mitgeteilt hätte, namentlich die Stadtordnung von 1331, wodurch die Wahl des Rates, das Verhältniß desselben zum Schuldheißen und zur Bürgerschaft, die Verwaltung des Stadtgutes und dergleichen vertragsmäßig bestimmt worden. Aber unbegreiflicher Weise hat Rosmann dise wichtigen Urkunden völlig übergangen und unbenuzt gelassen [107]).

Bei dem Mangel derselben muß ich hier auf eine Darstellung der breisachischen Verfassung und Verwaltung während des 14ten und folgenden Jahrhunderts verzichten, und kann erst aus Akten späterer Zeiten ein kurzes Bild diser städtischen Verhältnisse erheben.

Bis in den Anfang des 14ten Jahrhunderts finden wir noch allein den Schuldheißen an der Spize des geschwornen Rates, welcher großenteils aus Junkern bestund [108]); mit

---

[107]) Von den im Stadtarchive noch vorhandenen Urkunden hieng der Bevorworter des rosmann=ensischen Buches demselben ein Verzeichniß an, indem er so disen Hauptmangel zu ergänzen suchte.

[108]) Nach Urkunden von 1283, 1290, 1294 werden Hildebrand genannt Spenlin und Heinrich von Bolsenheim, beide Ritter, Konrad und Werner zu Rhein, Burghart der Papst, Heinrich von Baldoldsheim, Rüdiger von Münzesheim, Walter zum Ruste, Michel der Schatan, Konrad von Merdingen, Rudolf der Gotteskuche und Peter von Geisingen als Ratsglider genannt. Oberrh. Zeitschr. V, 245.

der Stadtordnung von 1331 aber erscheint auch zu Breisach ein Bürgermeister, wie damals in vilen anderen Städten. Das Schuldheißen-Amt währte indessen noch immer fort, ward jedoch von der Herrschaft an adelige Herren verpfändet, welche es mit ihrem Unterschuldheißen besezten. Diser hielt unter der „Richtlaube" das Stadtgericht und verwaltete die herrschaftlichen Rechte, während der Bürgermeister das Stadtwesen leitete, insoferne es rein bürgerschaftliche Dinge betraf.

Während des 16ten Jahrhunderts war das Schuldheißenamt, nachdem es mit dem Dorfe Biesheim von der Herrschaft an die Stadt verpfändet worden, allmählig erloschen und an der Spize der städtischen Verwaltung stund ein Oberbürgermeister. Den Ratskörper bildeten je sechs Räte von drei Staffeln. Die erste Staffel aber bestund aus den Ratsglidern der „Meisterschaft", welcher Ausdruk vermuten läßt, daß man eigentlich sechs Bürgermeister zälte, wovon immer einer auf Jahresfrist als „regierender" die oberste Leitung des Stadtwesens besaß.

Die Wahl der sechs „Herren von der Meisterschaft", wie jene der zwölf „Ratsfreunde", gieng nicht unmittelbar von der Gemeinde aus, sondern war in den Händen der 16 Zunftmeister, welche als „Ratsverwandte" zur Verhandlung aller allgemeinen und wichtigen Sachen beigezogen wurden.

Von den Ratsfreunden einer jeden Staffel wurden viere für die Gemeinde und zwei für die Judenschaft gewählt. Dise lezteren mußten aus den adeligen Geschlechtern sein. Der Adel vertrat also die Juden, was auf eine besondere Rolle zurükweist, welche dieselben zu Breisach einst gespilt, und den Sinn einer Urkunde von 1473 andeutet, worin der breisgauische Landvogt von Pfirt feierlich gelobt, der Stadt die Juden zu lassen!

In späterer Zeit aber hatte Breisach an Junkern solchen Mangel, daß man nicht mehr alle sechs Stellen mit ihnen besetzen konnte, daher je den zweiten Judenrat der ersten und

andern Staffel abgehen ließ, und in der dritten beide Patrizierstellen mit Bürgerlichen versah [109]).

So war der breisachische Ratskörper beschaffen, als die Stadt 1648 an Frankreich übergieng; nachdem sie aber 1700 unter die österreichische Herrschaft zurückgediehen, zählte derselbe nur noch 12 Glider, wovon viere als Bürgermeister abwechselnd das Jahr hindurch im Amte stunden und die Geschäfte leiteten [110]).

In diser Verwaltungsform schleppte sich das Stadtwesen von Breisach beinahe ein halbes Jahrhundert ohne bedeutende Veränderungen fort. Da traten endlich eine Störung und eine Krisis ein, welche die völlige Neugestaltung desselben zur Folge hatten. Sie brachte aber keine Heilung und rief nur wider andere Uebel hervor.

Begünstigt von der Zeit und dem herrschenden Geiste, hatte sich der breisachische Magistrat eine fast unbeschränkte Macht über die städtischen Angelegenheiten angemaßt. Die Zünfte und der Bürgerausschuß besaßen nur noch einen Schatten ihres früheren Einflusses, und die Bürgerschaft wurde geleitet, wie ein Blinder.

So lange Breisach eine volkreiche, regsam belebte Stadt war, konnten die geheimen Schäden diser anmaßlichen Verwaltung bedekt bleiben; nach der Veränderung von 1740 aber traten sie in voller Blöße an den Tag, und es brach ein innerlicher Sturm los, welcher die Bürgerschaft in eine Reihe der verderblichsten Folgen stürzte.

Die Zunftmeister und Ausschußmänner hatten sich

---

109) „Verzeichnus oder Relation Hansen von Andlaw vnd mein Wendel Arzts d. Canzlers Verrichtung bey der Ratsbesazung zu Breysach, Sambstags nach Johannis Baptistae, den 26. Juni 1568 beschehen." Sodann fernere Wahlakten von 1564 bis 1579.

110) Commissions-Protokoll der vorgenommenen Ratsbesazung in Alt-Breysach, den 2ten Martii 1716.

widerholt um Abhilfe der schreiendsten Mißbräuche an den Magistrat gewendet; sie hatten dringend verlangt, daß die Zal der Bürgermeister auf zwei beschränkt und dieselben durch das Stimmenmehr der Gemeinde gewählt, daß die Zunftmeister wider in die Ratssizungen zugelassen, die städtischen Aemter vermindert, die Bürgeraufnahmen erschwert und die städtischen Rechnungen endlich (nach 15 Jahren!) wider einmal sollen abgehört werden. Der Magistrat aber wies die Bittsteller schnöde und herrisch zurük, worauf sich dieselben klagend an die Landesregierung wendeten [111]).

„Wenn man, sagten sie in ihrer Beschwerdeschrift, den Bogen zu hoch gespannet, so bricht er. Wir sind österreichische Unterthanen, empfinden aber die süße und gelinde österreichische Regierung im Geringsten nicht; wir sind eine freie Bürgerschaft, tragen aber das Joch einer drükenden Dienstbarkeit. Unsere Stadt hat durch ihre Treue und Anhänglichkeit an das Erzhaus vil schöne Freiheiten und Rechte erworben, aber die Stadtherren haben selbige an sich gerissen und genießen sie allein; sie bereichern sich am Gemeindsvermögen und die Bürgerschaft wird täglich ärmer."

„Durch die Abwerfung der Festungswerke unserer Stadt sind wir in den jämmerlichsten Zustand versezt worden. Alle unsere Handwerke und Geschäfte gerieten in's Stocken und vile der Bürger wissen kaum mehr ihr tägliches Stücklein Brot zu gewinnen."

„Daher hatten wir geglaubt, dis augenscheinliche Unglük werde den Magistrat zur Erbarmung gegen uns, unsere Weiber und Kinder, zu einer Erleichterung der unerschwinglichen Abgaben und zu einer sparsamen Verwaltung der städtischen Einkünfte vermögen; allenthalben aber ersieht man leider nur das Widerspil hievon."

---

[111]) Akten über das Gemeindewesen der Stadt Alt-Breisach, von 1716 bis 1742.

„Wir wissen nicht mehr, wie unser Stadtwesen verwaltet wird. Einer oder zwei führen das Ruder, die Uebrigen haben beinahe nichts zu sagen. Der Magistrat stellet keine Rechnung und verlangt auch von seinen Untergebenen keine; daher greift Jeder zu, wo er kann, und mangelt's bei der Stadt an Geld, so müssen unsere Beutel die Lücke büßen."

„So werden wir bis zum lezten Blutstropfen ausgesogen, vermögen die landesfürstlichen Steuern nicht mehr zu leisten, und ersehen keinen Weg, wie bei solcher Zerrüttung und so vilen Fehlern in publicis, oeconomicis et judicialibus das gemeine Wesen unserer Stadt ohne gänzlichen Zerfall länger bestehen könne" [112].

Diser allgemeinen Beschwerde folgten 33 besondere Klagpunkte. Obgleich nun der Magistrat die wenigsten derselben genügend zu widerlegen vermochte, behauptete er dennoch, sie rührten blos von einigen mißgünstigen „Anhezern" her, über deren unverschämte Lügen man nur erstaunen könne [113]. Die Landesstelle zeigte sich lässig, und nachdem man durch Absezung des Kaufhausverwalters der Sache ein kleines Sühnopfer gebracht, geriet sie in's Hängen, bis ein staats-ökonomischer Heilkünstler aus der Kaiserstadt erschien.

Der neue breisgauische Kreishauptmann nahm zu Breisach, wie zu Freiburg, eine völlige Neugestaltung des zerrütteten Stadtwesens vor. Man sezte großes Vertrauen in seine Einsicht und ließ ihn schalten und walten; aber das End' vom Liede war — die armen Breisacher gerieten aus dem Regen in die Traufe!

Schauenburg gab dem Magistrate eine bureaukratische Einrichtung. Neben den Bürgermeister trat ein Kanz-

---

112) Supplication der Zunftmeister und des Bürgerausschusses an die v. ö. Regierung und Kammer, vom 18ten Dezember 1742.

113) Verantwortung der Bürgermeister und Ratsglider zu Breisach, vom 22ten Februar 1743.

leiverwalter, unter Verhältnissen, welche demselben das Heft in die Hand gaben. Die Ratsstellen besezte er mit fügsamen, unbrauchbaren Leuten; die Kanzleiverwaltung aber, wie zu Freiburg mit dem hergelaufenen Corneri, so auch hier mit einem landsfremden Menschen Namens Maier. In kurzer Zeit waren Kanzleiverwalter und Stadtknecht das breisachische Factotum, und der Bürgermeister — das fünfte Rad am Wagen.

Eine diser Neuerung abholde Feder gab über die Ursachen der breisachischen Wirren und Uebelstände einen ausführlicheren Bericht [114]), dessen bezeichnende Hauptzüge in folgenden zwei Stellen enthalten sind.

„Als im Anfange des 18ten Jahrhunderts der Verkehr von Breisach mit dem Elsaße eingieng, verlor die Stadt das vornehmste Stük ihrer Wolfahrt; durch die Schleifung der Festungswerke und den Abzug der Besazung aber von 1741 erhielt sie einen noch stärkern Herzstoß. Doch haben dise Ereignisse mehr den bürgerlichen Körper, als die Stadt qua talem betroffen, da dieselbe mit allen Rechten und Zubehörten, wie solche im westphälischen Friden bestimmt worden, aufrecht erhalten blieb. Denn hörten auch die städtischen Einkünfte beinahe völlig auf, so fielen auch jene Lasten hinweg, wodurch Breisach früher in Schulden gestürzt worden."

„Die Stadt hätte also in den gegenwärtigen äußersten Zerfall kaum geraten können, wenn nicht ein anderes und das größte Uebel noch hinzu gekommen — der von dem bürgerlichen Ausschusse erhobene und so lange fortbetribene Prozeß. Diser war ein innerlicher Krieg, der Samen alles Unheils, welches uns vor Augen ligt. Die Ausschußmänner suchten den Stadtrat zu stürzen, bis endlich die Ankunft des Grafen

---

[114]) Reflexio, woher der üble Zustand der Stadt Alt-Breisach eigentlich rühre, in der Akten-Relation des Untersuchungs-Commissärs Kornritter, vom 30ten Juni 1759.

von Schauenburg den Unzufridenen Thor und Thüren öffnete. Der längst gesuchte Umsturz geschah — die althergebrachten Rechte und Einrichtungen wurden vernichtet."

Nach der Neugestaltung des Magistrates war nun eine möglichste Verbesserung der städtischen Wirtschaft die wichtigste Frage. Es sollten die alten Stadtschulden allmählig getilgt und zunächst die drängendsten Gläubiger befridigt werden. Der schauenburgische Anhang im Rate sah' aber kein anderes Hilfsmittel hiezu, als daß die gute Stadt sich in's Herz greife und ein Stük ihres Besiztumes verkaufe.

Die Zeiten waren schlimm und die breisachischen Besizungen im Elsaße schienen mehrfach gefährdet; man mußte froh sein, sie um ein Billiges anzubringen. Also entschloß man sich, das Dorf Biesheim, die Weiler Vogelgrün und Gießwasser mit einigen Rheininseln zu veräußern.

Der Kanzleiverwalter betrieb das Verkaufsgeschäft — ganz im Stillen, so unter der Hand, durch einen Juden, und fand endlich einen Käufer; der Graf Waldner von Freundstein erwarb die bezeichneten Besizungen für die Spottsumme von 140,000 Livres [115]).

Indessen hatte Schauenburg mit seinen Günstlingen mehrere Jahre ungehindert gewirtschaftet, als der Freiburger Weiberkrieg jene Untersuchung herbeiführte, worin die faulen Fische diser Wirtschaft an das Tageslicht gelangten. Der Graf wurde nach Wien zur Verantwortung gezogen. Er besaß daselbst, wie im Breisgau, seine Leute und konnte noch leidlich davonkommen, wenn es ihm gelang, sich in einer gewissen Sache durch Zeugnisse zu rechtfertigen.

Es war die Biesheimer Kaufgeschichte, hinter der ein großer Betrug gewittert wurde. Ein Zeugniß der Stadt Breisach, daß Alles dabei mit ihrem Wissen und Willen ge-

[115]) Der projectierte Kaufbrief ist vom 25ten October 1756, in den Akten über dise Kaufhandlung.

schehen, konnte den entdekten Faden zerschneiden und jede weitere Untersuchung niderschlagen. Also schikte der Graf im Herbste 1758 seinen Sekretär Fähndrich schleunigst herauf in das Vorland, um durch den Kanzleiverwalter das wichtige Aktenstük zu erhalten.

Fähndrich kam den 6ten September, des Morgens um 1 Uhr, in Breisach an, beredete sich eiligst mit dem schauenburgischen Anhange und veranlaßte eine Versammlung des inneren und äusseren Rates. Der ganze Tag gieng damit herum und noch eine volle Woche hindurch dauerten die geheimen Beratungen fort.

Da der Kanzleiverwalter den Magistrat bereits in der Hand hatte, so handelte sich's blos um die Zunftmeister, welche die Stimme der Gemeinde vertraten. Sie wurden einzeln vor den Rat beschiden und zur Einstimmung in das entworfene Zeugniß aufgefordert. Man wendete Schmeicheleien, Versprechungen und Drohworte aller Art an, um sie zu bereden oder einzuschüchtern. Dise Umtribe aber mußten Aufsehen erregen und bald gieng das Gerücht, daß sich's um die verkauften Rheininseln handle.

Aufgeregt dadurch begaben sich vile Bürger nach dem Rathause und verlangten Auskunft über die geheimnißvollen Verhandlungen. Man ließ dieselben ebenfalls einzeln vor, beredete die einen, von der Sache zu schweigen, und nahm ihnen einen Eid darauf ab; den übrigen, welche widerstrebten, wurde alles Mögliche vorgestellt und mit Drohungen auf's Aeußerste zugesezt. Ließen sich aber Etliche auch einschreken, so fügten sich andere desto weniger und machten das sonderbare Verfahren gegen sie zum öffentlichen Gespräche.

An der Spize diser Standhaften stund der Amtsbürgermeister Manz, ein wenig thatkräftiger, aber rechtschaffener, pflichtgetreuer Mann, welcher die maier'schen Umtribe und Ränke längst durchschaut hatte. Er weigerte sich entschiden, das Zeugniß für den Schauenburg zu unterzeichnen.

Als der Kanzleiverwalter und seine Leute disen hartnäkigen Widerstand und die Zusammenkünfte des manzischen Anhanges bemerkten, suchten sie dieselben als einen Aufruhr zu verschreien, gaben sich auch alle Mühe, einen solchen wirklich zu erregen, und berichteten an die Regierung, „daß von rebellischen Köpfen unter der Bürgerschaft höchst sträfliche Unruhen und Aufläufe angezettelt worden, und sofern man nicht schleunigst dagegen einschreite, dieselben zu äusserster Gefahr der Stadt und verderblicher Aergerniß der Umgegend um sich greifen und alles gesezliche Ansehen zerstören werden."

Manz und der Ausschuß legten der Regierung den wahren Sachverhalt ausführlich dar, und beteuerten ihr, daß von ihnen Niemand daran denke, unruhige Auftritte zu veranlassen. Dise kämen allein von dem Kanzleiverwalter und seinen Kreaturen, deren er durch den schauenburgischen Einfluß im Rat und unter der Bürgerschaft leider vile geschaffen.

„Denn, sagten sie, um ihr boshaftes Rebellionsgedicht noch mehr zu befärben und die Stadt auf das gottloseste zu prostituiren und in Schaden zu verwikeln, ließen dieselben, obwol Alles ganz still und ruhig war, indem kein Mensch an eine Widerspännigkeit nur dachte, mehrere Wachen mit Unter- und Obergewehr Tag und Nacht umher patroullieren, und wo nur zwei Bürger mit einander sprachen, selbige unter den ehrenrührigsten Schimpfworten vertreiben. Daher man auf dem Lande auch öffentlich sagt, der Stadtrat zu Breisach wolle mit's Teufels Gewalt eine Rebellion unter den Bürgern machen."

Je weniger dises nun gelang, desto toller in ihrer Leidenschaftlichkeit triben es die Maierischen. Wie Rasende fiengen sie an zu wüten, suchten überall aufs Mutwilligste zu Streithändeln zu verleiten, und führten eine wahre Schrekensherrschaft ein. Der Kanzleiverwalter selbst aber, dessen Reden „der Abschaum jeglicher Luderei" waren, verfolgte den Amtsbürgermeister auf's Bitterste, überhäufte ihn bei jeder

Gelegenheit mit den schändlichsten Beschimpfungen und scheute sich nicht, dessen Benehmen widerholt auf's gewissenloseste bei der Regierung anzuschwärzen.

Als Manz nach Konstanz abgereist, wurden seiner Frau die Stadtsigel gewaltsam weggenommen; als er wider zurükgekehrt, sein Haus bewacht und ihm alle Briefe unterschlagen; als er nach Freiburg gieng, sträuten die Maierischen aus, er hole Soldaten und wigle die Bauern zu Hochstätten und Rimsingen gegen die Stadt auf, schikten ihm Spione nach, und besezten die Thore mit bewehrter Mannschaft.

„Schaut, ihr liebe Herren", begann der Kanzleiverwalter gleisnerisch eine Rede an die Bürger, „schaut — der Amtsbürgermeister führt euch an, er wird euch in's größte Unglük stürzen." Aber es half ihm nichts mehr; die öffentliche Stimme erhob sich überall gegen ihn. Im ganzen Breisgau und benachbarten Elsaße war er mit seinen Anhängern der Gegenstand des Spottes und der Verachtung.

Es wurde sofort eine Untersuchung über die verschreite Geschichte eingeleitet, und wie lautete das Ergebniß derselben? Nicht schlimmer, als daß Schauenburg mit dem Kanzleiverwalter den Biesheimer Verkauf heimlich eingefädelt, daß einige Rheininseln mehr, wie angegeben war, dazu geschlagen, die landesherrliche Genehmigung erschlichen und über den geringen Kaufschilling hinaus noch schöne Summen in den Sak des Grafen und seines Werkzeuges gespilt worden [116]).

Im October 1762 erschien von Maria Theresia in diser Sache folgende Entschließung [117]): „Nach vollbrachter

---

116) Nach den voluminösen Prozeß-Akten, worin jene kornritter'sche Relation das hauptsächlichste Stük ist.

117) Sie ligt, von der Kaiserin eigenhändig unterschriben, bei den Akten. Nach einer anderen allerhöchsten Resolution vom 28ten Juli 1764 wurden Bürgermeister Manz und Zunftmeister Muri in ihren Aemtern bestätiget.

Untersuchung über den Verkauf des stadtbreisachischen Gutes Biesheim und nach darüber erstattetem Berichte habe erkennet, daß der von Schauenburg aller Würden und Dienste entsezet, mit einem 3jährigen Festungsarrest zu Kufstein beleget und sodann von Meinem Hoflager für immer verwisen; der Kanzleiverwalter Maier cassiert und relegiert, auch der Magistrat der Stadt Breisach, mit Ausnahme des Manz und Muri, wegen seiner bezeigten Nachläßigkeit, zum öffentlichen Beispile abgesezt, der vorderösterreichischen Repräsentation aber, da selbe die pflichtschuldige Einsicht nicht getragen und auf den ohnehin berufenen Schauenburg ein blindes Zutrauen gesezet, Meine Unzufridenheit zu erkennen gegeben werde."

Nach dem Ausgange des schauenburgischen Prozesses wurde das Stadtwesen zu Breisach neu eingerichtet und dabei besonders auf Erzielung von Ersparnissen gesehen. Aber es wollte wenig helfen; Stadt und Bürgerschaft waren in ihrem Vermögen zu sehr zerrüttet.

Schon 1760 hatte die landesherrliche Steuer nicht bezalt werden können — troz aller Executionen, „maßen eine solche Armut überhand genommen, daß in manchem Bürgerhause für keine Par Gulden an Gerätschaften vorhanden, und wenn solche auch versteigert werden wollten, keine Käufer zu finden gewesen. Der Magistrat suchte daher, Geld von auswärts her zu entleihen; allein auch dises blieb vergeblich, indem die völlig gewerblose Stadt und Bürgerschaft in ihrem öffentlichen Credite so tief gesunken, daß Niemand vermocht werden konnte, ihr einen Geldvorschuß zu thun" [118]).

Dises nun waren die Jahre, von welchen Rosmann auch in Beziehung auf Breisach sagt: „Seit 1763 verbreitete sich der Segen der mütterlich-weisen Regierung von

---

[118]) Bericht der v. ö. Regierung zu Freiburg an die Kaiserin, vom 25ten Juni 1760.

Maria Theresia auf eine so erfreuliche Weise über Stadt und Land, daß eine so glükliche Zeit, ein ähnlicher Wolstand noch immer unter die frommen Wünsche gehört."

Im Jahre 1775 wurde der breisachische Magistrat aus einem Amtsbürgermeister, einem Stadtrichter und Syndicus, zwei Deputationsräten, zwei innern Ratsfreunden und acht Zunftmeistern oder äußern Ratsglidern zusammengesezt. Nach einem Jahrzehent aber geschah eine neue Abänderung, indem nach allerhöchster Verordnung die verbesserte Justizpflege auch auf die Städte ausgedehnt wurde.

In Folge dessen sezte man zu Breisach die städtische Behörde aus einem geprüften rechtskundigen Bürgermeister, Syndicus und Rate, sodann aus zwei weiteren Ratsglidern, einem Secretäre, Registrator, Schreiber und Gerichtsdiener zusammen, deren Geldbesoldungen sich auf die Summe von 2400 Gulden beliefen [119]).

Damals besaß Breisach, welches unter den 13 breisgauischen Städten bei den Landständen den dritten Plaz hatte, noch die Ortsherrlichkeit zu Hardheim, Nider-Rimsingen und Achtkarn mit hoher und niderer Gerichtsbarkeit. Seine Gemarkung, wozu der Weiler Hochstätten gehörte, betrug 5425 Jauchert und zälte 516 Häuser mit 2667 Seelen; die städtischen Einkünfte aber aus diesem Allem bestunden jährlich in 7640 Gulden [120]).

Man sollte nun glauben, daß so vile bittere Erfahrungen und verbesserte Magistrats-Einrichtungen endlich zu einigem Wideraufkommen der Stadt und Bürgerschaft geführt hätten. Die städtische Verwaltung gestaltete sich aber um nichts ersprießlicher, und es war den armen Breisachern vom Ge-

---

[119]) Akten über die Organisationen des breisachischen Magistrats von 1775 und 1786.

[120]) Dise Nachrichten sind aus den ziemlich voluminösen Organisations-Akten von 1786.

schike leider schon bestimmt, den Becher des Unglükes bis auf die lezte Hefe austrinken zu müssen.

Rosmann schildert uns jene Einäscherung von Breisach im September 1793, womit die Pariser Schrekensregierung auch am Rheine ihr erstes Beispil gab. Kein Menschenfreund wird dise Schilderung ohne den tiefsten Eindruk lesen können; ich widerhole hier aber nichts davon. Ich schreite hinweg über den rauchenden Schutthaufen der nidergeschossenen Stadt, und suche die entrüstete Seele an einem Bilde der Menschlichkeit zu erheben — an dem patriotischen Mitgefühle, welches damals die unglüklichen Abgebrannten von nah' und ferne zu unterstüzen suchte.

Rührend ist es, in den Akten die verschidenen Zuschriften zu lesen, womit die Unterstüzungsgelder eingegangen. Ein christlich-vaterländischer Sinn durchweht die meisten, und namentlich wurden von den Vorstehern der Gotteshäuser oft treffliche deutsche Worte gesagt.

Besonders auch erwisen sich die badischen Oberämter im Breisgau brüderlich teilnehmend an dem Unglüke katholischer Nachbaren, während sie sich billig mit der Not ihrer eigenen Glaubensgenossen zu Kehl hätten entschuldigen können. Wie wol thut die Sprache, womit ein Groos zu Mülheim, ein Liebenstein zu Emmendingen für Unterstüzung der Breisacher an ihren Fürsten berichteten!

Die eingegangenen Geldbeiträge beliefen sich ohngefähr auf 17,000 Gulden, bei deren Verteilung man besonders die im Lande umher irrenden Breisacher berüksichtigte, da dieselben weit elender daran waren, als ihre Mitbürger, welche in der zerstörten Vaterstadt unter französischem Schuze zurükgebliben, wo sie wenigstens ein eigenes, wenn auch schlechtes Obdach und den Genuß ihrer Feldfrüchte hatten [121]).

---

[121]) Akten, die Unterstüzung der Einwohner der abgebrannten Stadt Alt-Breisach betr. von 1793 bis 1797.

Zu disem höchsten Grade äußern Elendes aber kam bald auch wider ein inneres Zerwürfniß der unglüklichen Stadt, dessen erster Anlaß wol die Unterstüzungsgelder gewesen. Nachdem sich schon jahrelang eine steigende Unzufridenheit unter der breisachischen Einwohnerschaft gegen den Magistrat kund gegeben, legten im Aprile 1797 zwei und dreißig versammelte Bürger demselben mehrere Forderungen vor. Dis geschah in einer Weise, welche man „zügellos" fand, und die Stadtherren, ängstlich besorgt, es möchte von „etlichen Unruhe brütenden Köpfen" das glimmende Fünklein zur allgemeinen Flamme angefacht werden, wendete sich um ein „gerechtes Machtwort" an die Regierung.

Dieselbe gab es; aber nun folgte eine Entschuldigungsschrift der Betreffenden, welche die schärfste Beschwerdeführung und die dringendste Bitte, um Untersuchung der Sache enthielt [122]. Es hieß darin:

„Die neuliche Proclamation des Landespräsidenten hat uns in höchstes Erstaunen versezt. Wir sind ebenso ungerecht als grundlos bei ihm angeschwärzt worden. Die Breisacher Bürgerschaft hat durch den Krieg überhaupt, besonders aber durch die Zerstörung der Stadt, im Allgemeinen wie im Einzelnen, tiefgreifenden Schaden erlitten. Daher ist es natürlich, daß dieselbe zur Widerherstellung ihres Woles die so wesentliche Ordnung in der städtischen Oekonomie, welche sie seit langem vermißt, wider einzuführen sucht."

„Denn nachdem wir in der Verwaltung des städtischen Patrimoniums auffallende Mißbräuche und Mängel entdeckt, nötigte uns dis zu der Frage: welches der gegenwärtige Stand desselben sei; ob die Verminderung der jährlichen Einkünfte nicht auch eine Beschränkung der bisherigen Auslagen er-

---

[122] Sie ist vom 1ten Juni 1797, in den Akten über breisachisches Gemeindewesen. Das Studium solcher Akten sollten die vaterländ. Spezialhistoriker nicht so vernachlässigen.

heische, und wie den zerrütteten Finanzen der Stadt baldmöglichst wider aufgeholfen werden könnte?"

„Dise wichtige Angelegenheit wurde von den abgeordneten Zunftmeistern dem Magistrate in aller Ruhe vorgetragen; man wollte aber nichts davon wissen, verriet eine auffallende Verlegenheit und suchte Ausflüchte. Als dise nichts halfen, fuhr der Syndicus barsch heraus und verlezte die Abordnung durch den Ausdruk: es französelet, worauf dann Einer entgegnete: unsere zerrüttete Stadtwirtschaft wird halt noch eine Veränderung des Magistrats und Verminderung von dessen Personale nötig machen! Das hieß Oel in's Feuer gießen, und so erfolgte denn jene Denunciation."

„Durch die Unfälle des Krieges sind unsere städtischen Einkünfte auf ein Viertel herab gesunken und durch den großen Brand die Urkunden über das städtische Patrimonium zu Grunde gegangen. Die Verweigerung der Einsicht in den wirklichen Stand des Gemeinde-Haushaltes hat ein gerechtes Mißtrauen erwekt, zumal da man sich wol erinnert, wie 1787 ohne Einvernehmen des äußeren Rates, 83 Jauchert städtischer Güter verkauft worden, wovon der Erlös zur Tilgung der Schulden nicht nur hingereicht, sondern noch einen Ueberschuß von 12000 Gulden ermöglicht hätte, welcher jedoch gänzlich verschwunden ist."

„Zudem haben sich durch die neue Vermessung jener Güter 10 Jaucherte an Caducstüken ergeben, welche für 3000 Gulden veräußert wurden, von denen man ebenfalls nicht weißt, wo sie hingekommen. Und gleichwol ist die Stadtschuld neuerdings wider um 14000 Gulden angewachsen! Anderer Eigenmächtigkeiten, Vernachlässigungen und Veruntreuungen zu geschweigen — führen wir schließlich nur noch an, daß seit Menschengedenken keine Wald-, Kirchen-, Spital- und Pfründeverrechnung mehr ordentlich geführt und abgehört worden".

Daß die Breisacher solche Klagen führten, ist sich nicht

zu verwundern, wenn man die Zusammensezung ihres damaligen Magistrates betrachtet. Einmal saßen gegen alles Gesez zwei Brüder im Rate, ein Jurist und ein Zunftmeister, welche sich durch Selbstsucht und Parteilichkeit auszeichneten; alsdann war der Syndicus ein roher Polterer, der die Bürger durch Barschheit einzuschüchtern wußte, und der Stadtsekretär ein Ränkemacher, dessen Schlauheit den ganzen Magistrat beherrschte und Alles durchsezte per fas et nefas [123]. Von disen Herren wurde der ebenso redliche als diensteifrige Bürgermeister immer im Schache gehalten und heimlich zu untergraben gesucht.

„Die Bürgerschaft", sagte ein Ratsglid, „will dem Bürgermeister helfen, der ein Stadt- und Landverräter ist", während drei andere sich gegenseitig „Narren, Marktschreier, Betrüger" schalten und solch' ärgerlichen Lärm verursachten, daß das Einschreiten der Militärwache nötig war. Der Syndicus aber äußerte einst in voller Sizung vor den versammelten Zunftmeistern: „Wir sind Sklaven des Monarchen — wir verwalten das Dominicale, und befindet sich kein Geld mehr in der Kasse, so stellt man euch Bürger auf den Kopf, damit solches aus euern Privatbeuteln fällt."

Augenscheinlich ließ die Landesregierung sich anfangs gegen die Beschwerdeführer einnehmen und schob die erbetene Untersuchungs-Kommission hinaus. Die Bürgerschaft aber sah in diser Verzögerung eine Gelegenheit für den Magistrat, inzwischen seine Vernachlässigungen und Mißbräuche zu verbessern und seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, um den Schein der Schuldlosigkeit zn gewinnen. Sie bat daher widerholt um Beschleunigung der Sache, indem wol zu er-

---

[123]) Deswegen mußte er 1804 auch heimlich entweichen. Ich habe die Namen diser Herren, obwol sie eine geschichtliche Brandmarkung verdienten, ihrer Nachkommen wegen nicht angeführt; die Sache selber durfte nicht übergangen werden.

sehen, daß der „Magistrat alles Mögliche aufbiete, um sich aus der Schlinge zu ziehen“ [124]).

Da wurde der Bürgermeister im Vertrauen zum Landespräsidenten von Summerau berufen, welchem er (wol gegen sein Erwarten) solche Aufschlüsse über den Magistrat und die städtische Oekonomie von Breisach erteilte, daß eine strengere Untersuchung nicht mehr zu verhindern war.

„Die Stadt habe von 1674 bis 1793 für Kasernenbauten, Quartiereinrichtungen und dergleichen gegen 60,000 Gulden verwenden müssen, woran ihr noch kein Heller ersezt sei, während zu Freiburg all' das aus dem landesherrlichen Aerare bestritten worden. Alsdann habe sie ein neues Dammgebäude, Kanzlei- und Schulhaus errichtet, und dessen ungeachtet bis 1793 keine Schulden, sondern 2300 Gulden an Activ-Kapitalien besessen, während das damalige Jahreseinkommen von 8980 Gulden auf 5000 herabgekommen und inzwischen eine Schuldenlast von 15560 Gulden angewachsen; die städtischen Besoldungen aber allein beliefen sich auf beinahe 1000 Gulden mehr als das gegenwärtige Einkommen.“

„Was die bürgerlichen Beschwerden über das Personale des Magistrats betreffe, so seien die gerügten Gebrechen großenteils wol der Art, daß es mit einer simplen Ahndung nicht abgethan, sondern nach Umständen etwas ernstlicher zu behandeln sein dürfte. Nur aber wäre gegenwärtig wegen des Krieges zu einer solchen Untersuchung freilich kein günstiger Zeitpunkt.“

Und kaum hatte der Bürgermeister dise Aufschlüsse in einer schriftlichen Eingabe vom 16ten September 1797 noch näher erläutert, so gieng auch das Gutachten der Staatsbuchhalterei über die Breisacher Stadtrechnungen [125]) dahin

---

[124]) Eingabe der Zunftmeister vom 23ten August 1797.

[125]) Vom 25ten September 1797, von Konstanz aus, wo sich die Buchhalterei befand.

ein, daß dieselben unverantwortlich schlecht geführt oder teils völlig unterlassen worden, daher es der Bürgerschaft nicht zu verargen, wenn selbige sich um die Verwaltung des städtischen und Stiftungsvermögens angenommen und die desfälligen Eingriffe und Unfugen zur Anzeige gebracht."

Bei solcher Bewandtniß der Sache wäre der breisachische Magistrat, welchem man von Seiten der Regierung aus politischen Rüksichten bisher mehr als durch die Finger gesehen [126], zulezt noch so übel weg gekommen, wie jener frühere in den 70er Jahren, wenn die leidigen Kriegsläufe nicht jede Untersuchung unmöglich gemacht. Das arme Breisach wurde neuerdings ein trauriger Schauplaz derselben, worüber eine Schilderung vom 14ten Juni 1799 Folgendes enthält:

„Es sind schon wider acht Wochen, seit der Feind unseren unglüklichen Ort — disen Steinhaufen, welchen er nach unbarmherziger Plünderung und Brandschazung im äußersten Elend kaum verlassen, widerholt besezt und zu verschanzen begonnen hat. Durch dise Verschanzung, woran täglich 1000 Leute arbeiten, werden vile Gärten und Felder ruinirt, und die Obstbäume sind teils aus Mangel an Brennholz, teils aus teuflischer Bosheit nidergehauen; die noch unverderbten Felder und Wisen aber werden vom Feinde täglich beraubt und abgemäht, und selbst die frischgesezten Erdäpfel wider aus dem Boden gewült."

---

[126]) Unseligeres kann es nichts geben, als wenn Regierungen und Regierungsleute in der Leidenschaftlichkeit für ihre Sache so blind und schwach sind, sich in Handhabung des Gesezes und Pflege der Gerechtigkeit durch politische Ansichten und Denunciationen leiten zu lassen. Mit jeglichem Schritte schonen sie auf disem Irrwege — hier einen Unfug, eine Rechtsverlezung, eine Verschuldung, und verlezen oder zertreten dort ein Recht, ein wertes, heiliges Gefühl. Die Folgen aber hievon beim Volke, wie bei allen wahrhaft Gebildeten, sind Haß und Verachtung gegen Behörden und Amtleute, deren schönste Zierde neben strenger Rechtshandhabung ein vernünftiger, humaner Sinn sein sollte.

„Die Stadtkasse ist gänzlich erschöpft — durch Brandschazungen und Erpressungen aller Art, welche zur Befridigung der unersättlichen Freßlust, Schwelgerei und Habsucht der Generalität und ihres höllischen Anhanges dienen.“

Und es wurde noch lange nicht besser. Im Jahre 1801 berichtete von Summerau an den Hof: „Die Stadt Breisach, welcher die Pensionirung ihrer Beamten obläge, ist ganz zu Grunde gerichtet und vermag dise Last nicht zu tragen.“ Im Jahre 1803 sagten die Breisacher Zimmerleute in einer Eingabe an die Regiernng (wegen Bürgeraufnahme): „Es ist bekannt genug, daß wir alle elende, arme — durch Krieg und Brand höchst verunglükte Leute sind“, und noch 1805 verlauteten die traurigsten Klagen.

„Seit dem Bombardement von 1793“, lesen wir in einem damaligen Unterstüzungsgesuche, „herrschen zu Alt-Breisach nur Jammer und Elend. Sämmtliche Klöster sind eingeäschert und von den vermöglichern Einwonern haben die einen unsere Stadt verlassen, von den Zurückgeblibenen aber die meisten das Ihrige dermaßen eingebüßt, daß Niemand mehr, auch beim besten Willen, den andern zu unterstüzen vermag.“

Dises ist ein Stük aus der Lebensgeschichte einer uralten Stadtgemeinde. Die grausamen Schiksalsschläge, welche das arme Breisach getroffen, lagen im Gang' der großen Ereignisse, es brachte sie der Strom des Zeitenwechsels; aber jene Zerwürfnisse, Verwirrungen und Leiden, welche aus dem Innern der Gemeinde selber gekommen — wem sind sie zur Last und Verantwortung gefallen? Wem zunächst?

Unruhige, ehrsüchtige, tolle Köpfe, gemeine, schadenfrohe Seelen — rütteln zu allen Zeiten an dem ruhigen Bestande von Familien und Gemeinden, und sind überall die Feinde gesellschaftlicher Einigkeit und Wolfahrt; darum hat man sie, wie giftiges Ungezifer, schonungslos zu vertilgen.

Aber Diejenigen, welchen die Pflege des Gemeinwoles, die Verwaltung und Handhabung des Gesezes und der Ordnung anvertraut worden, was laden dise auf ihr Gewissen, wenn sie sich vergessen oder versäumen? Wenn sie den Lastern der Ueberhebung, Anmaßung, des Amtsmißbrauches, der Habsucht, Feilheit und Corruption verfallen?

Im Parteistreite des Lebens geht für die unbefangene, richtige Beurteilung meistens aller Standpunkt verloren, darum ist es um so notwendiger die Aufgabe und Pflicht des Geschichtschreibers, überall, im Kleinsten wie im Größ'sten, mit rüksichtsloser Strenge seines Amtes zu pflegen und schlechte Obrigkeiten ebenso unbarmherzig zu entlarven und in ihrer Blöße an den strafenden Pranger zu stellen, als es mit Aufwiglern, Landesverrätern und Majestätsverbrechern geschieht. Bereiten sie disen in der Unzufridenheit des Volkes ja gerade den günstigsten Boden!

Burgheim.

Es erwekt immer ein eigentümlich belebtes Gefühl in mir, wenn ich auf meinen Wanderungen dem Rhein' begegne. Denn gar liebe Erinnerungen erwachen in der Seele und umspilen das Herz beim Anblike des stolzen Sohnes der Alpen und seines herrlichen Tales. Dismal aber gewann die Begegnung durch das Bild des wilden Jünglings, wie ich dasselbe von Konstanz und Schafhausen noch frisch vor Augen hatte, und durch die Erwartung, ihn jezt als gesezten Mann zu finden, einen besonderen Reiz.

Mit freudigst gefesseltem Blik' betrachtete ich die weite, mächtige Wasserfläche, wie sie in ruhigem Wellendrange dahin zog. Und in dises Bild der Gegenwart mischte sich angenehm eines aus der Vergangenheit, wie der Knabe von

dem geliebten Strom' so oft in leichtem Waidlinge [127]) vom heimatlichen Ufer an das schweizerische getragen worden; wie er durch die hellgrünen Wasser bis auf den kisigen Grund gesehen und das Gerölle des Grienes [128]) betrachtet, welches mit seltsamem Geräusche sich langsam vorwärts schob.

Dem Bilde des winzigen Waidlings gegenüber stund jezt ein stattlicher Dämpfer, welcher — wie ein Adler die Lüfte, mit stolzer Schnellkraft die Wellen durchschnitt. Wie eilten die Ufer an uns vorüber, wie verschob sich die Landschaft, wie wechselte die Aussicht!

So lange wir den Kaiserstul zur Seite hatten, beschäftigte es mich, die verschidenen Punkte desselben zu erkennen. Zunächst stellte sich bei Achtkarn der Hügel von Höhingen dar und hinter ihm der Rüken des Himmelberges, wie weiterhin jener des Todtenkopfs, welchen die Krone der „neun Linden" bezeichnet.

Dise Kuppe ist der eigentliche Kaiserstul, die höchste Stelle des ganzen Gebirges, welche ein Maß von 1863 Fußen über der Meeresfläche erreicht [129]). Da fast alle Höhen noch Waldung tragen, während sich das ganze Vorhügelgelände, wie es hinter den Ufergehölzen des Rheines hervorblikt, in ununterbrochenen Weinberg-Terrassen hinzieht, so erscheint dise eigentümliche Landschaft in dem üppigen Kleide eines dreifachen Grünes.

Eine Meile unterhalb Breisach schiebt der Kaiserstul einen Vorhügel bis an's Rheingestade — den völlig mit Reben be-

---

[127]) Ein aus drei Brettern gebauter, leichtbeweglicher Kahn. Das Wort kommt mit „waidlich" (hurtig, schnell) vom Stamme wah, der überhaupt eine Bewegung anzeigt.

[128]) Grien bedeutet die Menge des verschidenen kleinen Gesteines, welches ein Fluß mit sich führt, und woraus die Sandbänke entstehen, daher dise „Griener" heißen.

[129]) Die alte Sage, daß auf diser hohen abgeebneten Stelle einst die Kaiser gestült (Gericht gehalten) hätten, erklärt den Namen.

dekten Mittelberg, dessen Ausgänge hier mit der Schloß-
ruine von Burgheim und dort mit den Trümmern der Veste
Sponeck geschmükt erscheinen.

Das Burgheimer Schloß krönte einen vereinzelten be-
scheidenen Hügel, welcher sich neben dem höheren Scheiben-
buke aus den Auen eines Altrheines erhebt und das Städt-
lein neben sich hat. Von seiner Ostseite zieht sich dasselbe
in sanfter Steigung rükwärts gegen das kleine Nonnental,
und gewinnt dadurch, zwischen den fruchtbaren Obst- und
Weingärten der nächsten Umgebung, eine ebenso eigentümliche
als mahlerische Lage.

Burgheim erinnert in seinem mittelalterlichen Aussehen
noch lebhaft an die Vorburgen der alten Schlösser, aus
welchen unsere meisten Landstädtlein entstanden sind. Der Ort
gehörte ursprünglich, wie wir oben gesehen, zum Riegeler
Königshofe, nach dessen Zerteilung derselbe an das Haus von
Hachberg gelangte. Von disem besaßen ihn mit der zuge-
hörigen kleinen Herrschaft zu Anfang des 14ten Jahrhunderts
die Usenberger als ein Pfandlehen; seit der Mitte des fol-
genden aber war er ein österreichisches Kammergut, wel-
ches das Schiksal der meisten solcher Besizungen teilte, indem
es als Pfandstük für widerholte Geldanleihen von einer Hand
in die andere geriet.

Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts war der „edelveste
Christoph von Sternsee, kaiserlicher Hauptmann über die
deutsche Quardia", Pfandinhaber der Herrschaft Burgheim,
und als diser 1560 mit Tode abgieng, verlieh Kaiser Ferdi-
nand I dieselbe gegen einen Pfandschilling von 11,000 Gulden,
unter Vorbehalt ewiger Widerlösung, an seinen Rat und
Burgvogt zu Breisach, den Ritter Lazarus Schwendi,
welcher sich um das Haus Oesterreich damals schon mehr-
fach verdient gemacht.

Diser Herr war eine unter den vilen kaiserlichen Staats-
und Kriegsmännern hervorragende Persönlichkeit, welche

hier eine ausführlichere Schilderung um so mehr verdient, da ihr eine solche sonst noch nirgends gewidmet worden.

Lazarus gehörte einem schwäbischen Adel an, dessen Stammschloß in dem Dorfe Schwendi bei Wiblingen an der Iller teilweise noch besteht. Dort wurde er im Jahre 1522 geboren und von den Aeltern für die Wissenschaften bestimmt. Der talentvolle Jüngling machte auch glänzende Fortschritte darin, „erwählte aber bald die Profession der Waffen und that sich sowol in Deutschland, als in Spanien und den Niderlanden, unter Karl V und Philipp II dergestalt hervor, daß er zu den höchsten Kriegsdiensten erhoben ward“ [130]).

Beim Ausbruche des schmalkaldischen Krieges sandte ihn der Kaiser nach Straßburg, Ulm und Augstburg, um dise wichtigen Städte für sein Interesse bearbeiten zu lassen. Nach der Schlacht bei Mülberg übertrug ihm derselbe die Einnahme von Gotha und die Sprengung der dortigen Festungswerke. Das folgende Jahr befahl er ihm die Verhaftung des verdächtig gewordenen Hauptmanns Vogelsberger, und 1552 beorderte er ihn als Kriegskommissär zur Belagerung der Stadt Magdeburg.

Ueberall zeigte sich Schwendi als einen besonnenen, billigdenkenden Geschäftsmann; aber der strenge Befehl gegen Vogelsberger versezte ihn in die mißliche Lage, seinen Character bei Vilen als unlauter verdächtigen zu müssen. Der Verhaftete war sein Freund gewesen, hatte sich jedoch verleiten lassen, dem Könige von Frankreich 10 Fähnlein Landsknechte zuzuführen, nachdem kurz vorher durch Kaiser und Reichstag ein strenges Verbot der (verderblich eingerissenen) fremden Kriegsdienste ergangen.

Vogelsberger konnte durch die „peinliche Frage“ zu keinem Geständnisse eines Verbrechens gebracht werden, son-

---

[130]) Aus dem kurzen Abrisse seines Lebens bei Iselin, allgem. Lexic. IV, 339.

dern behauptete, jene Mannschaft blos für die Zeit der Krönungsfeierlichkeit des Königs Franz ausser Landes geführt zu haben. Aber die kaiserlichen Hofjuristen verurteilten ihn zum Tode. Karl V hatte einmal seinen Zorn auf ihn geworfen; es sollte gegen solche Zweideutige und Ungehorsame ein abschrekendes Beispil gegeben werden, und so fielen die Häupter des Vogelsberger und zweier anderer Hauptleute auf dem Richtplaze zu Augstburg.

Dise Hinrichtung, wobei sich Vogelsberger, der schönste Mann weit und breit, wie ein Held benahm, machte großes Aufsehen und vil böses Blut — und wie mochte sie auf unsern Schwendi wirken, da der Verurteilte ihn öffentlich als seinen Verräter angeklagt! „Vogelsberger hatte den von Schwendi gescholten, als wäre er von ihm schändlich hintergangen und verraten worden; darum ließen die zwei Urtelsprecher eine Schrift ausgehen, worin sie anzeigten, weßwegen er verurteilt worden, und den Schwendi entschuldigten, indem er nichts ohne Befehl des Kaisers gethan" [131].

Nachdem Schwendi als kaiserlicher Kommissär bei der Belagerung und Einnahme von Magdeburg sich neue Verdienste um seinen Herrn erworben, finden wir ihn bei dem Reichsheere in Ungarn gegen die Türken thätig, und hierauf in den Niderlanden unter den spanisch-deutschen Truppen, welche 1557 bei St. Quintin und das folgende Jahr bei Grävelingen die Franzosen auf's Haupt geschlagen.

In disen Feldzügen erlangte Schwendi „den Ruhm eines so klugen und tapfern Generals, daß ihm der Kaiser 1564 bei dem Kriege wider den Fürsten von Sibenbürgen das oberste Kommando über die aus 12,000 Mann bestehende

---

[131]) Sleydani wahrhaftige Beschreibung aller kirchl. und weltl. Händel rc. Straßb. 1556, S. 274. Thuani histor. Beschreibung geistl. und weltl. Geschichten rc. Frankf. 1621, S. 136. Vgl. hiezu Rankes Gesch. der Reform. V, 100.

Armee auftrug und zwar mit der ausgedehnten Gewalt, seine Operationen ohne Befragen des kaiserlichen Hofes, auf die eigene Faust hin anstellen zu dürfen."

Kaiser Sigismund, auf dessen Haupte man die Krone von Böhmen und Ungarn mit der deutschen und römischen vereiniget sah, hatte dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, welcher ihm in der kaiserlichen Würde nachgefolgt, sein einziges Kind, die Erbtochter Elisabeth, zur Gemahlin gegeben, und dise gebar den Prinzen Ladislaus, wodurch das Haus Habsburg in das Erbe des Königreiches Ungarn trat. Es wurde ihm aber ein ganzes Jahrhundert lang streitig gemacht — zuerst durch das einheimische Geschlecht von Hunyad und durch die Jagellone in Polen, alsdann durch den sibenbürgischen Woiwoden von Zapolya, welchen endlich sein Kriegsglük so verließ, daß er 1538 mit König Ferdinand I den Friden von Großwardein schloß.

Diser Fride enthielt einen Erbvertrag, wodurch nach dem Tode Zapolya's das Land Ungarn, mit Ausnahme von Sibenbürgen, nach Erlöschung seines Mannsstammes aber auch lezteres an Oesterreich fallen, sein Geschlecht dagegen alle dessen Länder erben sollte, wenn das Erzhaus erlösche.

Als jedoch 1540 der König mit Tode abgieng, ließ seine Witwe ihren unmündigen Sohn Johann Sigmund vertragswiderig zu dessen Nachfolger ausrufen und führte mit dem Bischofe von Warasdein die Regentschaft über das ungarische Reich. Hiedurch entspann sich ein neuer Krieg, welcher endlich dazu führte, daß Johann Sigmund auf den ungarischen Königstitel verzichtete, wogegen ihm Ferdinand I das Land Sibenbürgen als ein selbstständiges und erbliches Fürstentum überließ.

In Ungarn wurde hierauf der Sohn des Kaisers, Erzherzog Maximilian, vom Reichstage zu Presburg 1562 als König feierlich anerkannt, und als sein Vater 1564 verstarb, folgte er demselben auch in der Kaiserwürde. Aber

kaum hatte er die Zügel des Reiches ergriffen, so verwikelte ihn der Fürst von Sibenbürgen eben in denjenigen Krieg, dessen oberste Leitung unserem Schwendi übertragen ward.

Johann Sigmund, auf die Hilfe der Türken gestüzt, hatte sich den Königstitel neuerdings angemaßt und war in Ungarn eingefallen, wo er mehrere eroberte Pläze besezt hielt. Um ihn daraus zu vertreiben und für seinen Vertragsbruch zu strafen, beschloß der Kaiser nun unverweilt einen Feldzug, nachdem er den Herrn von Schwendi, als den „tauglichsten Kriegsobersten" [132]), mit Verwilligung des Königs von Spanien, in dessen Diensten wir ihn oben gesehen, aus den Niderlanden nach Wien berufen.

Mitten im Winter rükte Schwendi mit einem ansehnlichen Heere deutschen und ungarischen Volkes von Kaschau aus gegen Tokay, welchen eben so stark befestigten als wolgelegenen Plaz man zunächst in's Auge gefaßt, um ihn zur Grundlage des weiteren Vorrükens zu machen [133]).

Werfen wir einen Blik auf die dortige Landschaft. Von der großen Gebirgskette der Karpathen lauft bei Bartfeld ein bedeutender Arm nach Süden aus, welcher sich in ziemlich gerader Richtung bis an den Theisstrom erstrekt, wo derselbe den Hernad und Bodrog aufnimmt. Der mittlere Teil dises Bergarmes bildet mit den östlichen Ausläufern der Lomnizer Spize das Wassergebiet des Hernad, an welchem

---

[132]) Qui, praeterquam quod magna optimarum literarum cognitione pollebat, pluribus etiam in bellis *Caroli* V ordines dixisset, rebus praeclare gestis, famam *pugnacis* simul ac *cauti* ducis erat consequutus.

[133]) Ich gebe die Schilderung dises Krieges nach N. Isthuanfii histor. regni Hungar. Col. Agr. 1685, S. 292 bis 301 und 323 bis 330. Der gelehrte, vilerfahrne Isthuanfi (ungar. Istvánfy), ein jüngerer Zeitgenosse unseres Helden, war kais. Rat und Vizepalatin von Ungarn, ein als Kriegs- und Staatsmann, wie als Geschichtschreiber, um sein Vaterland hochverdienter Herr.

Kaschau als die bedeutendste Stadt erscheint; während der untere Teil sich in ein weinreiches Hügelland verliert, an dessen südöstlichem Abhange, beim Zusammenflusse der Theis und des Bodrog, die ehemalige Festung Tokay ligt.

Diser Ort, ehedem ein Schloß mit einer inneren und äußeren Befestigung, ist heutzutage ein offener Marktfleken, durch welchen die Straße von Kaschau über die Theis führt, um sodann ihre Richtung südwärts nach Debrezin und Großwardein, ostwärts aber nach Szathmar und Neustadt (Nagy Banya) zu nehmen, wo das bergreiche Land Sibenbürgen beginnt.

In Begleitung des landeskundigen Obersten Bathori, welcher ihm als zweiter Feldherr beigegeben war, machte Schwendi den Marsch bis Kerestur in wenigen Tagen und entriß dises nächst bei Tokay gelegene Städtlein der dortigen Besazung, die es zerstören wollte. Die Rettung und Besiznahme desselben gereichte dem kaiserlichen Heere zu großem Gewinne, da es nicht allein Schuz gegen die übergroße Kälte bot, sondern auch eine Fülle trefflichen Weines liferte, welcher das Kriegsvolk beim besten Mute erhielt.

Schwendi begann seine Belagerungswerke am 5ten Februar und nach drei Tagen war die Veste schon mit vier Schanzen umgeben, von welchen sie so heftig und glüklich beschossen wurde, daß sich die Besazung dem feindlichen Feuer mehrfach blosgestellt sah.

Vor allem aber war es auf ein großes Vorwerk des Schlosses abgesehen, welches sich bis an den Bodrog erstrekte und den Belagerten am meisten Schuz gewährte, während den Belagerern von ihm aus der empfindlichste Schaden geschah. Diser wolbesezte Wall erhielt am 8ten Februar eine solche Lüke, daß die Kaiserlichen noch selbigen Abends den Weg in die Veste hätten gewinnen können, wenn sie nicht durch ein ungestümes Schneegestöber abgehalten worden.

Indessen aber hatte man das Vorwerk auch unterminiert

und am folgenden Tage flog es in die Luft, was die Belagerer so sehr anfeuerte, daß sie, ohne die weitern Befehle des Oberfeldherrn abzuwarten, auf eigene Faust einen Sturm unternahmen. Diser blinde Eifer jedoch wurde blutig bestraft; denn die Belagerten, durch das innere Schloß geschüzt, warfen die Eindringenden völlig zurük, welche nach einem Verluste von 600 Mann kaum ihre Verschanzungen wider erreichten.

Schwendi ordnete jezt selber einen Sturm an; da ließen ihn die Belagerten um einen Waffenstillstand bitten, damit sie Vorschläge zur Uebergabe des Plazes machen könnten. Er gewährte ihnen eine Bedenkzeit bis Sonnen-Untergang; als man aber sah, daß es nur auf eine betrügerische Verzögerung abgesehen war, wurde der angeordnete Sturm mit allem Nachdruke ausgeführt.

Das große Vorwerk mit allen Geschüzen fiel in die Gewalt der Stürmenden, welche sofort vor das innere Schloß drangen, wohin sich die Besazung zurükzog, um dasselbe auf Leben und Tod zu behaupten. Da es die Kaiserlichen aber von den besezten Vorwerken aus die Nacht hindurch unaufhörlich beschoßen, baten die Hochbedrängten neuerdings um eine Unterredung.

Nachdem man ihnen eine solche zugesagt, kamen Etliche heraus und meldeten, daß ihr Kommandant von einer Flintenkugel getödtet worden, daher sie unter billigen Bedingungen sich ergeben wollten. Schwendi bestimmte dise dahin, daß die Besazung mit dem Seitengewehre und die Witwe des Kommandanten mit ihrem Schmuke abziehen mögen, alles übrige aber (ein reicher Vorrat von Geld, Verteidigungs- und Lebensmitteln) als Beute den Sigern verfalle.

Also zogen 350 meist verwundete Sibenbürger, unter Abschwörung einer Urfehde, nie und auf keine Weise gegen den Kaiser zu dienen, mit der Witwe und dem Leichname des Kommandanten traurig aus dem Schlosse, welches von den

Kaiserlichen besezt, sofort wider stark befestigt und zu einem Hauptwaffenplaze gemacht wurde [134]).

Bei dem Auszuge der Besazung gab Schwendi ein Beispil seiner ritterlichen Gesinnung. Die Witwe des Kommandanten hatte zu ihrem Schmukschaze auch den des Gefallenen mitgenommen, was die kaiserlichen Unterfeldherren nicht im Sinne der Kapitulation fanden. Aber „es hat Herr von Schwendi sein Wort, welches er auch zu seinem Schaden zu halten pflegte, im geringsten nit schwächen lassen, sondern der Witwe, was er ihr zugesagt, ehrlich gehalten" [135]).

Nach dem Falle von Tokay ergab sich auch das benachbarte Serentschin (Szerencs) ohne bedeutenden Widerstand an eine Abteilung des kaiserlichen Heeres, während dises selber unter Schwendi über die Theis sezte und nach Szathmar zog, welches 9 Posten südwestwärts zu beiden Seiten des Szamorflusses gelegen ist. Da die sibenbürgische Besazung daselbst keinen Mut hatte, sich zu halten, so verbrannte sie das Schloß und überließ die bedeutende Stadt ohne Schwertstreich der Hand des Feindes.

Schwendi besezte dieselbe auch unverweilt und begann auf der „Insel" den Bau einer neuen Schuzveste, wobei das Landvolk der ganzen Umgegend zur Frone aufgeboten war.

Zwei Posten hinter Szathmar, im Gebirge, ligt Erdöd,

---

[134]) Eine besondere (gleichzeitige) narratio de expugnatione arcis *Toccaiae* anno MDLXV auctore Joanne Sambuco findet sich in dem *Syndromus* rerum Turcico-Pannonicarum, welcher 1627 zu Frankf. a. M. herauskam, S. 127 bis 131.

[135]) Thuanus S. 986, welcher ebenfalls eine Schilderung von der Einnahme Tokays gibt. Dr. Henricpetri, in seinem Anhange zu Münsters Cosmographie (Basel, 1567), sagt: „Im jar 1565, den 7ten tag Februarii, hat der ritterlich Mann herr Lazarus von Schwendy das namhafft Schloß Tockay in Zips, als rechten paß auf Sibenbürgen, zwischen Theyß vnd Bodrog, über das eys mit gewaltigem Sturm eingenummen."

damals eine Veste in der Hand des sibenbürgischen Anhangs, welche den Kaiserlichen auf Bedingungen übergeben wurde, obgleich sie durch ihre Lage und Schuzwerke stark genug war, eine längere Belagerung auszuhalten.

Man erbeutete daselbst eine Summe von 15,000 Thalern und eine große Menge von Kleidungsstüken, von Vieh, Getreide und Wein. In Folge jener Bedingnisse aber mußten der kaiserlichen Mannschaft noch einige andere Schlösser ebenfalls eingeräumt werden, wie Cuvar, Cehi, Uhibania und Senderew.

Nach der Einnahme von Erdöd war Schwendi in die dortige Kirche gegangen, wo er zwei deutsche Soldaten fand, welche die Gräber der früheren Ortsherren aufgebrochen, um die Leichname ihres Schmukes zu berauben. Dise Rohheit empörte ihn dermaßen, daß er den einen auf der Stelle niderstieß, während der andere in höchstem Schreken davon lief. Kein Zug seines Characters konnte geeigneter sein, dem neuen Befehlshaber in der ganzen Gegend die Achtung und das Vertrauen der Bevölkerung zu erwerben.

Eine Abteilung des kaiserlichen Heeres rükte nun gegen Neustadt, von wo ihr Abgesandte mit den Thorschlüsseln entgegen kamen. Man legte daher eine kleine Besazung in das Städtlein und kehrte zum Hauptheere zurük, welches bestimmt war, mit den ersten Frühlingstagen einen Versuch auf Wardein zu machen.

Indessen aber hatte der Kaiser beschlossen, seine sigreiche Macht in Ungarn nicht weiter vorrüken zu lassen, um den gefährlichen Türken keinen Anlaß zu neuen Einfällen zu geben. Er gieng daher einen vorläufigen Waffenstillstand mit Johann Sigmund ein, in dessen Folge Schwendi den Befehl erhielt, sich blos beobachtungsweise zu verhalten und inzwischen die Befestigung von Szathmar fortzusezen.

Nun hatte Schwendi entweder selbst dise fridliche Maßregel beim Kaiser veranlaßt und dadurch seinen Nebenfeld-

herrn vor den Kopf gestoßen, oder er war wegen der Szathmarer Befestigungswerke mit ihm zerfallen — wie dem sein mochte, Bathori verließ das Heer und begab sich in seine Heimat, worauf auch Schwendi wider in die Quartiere nach Kaschau zurükkehrte.

Der Fride mit den Sibenbürgern kam aber nicht zu Stande; denn Johann Sigmund ließ durch den Türken die Veste Tokay zurükfordern, und da der Kaiser sie entschiden abschlug, so fiel ein sibenbürgisch-türkisches Heer während des Sommers 1565 in Ungarn ein und griff Szathmar, Cuvar, Erdöd und Neustadt an. Die beiden lezteren fielen (das eine nach tapferem Widerstande, das andere durch Fahrlässigkeit), und nun beschloß der Feind, dem kaiserlichen Feldherrn näher zu Leibe zu gehen.

Schwendi befand sich anfangs, indem er nur über eine geringe Macht zu verfügen hatte, in der bedrohtesten Lage. Da aber erschien Hilfe aus Sachsen und Schlesien, und man wähnte, es mit den Sibenbürgern nun kurz machen zu müssen. Der kluge Feldherr aber berechnete die Hemmnisse und Gefahren, welche ihn umgaben, und zog es vor, weniger kühn vorzuschreiten [136].

Seine Mannschaft war durch vile kleinere Gefechte und durch Krankheiten geschwächt; er selber, von den Anstrengungen des Feldzuges erschöpft und vom Fieber ergriffen, schwebte in solcher Gefahr, daß ihm der Kaiser eiligst einen Arzt senden mußte. Dise Umstände — obwol die dienstfähige Mannschaft inzwischen sich tapfer hielt, und der türkische Angriff auf die Insel Malte änderten die Beschlüsse Maximilians II. Er suchte den Friden und man kam sofort überein, beiderseits seine Truppen zurük zu ziehen.

In Folge dessen nahm Schwendi (am 5ten Oktober)

---

[136]) Vir ita cautus, quominus *audacter expediteque* tentaret, schreibt Isthuanfi.

den wichtigen Plaz Neustadt wider ein und besezte auch Jeno; dann aber, da sein Volk sehr an Krankheiten litt, schikte er mehrere Abteilungen nach Hause und zog sich in die Festung Kaschau zurük.

Hier verweilte er während des ganzen Jahres 1566, welches für die kaiserlichen Waffen gegen den Halbmond so unglüklich war [137]. Ja, man legte ihm sogar zur Last, daß er dem Kaiser die unselige Ansicht beigebracht, den türkischen Krieg mehr verteidigungs- als angriffsweise zu führen [138]. „Da saß er", bemerken die ungarischen Geschichtschreiber mit sichtbarer Bitterkeit, „da saß er gerüstet in seinem Kaschau und schaute den Ereignissen zu — einzig damit beschäftigt, die benachbarten Schlösser eines abtrünnigen Großen in seine Gewalt zu bringen."

Seine damalige Lage war aber keineswegs so ruhig und unbedroht, wie es nach diser Stelle scheinen möchte. Zwei Briefe, welche er während der ersten Monate des Jahres an Erzherzog Ferdinand geschriben, lassen uns einen Blik in dieselbe werfen. In dem einen heißt es: „Der Woida [139] ist ein' zeitlang an der Cholik krank gewesen, jezo aber wider besser. Er hat fast besorgt, wir würden ihm zu diser gefrornen Zeit in's Land fallen, und deshalben bei den Türken stark um Entsezung angehalten. Dise rüsteten sich auch wider und ist schon eine Anzal von Sophia nach griechisch Weißenburg herauf gerükt, wo sie ihr Winterlager halten."

---

[137] Graf Zrinys ewig denkwürdige Waffenthat zu Szigeth bildet den Glanzpunkt dises traurigen Kriegsjahres, welchem Schwendi teilnahmlos zusehen mußte.

[138] Dum Caesar, malesanis innixus consiliis, sustinendi potius quam *inferendi* belli rationes amplectitur, Suendius eadem sequutus consilia, quorum ipse auctor esse ferebatur etc. Isthuanfi.

[139] Schwendi betrachtet den Johann Sigmund nicht als Fürsten, sondern blos als Woiwoden von Sibenbürgen.

„Sonst steht's immer darauf, daß die Türken etwa unversehens Sibenbürgen für sich einnehmen, und wegen der Zurükgabe der eroberten Pläze auf den Sommer wider einen gewaltigen Krieg anheben. Aber kaiserliche Majestät wird den Grund bald erfahren und sich darauf zu richten wissen. Ich will nit sorgen und die eroberten Pläz' Sathmar, Banya, Kuevar, Tokay und so weiter gegen den Frühling dermaßen befestigen und versehen, daß die Feinde, so Gott will, den Kopf daran zerstoßen sollen."

Dises Schreiben trägt das Datum „Begstiß (?) den 6ten Jänner 1566", das andere aber wurde am 8ten März von Unghvar (zwischen Kaschau und Munkatsch) aus erlassen [140]) und enthält folgende Stellen:

„Wir steken abermals in großer Verwirrung und Gefahr. Der Woida hat den Türken erregt und dise Sorg' darzu geholfen, daß wir Sibenbürgen nit einnehmen, was nun der Türk im Anschlag hat. Aber ich zweifel' nit, es werde ihm weit fehlen, wenn kaiserliche Majestät so vil Hilf' und Mittel aufbringt, die Gegenwehr zeitlich vorzunehmen."

„Wir haben vil guter Pläz' vor uns, dise muß man zum förderlichsten wol und notdürftig bestellen, damit die Feinde sich den Kopf zerstoßen, ehe sie einen oder den anderen erobern. Daneben gehet auch ein ziemlich Volk in's Feld, welches sich darf sehen lassen und seine Sach' nit gleich auf's Vergraben und Zurükweichen stellen muß."

„Der Woida ist jezo still, doch stärket er sich mit Volk, was er an Haiduken erlangen mag, und bei unserem Geldmangel springen sie von uns leichtlich auf seine Seite. Er vertröstet sich mit der Hilf' der Walachen und Moldauer, und sucht auch allerlei Practiken im Land', weil die Ungarn schwierig sind und besorgen, die Deutschen, da sie die Fe-

[140]) Beide in den Akten über die schwendische Pfandherrschaft Burgheim, von 1524 bis 1575.

stungen in Handen haben, möchten den Fuß gar zu weit in das ungarische Land herein sezen."

Auf die damalige Lage unseres Helden läßt auch sein Landsmann und Zeitgenosse Schärtlin von Burtenbach ein helles Streiflicht fallen, indem er beim Jahre 1566 bemerkt [141]: „Schwendi ist in Zips [142] an Bezalung, an Leuten und Bedürfnissen übel verlassen worden; obwol er aber vom Woiwoda, Türken und Tartarn hart angefochten gewesen, die ihm auf dem Lande auch vile Christenleute entführt, so hat er sich dennoch mit seinem kleinen Häuflein ritterlich in den gewonnenen Fleken und Schlössern erhalten und dem Feinde etliche mal Schaden zugefügt."

Hatte aber dise Lage ihre mehrfachen Schwierigkeiten, so war auch die Einnahme der oben erwähnten Schlösser kein geringes Unternehmen. Denn jener abtrünnige Große, Georg Bebek, stund an der Spize des sibenbürgischen Heeres und seine Gemahlin hauste auf dem hochgelegenen, besonders festen Schlosse Szadvar, welches ungefähr 5 Posten westlich von Kaschau, im obern Sajogebiete lag.

Während nun Schwendi das ebenso schlaue als entschlossene Weib strenge bewachen ließ, nahm er einen andern bebekschen Plaz, die Veste Szöndrö am Boldva hinweg und besezte sie mit kaiserlicher Mannschaft. Hierauf schnitt er durch zwei Befestigungen die Zugänge nach Szadvar ab und forderte die dortige Besazung zur Uebergabe auf.

Als Bebek dises erfuhr und bei der strengen Winterwitterung keine Möglichkeit sah, seiner bedrohten Gemahlin zu Hilfe zu kommen, bat er durch einen Abgeordneten um ein Fürwort bei dem Kaiser, welchem er sich zu ergeben bereit

---

[141]) In seiner 1777 von Holzschuher herausgegebenen (vilfach unterrichtenden) Autobiographie, S. 331.

[142]) Die alte Graffschaft Scepusium, das Gebirgsland hinter Kaschau, bei Szeben ꝛc.

wäre. Schwendi ließ sich aber auf keine Antwort ein, bevor sein in Gefangenschaft gerathener Proviantmeister nicht wider frei gegeben sey. Nachdem dises nun geschehen und Bebek nach Buda gereist, um den Kaiserlichen näher zu sein, kam es zu einigen Unterhandlungen, welche jedoch zu keinem Erfolge führten.

Im Gegenteil, Bebek bereitete sich ins Geheim zu einem Handstreiche vor, um Szadvar zu entsezen, während Schwendi die Belagerung der Veste immer eifriger betrieb, da die Besazung alle Aufforderungen zur Uebergabe zurükwies.

Sie hatte ein so zalreiches und gutbedientes Geschüz, daß die Schanzwerke der Belagerer nicht Stand dagegen zu halten vermochten. Zum dritten und vierten Male mußten dieselben von neuem und immer stärker aufgeführt werden, wobei der kaiserliche Oberfeuerwerker eine tödtliche Wunde erhielt, was unsern Schwendi nötigte, dessen mühesame und gefährliche Stelle selber zu übernehmen.

Endlich, nachdem derselbe, gestachelt von Zorn und Schmerz über die vergeblichen Anstrengungen und erlittenen Verluste, das Aeusserste aufgeboten, fiengen die Geschüze gegen das Schloß zu wirken an. Besonders schadeten ihm zwei Schanzen, deren die eine nahe vor dem Burgthore errichtet worden — unter so kühner Bloßstellung der Mannschaft und des Feldherrn, daß disem selber ein Pfeil durch die Rüstung bis auf die Haut gedrungen.

Vier Tage lang bedrängte man die Belagerten mit unausgeseztem Feuer. Niemand durfte sich mehr auf den Wehren erbliken lassen und die Ringmauer, welche für unerschütterlich gegolten, bekam Risse bis in den Grund hinab. Hierauf wurde das Schloß mit einem solchen Hagel von eisernen Pfeilen heimgesucht, daß die stolze Herrin endlich den Mut verlor. Sie schikte einen Unterhändler an Schwendi und diser gestattete ihr (wie früher der Witwe des Kommandanten von Tokay), wenn sie sich übergebe, die Mitnahme ihres

Privatschazes, wogegen aber namentlich das Geschüz, die Waffen und Pferde zurükbleiben sollten.

Auf dise Bedingnisse wurde Szadvar am 14ten Jänner 1567 den Kaiserlichen überlassen, und die Folge davon war, daß auch die übrigen bebek'schen Schlösser sich an Schwendi ergaben, worauf diser, um seine ermüdete Mannschaft wider ausruhen zu lassen, mit ihr nach Kaschau zurük eilte.

Hier hielt er Kriegsrat über die Fortsezung des Feldzuges, zumal über ein Unternehmen gegen Munkatsch. Diser Marktfleken mit seiner stattlichen Veste ligt 12 Posten westlich von Kaschau, an der Latorza, welche hier aus den Karpathen in die Ebene strömt, um mit der Ondova und anderen Wassern bei Zemplin den Bodrog zu bilden. Die Veste besteht aus drei Schlössern über einander, auf einem vereinzelten Berge, dessen Höhe eine weite Umgegend beherrscht.

Den wichtigen Plaz zu nehmen, war aber ein sehr kühnes und gefährliches Wagniß, daher sich im Kriegsrate die meisten Stimmen dagegen erklärten.

„Es wäre besser, meinte man, von dem zweifelhaften Feldzuge abzustehen, als den Fürsten von Sibenbürgen und seinen mächtigen Schuzherrn auf's neue gegen den Kaiser in die Waffen zu rufen und das arme Land noch tiefer in die Gräuel des Krieges zu stürzen. Schwendi habe schon genug des Ruhmes erfochten; Panonien sey den Händen der Empörer entrissen und die kaiserlichen Banner weheten sigreich an den Pforten Sibenbürgens. Die Eroberung von Munkatsch verlohne es nicht, alles bisher mit so vilem Schweiß' und Blut' Errungene den Wechselfällen des Kriegsglükes auszusezen. Ein kluger Feldherr wisse seine Sige zu beschränken. Man möge die harte Jahreszeit in einem fremden Lande bedenken, den Mangel an guten Wegen, an Zugvieh und anderen Verbringungsmitteln — und vor allem die bisherigen Verluste des Heeres."

Nur einer der Unterfeldherren stimmte der Ansicht Schwen-

di's bei, „indem diser, immer zu sigen gewont, nicht unterlassen dürfe, die bisherigen Kriegsthaten durch das vorgeschlagene Unternehmen gleichsam zu krönen." Das gab den Ausschlag und nach wenigen Tagen brach das Heer schon nach Munkatsch auf, wo es am 17ten Februar 1567 ankam und unweit der Veste sein Lager schlug.

Obwol nun die ungemein feste Lage und reiche Ausrüstung von Munkatsch bei der herrschenden großen Kälte und den anderen Uebeln der schlimmen Jahreszeit eine Belagerung höchst erschwert hätten, so geriet der Kommandant der Veste beim Anblike des Feindes dennoch in solche Furcht, daß er dieselbe schon nach den ersten Schüssen „ohne alle Not, feig und ehrlos" an Schwendi übergab — mit Allem, was darin und daran war!

Nach einem so glüklichen Erfolge beeilte sich der kaiserliche Befehlshaber, die Vestung Huſt zu überraschen, welche eine Tagreise von Munkatsch hoch im Gebirge lag. Er wurde aber durch den Heranzug sibenbürgischer und türkischer Schaaren an weiterem Vorrüken gehindert und führte seine Mannschaft über Unghvar nach Kaschau zurük, wo er (der überaus beschwerlichen Feldzüge in dem halbwilden Ungarn müde) seine Abberufung in die Heimat betrieb.

Um inzwischen Zeit zu gewinnen, knüpfte Schwendi jezt Unterhandlungen mit Johann Sigmund an; da ihn derselbe aber mit leidenschaftlichen Worten des Vertragsbruches beschuldigte und einen hochfahrenden Ton annahm, so konnte es zu keinem Zile kommen, bis endlich der Kaiser mit den Türken, unter Einschluß des Fürsten von Sibenbürgen, einen Waffenstillstand verhandelte, welcher im Mai 1568 auf acht Jahre wirklich geschlossen ward.

Schwendi überließ nun die Kaschauer Gouverneursstelle einem seiner bisherigen Unterbefehlshaber und begab sich zum Kaiser nach Wien. Maximilian empfieng ihn höchst ehrenvoll und übertrug ihm sogleich eine wichtige Kommission zu

Straßburg [143]), wahrscheinlich wegen Verlezung des Reichsgebietes durch die Kriegszüge gegen die Hugenotten.

Hatte Schwendi im sibenbürgischen Kriege das vollste Vertrauen des Kaisers genossen [144]) und dadurch einen nicht geringen Einfluß auf die dortigen Ereignisse ausgeübt, so war das Gleiche jezt rüksichtlich der deutschen Religionsparteien der Fall.

Man weißt, wie aufgeklärt und edelmütig Maximilian II bestrebt gewesen, den 1555 geschlossenen Kirchenfriden im Reiche zu befestigen, während in Frankreich und England gerade damals der Glaubenshaß am blindesten und blutigsten wütete. Zu diser heilsamen Richtung des Kaisers hatte aber Schwendi schon anfangs beigetragen, und bei Gelegenheit seines Straßburger Aufenthaltes suchte er nicht allein dieselbe durch mehrere Berichte möglichst zu bestärken, sondern namentlich auch die Gesinnung des Erzherzogs Ferdinand auf den gleichen Weg zu leiten. Ein ausführliches Schreiben an disen lezteren vom 8ten October 1569 möge hier wörtlich mitgeteilt sein [145]).

„Auf Euerer Durchlaucht erhaltenes Schreiben, dieselbe im Vertrauen zu berichten, was auf der Naumburg- und Erfurtischen Versammlung weiter vorgeloffen; so zweifel' ich nit, sie werde bereits vernommen haben, daß allda zwischen

---

143) In einem Schreiben des Erzherzogs Ferdinand an ihn, vom 20ten Oktober 1569, heißt es: „Wir hoffen, nach Gelegenheit, wie das französische Kriegswesen geschaffen, daß du dich ohne Verhinderung der Straspurgischen Commission, die sich hierdurch etwa bald zum ende schiken möcht, villeicht in kurzem bei Uns selbs persönlich gehorsamlich erzaigen wurdest."

144) Er war, nach Sambuk, mentis consiliorumque Caesaris bellicorum *intime* conscius.

145) Es ist von Schwendi's eigner, sehr geläufiger, aber kleiner und etwas schwer zu lesender Hand, in oben bezeichneten Akten über Burgheim.

den weltlichen Chur- und etlichen andern Fürsten der augstburgischen Confession einer Bündniß halber gehandelt worden sey, doch nit anders dann defensive und auf Handhabung des Religion- und Profanfridens."

„Alle andere ihre Religions-Verwandten werden darein gezogen werden und ihre Zusammenstimmung und Haltung gewiß sein, dieweil bey ihnen der päpstlich' oder catholisch' Bund zur Ausrottung ihrer Religion für gewiß geachtet wird, und daß es ihnen allen insgemein und jedem nach dem andern insonders gelten werde, daß sie auch bereits alle für Kezer erklärt und ihnen weder Treu' noch Glaube, noch Brief und Sigel gehalten werden soll'; wie dann die Baionische und jüngst zu Metz repetierte Conspiration und angestellte tyrannische Inquisition, und andere täglich vorlaufende Handlungen solches genugsam an den Tag gegeben."

„Unter welchen sonderlich angeführt wird der Herauszug des Königs von Frankreich, der damalisch' Einfall und die Correspondenz des Herzogs von Alba, wie das fernere Vorhaben, zusammenzustoßen und einen Lutheran nach dem andern anzugreifen, wenn das uranisch' und pfälzisch' Kriegsvolk nit so stark bei der Hand gewesen."

„Man will achten, die Königin von England sey mit im Bund. Ich kann gleichwol ein Vorhaben zu thätlicher Handlung wider die Geistlichen im Reich oder zu öffentlichem Unfriden nit vermerken; allein für den Notfall werden sie sich gewiß aufs Stärkst' und Vorsäziglichst' gefaßt machen, und laßt sich ansehen, als möchte disen Winter oder gegen den Frühling wider ein stark' Volk auf die Bein' gebracht und nach Frankreich den Hugenotten zugeschikt werden."

„Ich will auf dise Ding' fleißige Kundschaft legen und was ich Gewisses erfahr', der kayserlichen Majestät und Euerer Durchlaucht jederzeit unterthänigst berichten. Bisher ist's gewiß, daß die Hugenotten die stärksten im Feld' gewest, auch den Catholischen an mehreren Orten allerley Abbruch gethan."

„Sonst gibt es im Reich bei den neuen Religions-Verwandten ein groß' Nachdenken, als ob die catholischen Stände sich dem päpstischen Bündniß auch begehrten anhängig zu machen, von wegen des neuen Juraments, das hin und wider den geistlichen Fürsten zugemutet wird, von wegen den Mandaten, welche den Lutherischen ausbieten, und der Bündniß, so nun bei etlichen Geistlichen und Catholischen gesucht worden. Es wäre wol von Nuzen, daß kayserliche Majestät den Reichstag befördert und sich beide Teil' gegen einander genugsam erklärt hätten, daß sie dem Religions- und Landfriden zuwider nichts vorhaben, sondern jeder bey seiner Religion neben dem andern in Frid' und Einigkeit zu leben begehre."

„Wann solches jezo alsbald geschehen wollte, so würde dem gemeinen fridlichen Wesen im Reich dadurch nit wenig gedient und dem so großen einreißenden Mißtrauen und anderer androhender Weiterung entgegen gebaut seyn."

„Dann sollte es, da Gott gnädiglich vor sey, zu offentlichen innerlichen Kriegen geraten, so siehe ich nichts anders daraus zu gewarten, dann eine endliche Zertrennung und Zerstörung des Reichs und einen gänzlichen Untergang der deutschen Wolfart, wobei das Haus Oesterreich am meisten wird zu leiden haben; dieweil zu besorgen stehet, daß ihm das Kaysertum entzogen werde oder daß ein Interregnum erfolge, und dazwischen der Türk sich rege und die ungarisch Frontier durch seine Gewalt verloren gehe. Wie dann Euere Durchlaucht wol weißt, was dies Jar für gefärliche, böße Practiken und Verrätereien desfalls fürgeloffen."

„So kann ich auch nit ersehen, daß die Geistlichen und Catholischen oder ihre Land' und Leut', wann es zu einem Krieg sollt' kommen, viel Vorteils gegen die Lutherischen haben würden; dann wohin erstlich der Beifall der Gemüter unter dem gemeinen Mann und dem Adel, ja selbst unter der Fürsten ihren Räten und Dienern hange, und wie wenig Eifers für das päpstische alte Regiment und Wesen seye,

und wie wenig Rechnung und Sicherheit man im Fall' eines innerlichen Krieges, wo sich die heimlich' Wurzel der Gemüter erst weiter erzeigen würde, sich machen dürfe, das ist sogar am Tag', daß sich's Euere Durchlaucht leichtlich selbsten zu erinnern wissen."

„Dagegen befindet sich augenscheinlich, was bei den Hugenotten und dem deutschen Kriegsvolk, so ihnen zugezogen, die Einbildung ihrer Religion und die Zusammenstimmung ihrer Gemüter bisher für eine Mutigkeit, Beharrung und Durchdrukung verursacht hat."

„So würde ohne Zweifel das neue Bündniß diesen Dingen erst einen großen Ruck und Nachdruk geben, wie dann der Truz und die Hartnäkigkeit des sächsischen Gesind's beweist. Das Gesind' ist auch allweg in eine solche Ungehorsamkeit, Frech- und Mutwilligkeit geraten, daß es schier nit mehr will zu regieren sein, und wie man auf der catholischen Seite mit Häuptern und Kriegsmännern versehen, welche solchen Leuten vorzustehen wissen, ist genugsam am Tage."

„Und sollte es dahin gelangen, daß man von den Italienern, Spaniern und Franzosen müßte Hilfe und Zuzug gebrauchen, so wär' es der rechte Weg, fast alles deutsche Volk und Regiment in Not und Untergang zu führen; dann es gehen solche Nationen ohnehin damit um, Deutschland in Zertrennung und innerlichen Krieg zu bringen, und dabei ihren Vorteil zu suchen. Was fremde Hilf', Ratschläg' und Practiken vor diser Zeit im deutschen Reich' genüzt und was sie den Deutschen für große Wolfart gebracht, ist männiglich unverborgen."

„Und sollte es je eine solche Meinung gewinnen, daß im Reich' ein Teil wegen der Religion aus überhandnehmendem Mißtrauen in den andern wachsen sollt', so kann Euere Durchlaucht abermals leichtlich erachten, wie viel an dem Verspruch gelegen seye, und was für große Gefahr und Verfolgung der mehrere Teil die Geistlichen darüber würde zu

gewarten haben; dann die innerlichen Krieg' bringen mehr Jammer und Elend mit sich, als man erdenken mag, und ist der Anfang leichter zu machen, als das End' und das gemeine Wesen wider zu Friden und Wolfart zu bringen."

„Und obwol bei den fremden Potentaten und Nationen allerlei Anschläg' zu Erhaltung der alten Religion und Ausrottung der einreißenden Veränderungen dermaßen im Werk' sind, daß sich's ansehen laßt, als möcht' es einen Fortgang und Bestand erreichen; so hat's doch unter den Deutschen nach Gelegenheit des Reichs vil eine andere Meinung, und wollen sich unsere Sachen nach dem fremden Richtscheit gar nit anstellen und regieren lassen. Wie dann eine jedwede Nation ihre besondere Art in Herkommen, Gesez und Ordnung hat, worauf ihre Erhaltung und Wolfart stehet."

„Demnach ich Euerer Durchlaucht unterthänigst und getreulich raten wollen, die Ding' sich alle recht zu Gemüt zu führen und sich in keine weitläufige Sachen und Practiken zu verstekken, sondern die gemeine Befridigung und Erhaltung des Vaterlands ihres Teils mit allem höchsten und möglichsten Zuthun zu befördern, damit zu keinem größeren Mißtrauen und Verhezen einige Ursach' gegeben werde, sondern daß man sich auf den Religions- und Landfriden freundlich und nachbarlich gegen einander erkläre und in Kirchensachen keinen unzeitigen und zu scharfen Proceß gebrauche, auch sich fremder Handlungen und Verständnisse enthalte."

„Dann dise Ding' bleiben unverborgen, und je mehr man's heimlich sucht zu treiben, desto mehr sie Verdacht erweken und Oel in's Feuer gießen."

„Ich bin ohne Zweifel, der Reichstag und der König, welcher es ganz aufrichtig und unparteiisch meinet, und hochvernünftig zu unterscheiden und zu urteilen weißt, werden alle dise Weiterungen in bessere Verständniß und Vertraulichkeit bringen, und kann Euerer Durchlaucht in höchster Warheit sagen, wie ich bey den Lutherischen nit spüren oder erken-

nen mag, daß sie mit einer vorsäzigen, unfridlichen Handlung gegen Jemand im Reich umgangen, sondern allein die fremden Bündnisse und Practiken, und der greulich scharfe Proceß, der wider ihre Religion gebraucht wird, zu solchem Mißtrauen und solcher Gegenverfassung die Ursach' geben."

„Und wollten also die Ding' durch frid- und vaterlandsliebende Personen von beiderseits hochem Stand zu Milderung und besserem Vertrauen gebracht und dadurch großer Unrat und vilerlei Weiterung verbannet werden, so zweifel' ich ganz und gar nit, Euere fürstliche Durchlaucht werde daran nichts erwinden lassen und dis Alles von mir zu Gnaden annehmen, weil sie dazu Ursach' gegeben und von jezigen vorlaufenden Handlungen im Reich treulichen Bericht von mir begeret hat."

„Sonst wäre wol Euerer Durchlaucht notdürftig, ihren Sachen in disen vordern Landen eine bessere Ordnung zu geben, auf den Fall, daß eine Verfassung und Gegenwehr von Nöten, wie man dann bei disen Läufen der Zeit gute Versehung und Sicherheit wol bedarf; und so Euere Durchlaucht meinen Rat und mein Zuthun begert, so will ich als ein Mitlandmann, der des Hauses Oesterreich Glük und Erhaltung mit treuem Herzen sucht und meint, was in meinem wenigen Verstand und Vermögen steht, ganz gern und mit allen Treuen dazu helfen."

Uebereinstimmend mit dem edlen Geiste dises Berichtes heißt es nun von Schwendi: „Der Kaiser nahm ihn sofort mit auf den Reichstag zu Regensburg, wo er Viles dazu beitrug, das Loos der Protestanten in den kaiserlichen Erblanden zu verbessern, und zum Lohne für seine mannigfachen Leistungen in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde. Von da begab er sich auf seine Güter am Oberrheine."

Denn hier, in disen herrlichen Gauen Alemanniens, hatte Schwendi, nachdem er 1552 mit der Burgvogtei zu Breisach bedienstet worden, vom Hause Oesterreich, wie 1560 die

burgheimische Pfandschaft, so auch 1563 die Lehenherrschaft Landsberg [146]) im Elsaße und 1567 die Pfandherrschaft Triberg [147]) auf dem Schwarzwalde erhalten.

Um nun seinem Freiherrentitel auch einen entsprechenden Güter- und Herrschaftsbesiz beizufügen und für seine Familie eine würdige neue Heimat zu gründen, erwarb er ferner von demselben Hause 1570 die breisgauische Pfandschaft Kirchhofen und 1571 die elsäßische Vogtei Kaisersberg [148]), während es sein angelegentlichstes Bestreben war, das liebe Burgheim aus einem Pfandlehen in ein wirkliches Lehen zu verwandeln.

Schritte zu disem Zweke waren von ihm schon 1561 dahin geschehen, daß Ferdinand I, „in Anbetracht der getreuen, ehrlichen, ritterlichen und aufrichtigen Dienste, so er weiland dem Kaiser Karl und Könige Philipp zur Wolfahrt des römischen Reichs und Hauses Oesterreich lange Jahre her wider derselben Feinde erzeigt", dise Pfandschaft auch auf seinen Sohn Johann Wilhelm ausgedehnt [149]). Gegen jene Verwandlung aber hatte sich die vorländische Regierung aus allen Kräften gesträubt und dem Erzherzoge dabei geraten, „den Schwendi auf anderen Wegen zu bedenken, etwa mit der Landvogtei Ortenau, indem der dortige Landvogt von

---

[146]) Die verschuldeten Grafen von Lupfen verkauften dis Lehen, wie Schöpflin (Alsat. ill. II, 107) sagt, inclyto viro Lazaro de Schwendy, annuente Ferdinando I imperatore, qui ei novas investituræ literas indulsit.

[147]) Er bezalte dem vorherigen Pfandinhaber, Dr. Ulrich Zasius, 13,167 Gulden dafür. Kräuter, Gesch. von V.-Oesterr. II, 90.

[148]) Jene erkaufte er von den könrizischen und gutenratischen Gläubigern, wie die von Schwendi's Secretär Johann Kaspar gefertigte Beschreibung der Herrschaft besagt; dise erhielt er nach Schöpflin (II, 593) von Erzh. Ferdinand auf 20 Jahre als Pfandlehen.

[149]) Verwilligungsbrief des Kaisers, gegeben zu Prag, am 29ten Oktober 1561.

Bulach ein alter, abgängiger Mann sey, der Schwendi dagegen, seiner Geschiklichkeit, Erfahrenheit und Tapferkeit nach, solchem Amte trefflich gewachsen und eine so ritterliche und kriegsverständige Person dem Erzhause gar dienstlich wäre. Wollten Seine Durchlaucht der Bitte desselben aber willfahren, so stünde ernstlichst zu bedenken, daß alsdann auch andere Pfandherren das Gleiche verlangen würden, während man doch beim jüngsten Landtage für den bewilligten Steuerpfenning die feierliche Zusage gethan, denselben hauptsächlich zur Einlösung verpfändeter Kameralgüter zu verwenden." [150])

Vergeblich hatte Schwendi hierauf erwidert, daß „man allenthalben Einen vor dem Andern zu halten und zu fördern pflege, indem sonst derjenige, der draußen in harten Kriegsnöten vil Sorge, Arbeit und Gefahr auf sich lade, seine Dienste übel anlegen würde, wenn er keinen bessern Dank davon haben sollte, als Einer, der daheim hinter'm Ofen size" [151]); die erzherzoglichen Räte jedoch verbliben hartnäckig bei ihrem Widerstande.

Als Schwendi nun nach Wien gekommen, veranlaßte er den Kaiser zu einem Empfehlungsschreiben für ihn an den Erzherzog [152]), welches bald durch ein zweites unterstüzt wurde und für den Eroberer von Tokay ein beredtes Lob enthielt. „Zwar ist es bedenklich", heißt es darin, „solche Gnaden, wie der Schwendi verlangt, unverdienten Leuten widerfahren zu lassen; er aber ist bei Kaiser Karl und Ferdinand so lange Jahr' mit dermaßen mannigfachen, stattlichen und hochersprießlichen Diensten von seiner ersten Jugend an in immerwährender Beharrlichkeit gestanden, daß er allbereits vor seinem

---

[150]) Bericht der Regierung und Kammer zu Innsbruk vom 2ten April 1565, in den burgheimischen Pfandschafts-Akten.

[151]) In dem oben angeführten Schreiben aus Unghvar vom 8ten März 1566, ebendaselbst.

[152]) Gegeben zu Wien, am 4ten April 1568.

Obristenamt für einen um das ganze Haus Oesterreich hochverdienten Mann nit unbillig geachtet worden."

„Gleich darauf hat er sich als Feldoberst nach Ungarn bewegen lassen und seither durch seine Vernunft und Vorsicht, Geschiklichkeit, Standhaftigkeit, Tapferkeit und Redlichkeit gegen den christlichen Erbfeind so Treffliches ausgerichtet, daß ihm die ganze Christenheit darum nit wenig schuldig, zumal aber das Haus Oesterreich seiner bei jeglicher Gelegenheit mit dankbaren Gnaden zu gedenken wol Ursache hat."

Aber selbst dise dringende kaiserliche Empfehlung fruchtete nichts; die Herren Räte brachten immer neue Bedenken vor und stüzten sich auf den Landtag. Nach mehrjährigem Betrib' der Sache schrib Schwendi endlich an den Erzherzog: „Ich muß halt damit zufriden sein, was Euere Durchlaucht gnädigst gewähren", und konnte sich Glük wünschen, als ihm am 1ten November 1570 beschließlich zuerkannt wurde, daß die Herrschaft Burgheim seinem Sohne auf lebenslang und dessen Erben auf 15 Jahre überlassen sey [153]).

Schwendi hatte sich indessen löblichst bemüht, seine erworbenen Lehen- und Pfandherrschaften in einen geregelten Wirtschaftsstand zu sezen. Ueberall ließ er Urbare und Zinsrödel erneuern, streitige Verhältnisse bereinigen und ausgleichen, auch an den Bau der Schlösser zu Breisach, Burgheim, Kiensheim und Landsburg ein nicht unbedeutendes Geld verwenden [154]).

Für seine Lehensunterthanen sorgte Schwendi mit väterlicher Umsicht, namentlich legte er den Grund zu den Spitä-

---

[153]) Nach den oben, Anmerk. 140 benannten Akten, welche die alte Ueberschrift gehabt: „Regierung und Kammer in Tyrol. Lasarus von Schwendi. Von wegen Confirmirung vnd Ablösung der Herrschafft Burckheim."

[154]) Verzeichniß über seine Bauten und Baugelder, und ein Schreiben wegen derselben an Erzherzog Ferdinand, „geben im Lager zu Sathmar, den 12ten May 65", in obigen Akten.

lern von Kirchhofen und Triberg, wo sein Andenken als eines Woltäters der Armen noch lange erhalten blieb [155]. Nachdem der gelehrte, ritterliche, vilverdiente Kriegs- und Staatsmann 1577 zu den Verhandlungen über die ungarische Grenzverteidigung nochmals nach Wien berufen worden [156], verstarb er 1584, von einer plözlichen Krankheit ergriffen, im 62sten Jahre seines Lebens [157].

Schwendi hatte während seiner vilfach thätigen Laufbahn die Wissenschaften nie vergessen und sie in den lezten Jahren mit erneuerter Liebe gepflegt. Um nun auch hierin wider practisch zu wirken, schrieb er seine Erfahrungen im Kriegswesen nider, verglich sie mit den Nachrichten und Grundsäzen der Alten über dises wichtige Feld menschlicher Thätigkeit und veröffentlichte das Ergebniß in zwei Abhandlungen — als einer der frühsten militärischen Schriftsteller in deutschen Landen.

Seine Arbeit de bello contra Turcas gerendo habe

---

155) Ersteres bewidmete er mit 1000 Gulden an Geld, mit der s. g. Klause (bei der Kirche zu K.) und ihrem Einkommen, mit dem Einkommen der Caplanei ad S. Georgium zu Ehrenstetten und dem „Armenleut-Einkommen" im Kirchspil. Stiftungsbrief und Ordnung des Spitals, „geben zu Kirchhoven den 16ten Septembris 1578." Das Armenspital zu Triberg aber erhielt von ihm an Geld 400 Gulden und jährlich 10 Klafter Holz. Fundationsbrief und Ordnung, „actum Tryberg den 28ten Julii 1581."

156) Erzherzog Ferdinand hatte dem Kaiser geraten, Kriegsverständige aus Ungarn, Böhmen und Oesterreich zu berufen, und den Lazarus Schwendi aus dem Reiche dazu einzuladen, da es hohe Zeit sey, sich mit dem Gränzwesen ernstlicher zu befassen. Disen Rat scheint der Kaiser befolgt zu haben, denn wir begegnen dem kriegserfahrenen Schwendi als einer Hauptperson bei den Beratungen. Hurter, Gesch. Kais. Ferdinands II und s. Aelt. I, 309.

157) Anno MDLXXXIV Lazarus Suendius, rebus tam in Germania et Hispaniis, quam in Pannonia bello praeclare gestis clarissimis, domi suae repentino morbo sublatus est, cum annos aetatis LXII exegisset. Isthuanfi.

ich nicht mehr auffinden können; sein Kriegsdiscurs aber ligt vor mir. Die kleine Schrift[158]) ist ein bündiges Lehrbuch über die damaligen Kenntnisse und Uebungen in der Waffenkunst; welchen Geist sie athme, möge der Leser aus folgenden kurzen Auszügen entnehmen.

„Die natürlichen Dinge haben ihre gewissen Geseze, Ordnungen und Verläufe, darum sich auch desto leichter darnach zu richten. Und die menschlichen Handlungen, obwol sie sich ansehen lassen, als wenn sie aus der Menschen freiem Willen erfolgten, haben doch gleichfalls eine immerwährende Regel und Ordnung, die nur verborgener und schwerer wahrzunehmen ist. Aber je besser sich Einer weißt darein zu schiken, desto glüklicher und sicherer seine Sache ihren Fortgang und ihr Ende gewinnet."

„Also findet sich's von Anfang der Welt her, daß fast auf gleiche Weise und mit gleichen Mitteln die Regimente angestellt worden, zu- und abgenommen; sonderlich aber, daß die Veränderungen der Zeit dem einen und anderen darin Erleichterung und Vorteil oder Erschwerungen und Hindernisse verursacht haben."

„Darum ist vil und hoch daran gelegen, in was Zeiten und Gelegenheiten eines Jeden sein Leben, Thun und Wesen gerate. Denn etwan gelangen auch heroische, fromme und tugendliche Häupter an das Regiment, die gerne das Beßte thäten, aber sie fallen in eine böse Zeit, wo das gemeine Wesen so voller Abgang und Zerrüttung ist, daß man demselben nit mehr recht aufhelfen, noch es genugsam handhaben und verteidigen kann."

---

[158]) Der kursächsische Regimentsschuldheiß zu Dresden, Chr. Lobrin, gab sie 1676 mit Anmerkungen neu heraus unter dem Titel: „Herrn Lazari von Schwendi, Freyherrn zu Hohenlandsberg 2c. gewesenen kayserl. Raths und General-Lieutenants, Kriegs-Discurs von Bestellung des ganzen Kriegswesens und von desselben Aembtern" (Dresden, bei M. G. Hübner).

„In solchem Fall' aber soll die Not und Gefahr um so vil mehr das Herz und den Eifer der Häupter und Obrigkeiten erweken, damit doch so vil als immer möglich das gemeine Wesen erhalten und beschüzet werde. Dann in allem menschlichen Leben und Wesen ist das Höchste und Fürnehmste, daß man sich alles ordentlichen Zuthuns vernünftiglich und zeitlich gebrauche, die Gerechtigkeit und den gemeinen Nuzen liebe, und in Allem auf Gott sein Aufsehen habe."

„Will man nun vom Kriege reden und wie derselbe anzustellen und zu führen sey, so fällt erstlich dis zu bedenken, daß unnötige, unzeitige und ungerechte Kriegsfürnehmen sich auch zu keinem guten Ende erstreken, sondern diejenigen, welche sie aus Ehrgeiz, Herrsch- oder Rachbegier verursachen, auch darüber leiden und herhalten müssen."

„Darum sind die Defensivkriege, die man zu Rettung seiner Land' und Leute und des gemeinen Vaterlands, wann sie unbilliger Weise gefährdet und feindlich angegriffen werden, fürnehmen und führen muß, die rechtmäßigsten Kriege, darzu Fürsten und Obrigkeiten, wie auch die Unterthanen, vor Gott und der Welt verpflichtet und verbunden."

„Es ist daher in allem Regiment das Höchste, daß man sich nach bestem Vermögen zur Defension jederzeit gefaßt halte und sein Land und Frontier mit festen Pläzen versehe, auch die Unterthanen in eine Kriegsordnung und Uebung bringe, damit sie herzhaft und beständig werden."

„Denn wiewol darüber ein großes Bedenken fürfällt, ob der Kriegsherr sich zu einem Kriege seiner Unterthanen oder fremder Leut' gebrauchen solle, und man etwa ratsamer achten will, er lasse das Landvolk daheim und nehme bestellte Kriegsleute dafür an; so ist doch im Grunde das Beste und Sicherste, die Unterthanen bewehrt zu machen, sie in eine Austeilung und Ordnung zu bringen und im Kriege (neben der einheimischen Ritterschaft) zu gebrauchen."

„Dann die fremden besoldeten Leute sind nimmer so treu,

gehorsam und fertig, als die Unterthanen, und kosten vil mehr zur Aufbringung und Unterhaltung. Und dieweil ein Kriegsfürst sein Land und Frontier mit guten Festungen zu versehen hat, so sind auch hier treue und kriegserfahrne Unterthanen vil sicherer, als fremde Söldner, in die Besazung zu gebrauchen."

Wir haben gesehen, mit welcher Beharrlichkeit der alte Schwendi den Lieblingsgedanken verfolgte, in den vorderösterreichischen Landen eine wolbewidmete, würdig ausgestattete Dynastie zu gründen. Und in der That bildeten die Herrschaften Triberg, Kirchhofen, Burgheim und Landsberg schon ein beträchtliches, nicht sehr weit auseinander gelegenes Gebiet, welches durch neue Erwerbungen leicht in einen näheren Zusammenhang gebracht und abgerundet werden konnte.

Es war ein schöner Traum des ritterlichen Mannes, sein altes Geschlechtswappen mit der neuerlangten Freiherrnkrone als Herrschafts-Emblem für eine Adelsfamilie zu hinterlassen, welche ihn als ihren Stammherrn verehre!

Aber es verblieb auch nur ein Traum. Vergeblich hatte Schwendi noch 1580 von Erzherzog Ferdinand eine Verlängerung der Pfandschaft Burgheim auf 100 Jahre für seine Nachkommenschaft erhalten; denn der einzige Sohn Johann Wilhelm hinterließ blos eine Tochter Eleonore, und dise reiche Erbin stieg 1665 als eine verarmte, gebeugte, von ihren Gläubigern hart bedrängte Witwe in das Grab.

Sie war zweimal vermählt gewesen, zuerst mit dem kriegerischen Grafen Jacob Ludewig von Fürstenberg und nach dessen frühem Tode mit dem Freiherrn Philipp Nicolaus von der Leyen. Von beiden hatte Eleonore je einen Sohn, welchen sie die burgheimische Pfandherrschaft in gleichen Teilen

unter der Bestimmung vermachte, daß bei einem kinderlosen Hingange des älteren dessen Hälfte an den anderen erbe [159]). Denn diser Fall war voraus zu sehen, da sich Graf Franz Karl, von Jugend auf ein schwächlicher Frömmler, durch seine mönchischen Gewissensräte zu dem Gelübde hatte bereden lassen, niemals ein Weib zu nehmen. Er gieng auch wirklich 1698 als ein greiser Junggeselle zu den Vätern [160]).

Somit fiel die Pfandschaft Burgheim, welche 1680 von Kaiser Leopold auf weitere 30 Jahre verlängert worden [161]), ganz an die Familie von der Leyen. Aber sie war ein armseliges, durch Kriegserlittenheiten, Rechtshändel und schlechte Wirtschaft völlig verschuldetes und herabgebrachtes Ding, welches Kaiser Karl VI endlich einlöste, um es für 37,000 Gulden als ein „wahres und rechtes Mannlehen" dem Bürgermeister Hornus von Freiburg zu überlassen [162]).

Diser Patrizier hinterließ aber nur eine Tochter, welche mit dem Sohne jenes Stadtschreibers Maier verehelicht war, dessen mutvolle Besonnenheit bei der Belagerung Freiburgs im Jahre 1713 mit dem adeligen Namen von Fahnenberg belohnt worden. Hierdurch gelangte das neue Lehen „des

---

[159]) Dise Bestimmung hatte die Freifrau schon in ihrem Testamente inter liberos vom 3ten September 1661 festgesezt.

[160]) Münch, Gesch. des Hauſ. Fürstenb. III, 12.

[161]) Nachdem sein Ahnherr, Kaiser Ferdinand, dem L. von Schwendi wegen seiner hohen Verdienste die Herrschaft Burgheim zuerst auf einige Jahre um einen gewissen Pfandschilling überlassen, welcher sodann allmählig auf 24,000 Gulden erhöht worden, die Pfandsjahre aber ihm und seinem Sohne anfänglich ad dies vitae, hernach für dessen Erben auf 100 Jahre erstrekt worden, und da nun dise Zeit gleichfalls zu End laufe, weshalb der gegenwärtige Besizer, unter Darschießung neuer 3000 Gulden (wodurch also der Pfandschilling auf 27,000 Gulden stieg) um weitere Extension gebeten, verlängere er die Pfandschaft noch auf 30 Jahre. Entschließung des Kaisers, gegeb. zu Freib. am 12ten August 1680.

[162]) Akten über die Pfandschaft von 1660 bis 1698.

Schlosses, der Stadt und Herrschaft Burgheim", nach der ausdrüklichen Einwilligung des Kaisers [163]), an den hornusschen Schwiegersohn, „den woledelgebornen und hochgelehrten Herrn Dr. Franz Ferdinand Maier von Fahnenberg, Rat und Syndicus eines kaiserlich vorderösterreichischen Ritterstandes", dessen Nachkommenschaft es (als badisches Lehen) noch gegenwärtig besizt [164]).

Kehl.

Zunächst unterhalb Burgheim nähert sich der Talweg des Rheines auf wenige Schritte dem Homberge, von dessen nördlicher Spize der altergraue Turm von Sponek auf uns herabschaute. Ich gedachte des vilfachen Herrenwechsels diser Veste, bis die mahlerischen Trümmer ihrer Schwesterburg auf dem nahen Limberge, unterhalb Sasbach, größere Erinnerungen der Geschichte in mir erwekten.

Aber bald verschwand die Geburtsstätte Rudolf's von Habsburg hinter uns und wir wendeten die Blike wider vorwärts, nach den Kirchtürmen spähend, welche da und dort hinter den Ufern hervorschauten.

Die Fahrt war vom schönsten Wetter begleitet. Es herrschte ein munteres Leben auf dem Schiffe, wo das Säuseln der frischen Rheinluft den stechenden Sonnenstral angenehm milderte. Man gieng auf und ab, unterhielt sich mit gesellschaftlichem Geplauder, versuchte auch zuweilen ein Glas schäumenden Bieres und ergözte sich an dem munteren Wellenspile des blau-grünen gewaltigen Stromes.

---

163) Lehenrevers von Karl Heinrich Hornus von Bernkastel, Herrn zu Zäringen, k. k. Rat und Bürgermeister zu Freiburg, Innsbruck den 17ten Mai 1737.

164) Vergl. Cast's badisch. Adelsbuch, S. 77.

Freilich war das auch Alles, was die Fahrt einem darbot; denn die Aussicht auf die flachen, meistens von Weidengehölzen bedekten Ufer konnte dem Auge kein Interesse abgewinnen, und die entferntere Landschaft, welche man zuweilen über die Gebüsche hervorragen, zuweilen hinter denselben durch günstige Luken ausgedehnt sah, zeigte sich in ebenso beschränktem als flüchtigem Erscheinen.

Da mich nach einigen Stunden der Fahrt die Gegenwart wenig mehr fesselte, so machten sich die Bilder der Vergangenheit auch hier wider geltend. Es erschien mir die mittelalterliche — troz der vilen Zollstätten, des lästigen Geleitwesens und der adeligen Wegelagerer dennoch so belebte Rheinschifffahrt.

Die auf reichbeladenen Frachtern zur Frankfurter Messe ziehenden Kaufleute von Ulm, von Konstanz, Zürich, Bern, Basel — stunden lebhaft vor meinem Blike. Ich sah' die bewehrte Mannschaft, wie sie emsig nach den Ufern spähte, wie sie die Gefahren des Stromes sorgsam vermied und manch' anderer „ungeheuern Stelle" glüklich entgieng. Aber auch den verwegenen Freibeuter sah ich, wie er mit seinen Gesellen im sicheren Hinterhalte auf die „Herren von der Elle und von der Wage" lauernd harrte, um ihnen ihre Fahrt möglichst zu erleichtern.

Deutlich mahlte sich ein solches Bild mir vor; ich erblikte den Helden des Jagdstükes wie leibhaftig. Es war jener Heudorf, den wir bei Schafhausen kennen gelernt.

Der adelstolze, üppige Junker, welchen Kaiser Friderich **III** auf der Tiberbrüke von Rom zum Ritter geschlagen, der am vorderösterreichischen Hof' lange Zeit eine so kühne Rolle gespilt und neben dem gefürchteten Hagenbach, unter den hohen Fittigen des Herzogs von Burgund, die elenden Schweizerbauern mitsammt den schmuzigen Krämern und Webern der benachbarten Städte zu vernichten gedroht — er lauert, wie ein Brigand der Abruzzen, hinter dem Weidengebüsche

des Ottenheimer Rheinufers [165]), bis sich auf dem vollen Strome das erwartete Frachtschiff zeigt.

Mit seinen Armbrustern auf starkem Doppelnachen, von leichten Waidlingen begleitet, das ruhmbedekte Schwert in hochgehobener Faust, steuert er der auserfehenen Beute zu. Was hilft die ängstlich berechnete Gegenwehr? Ein Kaufherr stürzt getroffen in sein Blut, ein zweiter folgt ihm — das Frachtschiff sieht sich übermannt, gekapert und an's Ufer geschleppt. Unter höllischem Gelächter wird die reiche Prise in Sicherheit gebracht, während das nakte Schiff mit den armen Ruderknechten dem Strome überlassen bleibt.

„Euere Barschaft, ihr Herren Fugger, ist eine Bettelsumme — noch 4000 Gulden müssen dazu. Die werdet ihr erlegen, sonst bleibt diser Turm euere Heimat auf Lebenszeit." Die gestokten und geblokten Kaufherren — was wollen sie thun? Da gibt's keinen Weg der Rettung mehr, als den süßen Reichtum an die liebe Freiheit zu sezen.

Zitternd erheben sie die Rechte, um die Beischaffung der geforderten Summe zu beschwören — da, welche Ueberraschung! werden die Worte ihres Eides unterbrochen von plözlichem Waffengeklirre und Kriegsgeschrei. Glük zu — es sind die Freunde von Straßburg! Sie erstürmen das Räubernest und zerbrechen die Fesseln der Gefangenen [166]).

---

165) „Do hielten her Bilger von Heidorf und junkher Diebolt von Gerolzeck zu Ottenheim (unweit oberhalb Meisenheim) uf dem Rin mit schiffen, und worent vil Reisiger darin, und wartent, wo die Kouflüt käment."

166) „Do zog die Statt von Stroßburg us mit macht an dem heiligen Palmtag, mit vil büchsen und großem gezüg, für Schuttern (ein geroldseckisches Schloß und Städtlein, wo die Kaufleute gefangen saßen), gewunnen das, noment die nün gefangenen harus, schicktent sie heim, brochent do statt und schloß und wurfen es alles über ein hufen." Heudorf war nicht zu Schuttern und der Geroldsecker hatte sich auf sein Stammschloß flüchten können. Die Straßburger belagerten aber auch dises und nötigten den Helden, durch den Pfalz-

So glüklich lief es jedoch nur selten ab. Mancher Kaufherr, mancher Stadtbürger, der sich einer Fahrt auf dem „freien Rheine“[167] anvertraut und in die Hände adeliger Schnapphähne gefallen, da er das Lösegeld nicht beizuschaffen wußte, schmachtete wochen- und monatelang, wie vergessen, in seinem Gefängnisse und ward endlich eine jammervolle Beute des Frostes oder des Hungers und Durstes.

Zu solcher Barbarei aber verleiteten weniger die blose Hab- und Raubsucht, als der politische Haß. Denn jene Räubereien waren größtenteils ein Auswuchs der leidenschaftlichen Parteiung zwischen Junker und Bürger.

Nachdem die Städte aus ihrer Unbedeutendheit zu freieren, durch Geldbesiz einflußreichen, durch Waffen und Mut gefürchteten Gemeinwesen herangewachsen, gab es nichts mehr, was der Adel entschidener haßte und tiefer zu verachten bemüht war, als eben sie. Schon mit der Muttermilch sog der Junker disen Haß ein und sein Leben lang verließ ihn die Blindheit desselben nicht.

Der so lange Zeit neben Fürsten und Geistlichkeit bevorrechtete Stand — wie sollte es angehen, daß er von den Enkeln seiner Leibeigenen, von Schustern und Webern, an Ehre, Besiz und Macht überflügelt werde? Das Herz drehte sich im Leibe um bei disem Gedanken. Denn hatte das adelige Leben und Wesen neben der bürgerlichen Wucherpflanze noch einen Wert? Nein, und keine Ritterseele konnte sich zugestehen, daß es so verbleiben dürfe. Nichts von einem Nebeneinander — das Geschlecht des neuen Standes mußte nidergeschlagen und ausgerottet werden!

---

grafen bei Rhein um Gnade bitten zu lassen. Mone, bad. Quellensamml. I, 257, 277. Ausführlich erzählt dise Geschichte Schilling, Beschreib. des burgund. Kriegs, S. 76 bis 79.

[167]) Der Rhin, hieß es damals, soll in christenlicher und kaiserlicher Friheit offen sin.

In einem solchen Kampfe gab es keine Menschlichkeit, kein Christentum, kein Gesez der Kirche und des Staates mehr; gegen solch' einen Feind war dem „Berechtigten", wie dem Manne der Notwehr, Alles erlaubt.

Und wenn er daher die Scharen der „Schinder" aus England und Frankreich herbei rief, welche mit Bluthunden die Anhänger der bürgerlichen Partei aufspürten und bei ihren Verfolgungen in scheußlicher Grausamkeit und Wüterei die heiligsten Geseze der Natur unerhört nidertraten [168]) — wenn er zu diser verzweifelten Hilfe griff, so schienen ihm der Jammer und das Elend des Landes nur ein notwendiges Opfer für seinen gerechten Sig.

Es haben aber derlei Vertilgungs-Plane einer Partei dieselbe immer endlich in's eigene Verderben gestürzt — die Strafe des ewigen Gesezes, daß Menschen und Stände, welche in blinder Ueberhebung die natürliche Entwikelung der

---

[168]) „Sie schonten Niemanden, weder Geweihte noch Gefreite, weder Städte noch Dörfer, und erschlugen Vile unter Pfaffen und Laien, unter Männern und Frauen, Aeltern und Kindern. Etlichen rissen sie die Kehle aus; andere hiengen sie auf oder ertränkten sie, oder schlugen sie zu Krüppeln. Etliche nahmen sie gefangen und marterten sie jämmerlich; banden ihnen Füße und Hände zusammen, daß die Fesseln bis auf's Gebein drangen, oder blokten sie an Händen und Füßen, bis sie im Schmerze verwimmerten. Etliche ließen sie halbnakt im Kerker schmachten und erfrieren oder verhungern, und andere sperrten sie in Kisten und Fässer, daß sie erstikten. Sie notzüchtigten Frauen und Jungfrauen, selbst Kindbetterinen und Kranke, und begiengen mancherlei Mutwillen, desgleichen nie gehört wart und ouch zu grob ist, zu schriben." Königshofen, Els. Chronik.

Dises waren die Engländer von 1365 bis 1375 und die Armagnaken von 1444, welche der Adel herbeigezogen, um die Herrschaft der Krämer und Mezger zu vernichten; und als es mit dem Räuber- und Mordbrennergesindel nicht gelang, wurde das Land in die Hände des kühnen Burgunders gespilt. Aber das End' vom Liede waren die Hinrichtung Hagenbachs zu Breisach und der Untergang Herzog Karls zu Nancy.

Gesellschaft todfeindlich bekämpfen, sich selber zum Untergange verdammen. Das ist in der Geschichte die Nemesis.

Das städtische Bürgerwesen hatte neben seiner inneren Kraft, wodurch es sich empor gearbeitet, noch einen höchst günstigen Verbündeten — die faulen Zustände der Adelswelt. Denn schon waren die meisten Edelgeschlechter durch den steigenden Aufwand ihrer Lebensweise, bei immer schlechterer Wirtschaft unrettbar verschuldet und in diser demütigenden Lage auch sittlich gesunken. Vile von ihnen zeigten sich dergestalt ausgeartet und verwildert, daß sie das Ansehen des ganzen Standes untergruben.

So stund hinter dem thätigen, sparsamen, berechnenden Kauf- und Gewerbsmanne, hinter dem in frischer Lebenskraft und hebendem Selbstgefühle emporstrebenden Bürger — der wirtschaftslose, schwelgerische, im alten, beschränkten, leidenschaftlichen Standesdünkel immer mehr verkommende Ritter. Und auf solcher Folie nahm sich auch der strozendste Uebermut eines Ulmer Gerbers oder Straßburger Mezgers noch immer erträglich aus.

Wie aber Heudorf's gemeiner Fauststreich am Rheine das gesunkene Wesen des damaligen Adels treffend bezeichnet, so stellt uns ein anderes Vorkommniß aus diser Streke des Stromes die jugendliche Thatkraft des Städtewesens und wie brüderliche Einigkeit die Bürger froh und zu Allem rüstig gemacht, in einem heiteren Bilde dar. Ich meine die Züricher Breifahrt von 1456.

Achtzehn Jahre vor der heudorfischen Razzia hatte der verarmte Graf von Thengen zu Eglisau am Rheine etliche Straßburger, welche aus dem Bade Pfäffers heimkehrten, von seinen Dienern überfallen, berauben und eintürmen lassen. Dises Ritterstük zu rächen, waren hierauf die Züricher mit ihrem Banner nach Eglisau gezogen und Herren des Städtleins geworden, welches sie auch fortan behielten.

„Hierauf zeigte die zürichische Jugend den Straßbur-

gern die im Felde für sie bewisene Freudigkeit auch an einem festlichen Tage gemeinsamer Spile [169]). Mit einem wol eingehüllten Topfe voll heißgekochten Hirsbreies und warmen Semmelbroten fuhren sie von Zürich die Limat, die Ar und den Rhein so schnell herunter, daß noch am gleichen Abende der Hirs und die Semmel warm auf des Ammeisters Tafel zu Straßburg erschienen. Hieraus konnte man ersehen, wie schnell in größeren Dingen die Städte einander gewärtig und zu Handen sein würden" [170]).

Nach 120 Jahren, im Sommer 1576, als Straßburg ein ähnliches Schießen veranstaltet hatte, widerholten die Züricher dise Fahrt. Dreiundfünfzig Mann stark, in ihre Leibfarbe gekleidet, verließen sie am 20sten Juni, Morgens um 2 Uhr, ihre Heimat mit einem 18ruderigen Schiffe, in dessen Mitte sich eine Tonne mit heißem Sande befand, worin der eherne (124 Pfund schwere) Hirstopf stekte.

Glüklich langte das Gefährte bei Laufenburg an, wo man wegen des Laufens landen und sich auf ein anderes Schiff begeben mußte. Eben so glüklich gieng es durch den Höllhaken [171]) nach Rheinfelden. Hier wurde von der Brüke über der Durchfahrt eine Stüze Weines herab gelassen, welche die Züricher geschikt aufgefangen und noch Angesichts der Stadt unter freudigen Zurufen geleert.

Um 10 Uhr kamen dieselben bei Basel, um 2 Uhr bei Breisach an, und nach 8 Uhr fuhren sie durch den Rheingießen in Straßburg ein, warfen Semmelringe unter die Kinder am Strande und wurden auf dem Kazensteige feierlich empfangen.

---

[169]) „In dem jahr Christi 1456 war in der statt Straßburg ein Schießet angesehen, auf welches etlich freudige Gesellen von Zürich fuhren, und einer mit Laufen, ein anderer mit Steinstoßen die beste gab gewannen 2c." Bullinger, Zürich. Chron. Hdschr. III, 331.

[170]) J. v. Müller, Schweiz. Gesch. IV, 485.

[171]) Eine durch Felsenriffe gefährliche Rheinstreke bei Beuken.

„Dise Tonne, sprachen die Gäste von Zürich zu den Straßburgern, möge euch zeigen, daß ihr in Feindesnot von uns Hilfe erhaltet, bevor ein Hirsbrei erkaltet."

Mit allgemeinem Jubel wurde die Tonne hierauf nach der Maurerstube gebracht, wo Herren und Frauen in festlichem Schmuke, bei schallender Musik, zum Schmaus' und Tanze versammelt waren. „Als sie nun zu Tisch gesessen, hat man auch den Hirstopf herbeigeholt, der Stubenknecht ihn aufgethan, in kleine Blättlein angericht't und allenthalben ausgeteilt, welcher in Milch gekocht und noch so warm gewesen, daß er die Leute an die Lefzen gebrennt."

Andern Morgens wurden die Gäste unter Trommel- und Trompetenschall auf den Schießplaz geführt, und während der nächstfolgenden Tage zu den Merkwürdigkeiten der Stadt — in's Zeughaus und auf die Kornschütte, wo man ihnen 100jährigen Rocken zeigte; sodann in's Münster, zum Uhrenwerk und auf den Turm, wo ein „köstlich Morgenbrot von Salmen und Hünern" bereit stund, und endlich in's Spital, wo sie 100jährigen Wein zu kosten bekamen. Ihr Abschid von Straßburg, welches das freundschaftliche Verhältniß mit Zürich so gerne erneuert sah, war ebenso glänzend, als herzlich und rührend [172]).

Aber freilich, man zählte damals 1576! Die schöne Zeit der Städte war vorüber und die Erneuerung der Freundschaft von 1456 konnte eine lächerliche Seite darbieten; wie sich denn wirklich die Satyre daran versuchte, bis Hans Fischarts derbe Feder, welche den zürichischen Argonautenzug geschildert [173]), die Spötter aus dem Felde schlug.

Während ich disen Bildern der Vergangenheit nachhieng,

---

[172]) Nach der ausführlichen Beschreibung Bullingers (Hdschr. V, 682) und Strobels quellenmäßiger Schilderung (elſ. Gesch. IV, 171).

[173]) Johann Fischarts „glükhaftes Schiff von Zürich", herausgegeben von K. Halling, Tübing. 1828.

hatte sich unser Dämpfer dem Bereiche der „Stadt" [174]) genähert und mit freudigen Ausrufen wurde der Turm des Münsters begrüßt. Mich indessen versezte der Anblik von Straßburg in eine fast wehmütige Stimmung. Er erwekte mir den schmerzlich schönen Gedanken, was es sein müßte, wenn das Geschik die herrlichen alemannischen Gaue zu beiden Seiten des stolzen Stromes, zwischen den Rüken des Schwarzwaldes und der Vogesen — vom Jura bis zur Murg und Lauter hinab, mit dem alten stattlichen Argentoratum als kirchlicher und politischer Metropole im Herzen, zu einem Staate an der Grenze Deutschlands gebildet!

Es zog mir bei disem Traum ein gewisses Gefühl so bitter durch die Seele, daß ich froh war, mich an dem muntern Schauspile zersträuen zu können, welches sich beim Anlanden gegenüber von Kehl entfaltete. An dem laut belebten Ufer drängte ein Omnibus den andern und die Lohnknechte der Straßburger Gasthöfe bemächtigten sich mit meisterlicher Gewandtheit des Gepäkes der Landenden, um dise selber dadurch in's Schlepptau zu bekommen. Das bunte Gewühl französischer Lebhaftigkeit erheiterte mich so lange, bis ein Blik auf Kehl wider Erinnerungen erwekte, welche auf's neue verstimmten.

Kehl ist ein Name, wie Breisach und Philippsburg, der jedem patriotischen Deutschen das Blut der Scham und Entrüstung in die Wangen treibt. Denn die Geschichte diser ehemaligen Festung spiegelt uns mit ermüdendem Eindruke die trostlosen Verhältnisse des spätern deutschen Reiches nach Innen und Außen ab.

Der Leser mag den Gang über die Wälle der Kehler Reichs-Festungswerke mit mir machen. Wir werden wenig Freude an disem „geschichtlichen Vergnügen" gewinnen;

---

[174]) Auf vile Stunden im Umkreise, dißseits wie jenseits, heißt Straßburg par excellence die Stadt, weil es bei dem umwohnenden Landvolke der Mittelpunkt für Absaz und Einkauf ist.

aber es muß immer und immer wider in's Gedächtniß gerufen werden, was uns aus eigner Schuld getrennt, geschwächt und verdorben hat.

Schon während des niderländischen Krieges von 1672 verriet der französische Hof seine Absichten auf Straßburg und Kehl, indem er unter einem leichtgefundenen Vorwande durch breisachische Besazungsmannschaft mit etlichen Brandschiffen am 5ten November vor Tagesanbruch die dortige Rheinbrüke zerstören ließ. Die Verhandlungen über den frechen Gewaltschritt zeigten auch im Kleinen schon den verächtlichen Ton, welchen Ludwig XIV gegen das deutsche Reich anzustimmen begann, und bestätigten neuerdings die traurige Erfahrung, wie wenig sich die Angehörigen dises unbehilflichen Staatenkörpers eines ersprießlichen Schuzes gegen fremde Verunglimpfung von jeher zu erfreuen gehabt.

Es half weder der Veste Kehl, noch der Stadt Straßburg etwas, daß sie während der 5 rheinischen Feldzüge bis 1678 verschont geblieben; der Feldzug dises Jahres brachte ersterer den Untergang [175]) und ein Jahrdritt hierauf fiel auch leztere in die Gewalt des Reichsfeindes — freilich nicht nach den Gesezen des Kriegs, sondern mitten im Friden, gegen alles Ansehen des Völkerrecht's!

In Folge dises unerhörten Raubes war Kehl für Frankreich ein wichtiger Plaz geworden, daher es der König durch Vauban neu befestigen ließ, „wie zu einem Schlüssel seiner Eroberungen jenseits des Rheines". Am 1ten October 1683 legte man den Grundstein dazu. Die neue Festung bildete eine große viereckige Sternschanze mit zwei Hornwerken

---

[175]) Eine ausführliche Erzählung über die Wegnahme der „Kehler Schanze" durch General Monclas im Sommer 1678 enthält das oben S. 135 angeführte Büchlein, S. 653.

und einer detachierten Bastion dazwischen, gleichsam als Brükenkopf an dem Rheinpasse von Straßburg [176]).

Frankreich behielt den Plaz aber nur bis zum Ryswiker Friden (1697), wo derselbe mit Freiburg, Breisach und Philippsburg wider an den Kaiser zurükgelangte. Und da nun Markgraf Ludwig Wilhelm ein sonderbares Verlangen nach dem Besize der kleinen Veste gezeigt und sowol während der Fridensverhandlungen im Haag, als bei der Reichsversammlung zu Regensburg seine Schritte darum gethan hatte, so überließ ihm Leopold dieselbe [177]) „sowol zu einiger Satisfaction seiner im lezten Kriege treu geleisteten Dienste, als zum Ersaze seiner durch das Fort Louis an Rheininseln und Ufergeländen erlittenen Schadens."

Aber welch' ein bitterer Apfel für das Haus Baden-Baden war in der Folge diser Erwerb! Denn da Kaiser und Reich sich zu Kehl das Besazungsrecht vorbehalten, so wurde die Festung nicht allein im spanischen Erbfolgekrieg' durch Villars am 9ten März 1703 erobert und bis zum Badener Friden (1714) in feindlicher Hand behalten, sondern hierauf auch der Gegenstand heftiger Irrungen zwischen der Markgräfin Witwe und dem Kommandanten von Rot.

Es handelte sich zunächst um einen kostspiligen Rheinbau zum Schuze der Festung, wobei der Kommandant, auf den Befehl des Reichsfeldmarschalls gestüzt, die benachbarten Kreisstände so despotisch behandelte, daß sich dieselben an kaiserliche Majestät wenden mußten und aus der Angelegenheit ein höchst ärgerlicher Handel entstund.

Man hatte am baden-badischen Hofe die Ueberzeugung gewonnen, daß auch beim günstigsten Erfolge des verlangten Rheinbaues, und wenn dadurch die Festung selbst wider völ-

---

[176]) Rheinischer Antiquarius, worin S. 292 eine kurze Geschichte der Festung Kehl bis 1737 gegeben wird.

[177]) Akten hierüber von 1698; Sachs, bad. Gesch. III, 568.

lig in den alten Stand gesezt würde, dises weder dem Reiche, noch dem schwäbischem Kreise, noch dem markgräflichen Hause diejenige Sicherheit gewähren könne, welche das deutsche Publikum davon erwarte.

„Denn betrachtet man", hieß es, „die Situation und Gründung der Veste Kehl, so ist dieselbe von Frankreich gegen das Reich, blos zur Bedekung der Straßburger Brüke, erbauet worden, daher sie dem Reiche auch zu nichts dienen kann, als dise Passage zu hemmen, was aber beinahe gar keinen Wert hat, indem der Feind ober- und unterhalb Kehl genugsame Gelegenheit findet, den Rhein zu passieren und die disseitigen Lande, troz der Festung, in Contribution, Verwirrung und Schaden zu sezen."

„Auch vermag sich der Ort höchstens 8 Tage gegen einen Feind zu behaupten, wobei die Garnison in den Fall geraten kann, sich a discretion ergeben zu müssen, was doch der großen Kosten für dessen Unterhaltung während der Fridenszeit nicht wert ist. Daher derselbe Ort für keine Paß- oder Grenzfestung, noch vil weniger also für eine Schuzmauer der benachbarten Stände zu halten ist und keineswegs eine solch' teuere Beachtung verdient."

Trug nun das Haus Baden-Baden mit einigen andern Reichsständen auf die „Rasierung" von Kehl an, so stemmte sich der Herzog von Wirtenberg, als Reichsfeldmarschall und ausschreibender Fürst des schwäbischen Kreises, mit leidenschaftlichem Eifer dagegen, und veranlaßte auch den Prinzen Eugen, sich der gefährdeten „Grenzfeste" anzunehmen.

Nachdem aber die Sache durch öffentliche Drukschriften dafür und dawider [178]) vilen Lärm gemacht, wobei man

---

[178]) Wie der „Extractus an Ihro Kaiserl. Majestät, allerunterthän. Klag und Bitte der verwittibt. regierend. Markgräfin zu Baden-Baden contra Herrn Herzog zu Wirtenberg und den Commendanten der Veste Kehl Bar. v. Roth mit Beilagen", und die

einerseits von „falscher Ruhmredigkeit, unerhörtem Despotismus und unerträglicher Landesinvasion", andererseits von „schändlichen Scharteken und diffamatorischen Läster-Impressen" sprach; nachdem der weitschweifige Schriftenwechsel [179]) jahrelang gedauert und vilfache Kosten verursacht hatte, blieb es in der Hauptsache, ächt deutsch-reichisch — beim Alten.

Nur erhielt die markgräfliche Partei wenigstens die Genugthuung, daß der Kaiser 1730 gegen den Kommandanten von Rot eine Untersuchungs-Commission anzuordnen befahl. Denn von Erfolg war dieselbe nicht, da 1733 der polnische Erbfolgekrieg ausbrach und am Rheine wider seinen Schauplaz fand.

Gleich im ersten Feldzuge überschritt der Herzog von Berwick den Strom mit 42,000 Mann und ließ zunächst Kehl belagern. Die dortige Besazung war ziemlich stark und leistete tapfern Widerstand, wurde aber am 29ten Oktober, nach einer 14tägigen Belagerung, zur Uebergabe gezwungen. Die Veste verblieb nun in französischer Gewalt bis durch die Wiener Fridenspräliminarien von 1736 dem Kaiser und Reich alle verlornen Pläze wider eingeräumt wurden. Am 8ten Februar des folgenden Jahres übernahm der neu ernannte Kommandant, Graf Ludwig von Fürstenberg, dieselbe aus der Hand des französischen, Eines de l'Olmie [180]).

---

dagegen erschienenen „Standhaften Ursachen, warum des regier. Herrn H. zu Würtenberg hochfürstl. Durchl. das unter der Frau Margg. v. Baden Namen divulgirte sehr anzügliche Scriptum, die Koncurrenz zu der kaiserl. und Reichsveste Kehl und deswegen beschehene Execution u. s. w. betreffend, keineswegs zu beantworten der Würdigkeit zu seyn ermessen. Mit Beilagen."

[179]) Akten von 1723 bis 1730, mit den citierten Impressen.

[180]) Das Impressum: „Schreiben an eine hochlöbl. allgemeine Reichsversammlung zu Regensburg von dem kaiserl. General Feldmarschall-Lieutenant und Interims-Commandanten in Kehl, Landgrafen zu Fürstenberg, d. d. Kehl den 25. Febr. 1737, die von den Fran-

Um nun Willkürlichkeiten und Anmaßungen, wie sie unter dem General von Rot geherrscht, für die Zukunft vorzubeugen, veranlaßte der baden-badische Hof den Kaiser, in den Eid des neuen Kommandanten auch dessen Verpflichtung gegen den Eigentümer und Landesherrn der Festung aufnehmen zu lassen. Nicht ohne mehrfache Schwierigkeiten wurde dise Formalität durchgesezt, und sie scheint auch von Erfolg gewesen zu sein, da in den Kehler Acten keine Irrungen mehr vorkommen, wie jene rotischen gewesen.

Klagen des Kommandanten aber ergiengen von Zeit zu Zeit. „Der Rhein gefährde die Festung", hieß es in den 40 und 50er Jahren; „die Werke derselben seien gar übel zerfallen und bedürfen einer Reparatur höchst notwendig" [181]). Wirklich auch hatte die längere Fridenszeit so einschläfernd gewirkt, daß nicht allein im Festungsgebiete üppige Graspläze sich bildeten und in den Gräben kleine Gärtlein angelegt wurden, sondern daß man auf den Kreistagen sogar die „völlige Evacuation" der Veste betrieb.

Und obgleich der Kaiser „in diser voreiligen Evacuation einen ungemeinen Nachteil zu des Reiches Ehren erblikte, anderer Folgen davon zu geschweigen", so sezte der Herzog von Wirtenberg die Kehler Besazung dennoch auf eine geringe Zal herab und verhandelte schon darüber, wie das eichene Gebälke der Kasernen und die Quadersteine der Basteien nach Philippsburg zu verbringen wären. Ja, von 1757 an befand sich nur noch ein Feldwaibel mit fünfzehen Mann als Besazung zu Kehl!

Unter solchen Umständen war es möglich, daß große Miß-

---

zosen evacuirte und von denen Kaiserl. und Reichstruppen übernommene Veste Kehl betr. Mit Beilagen."

[181]) Schon 1739 hatte man zu Regensburg einberichtet erhalten, „in welch' deplorablen und fast gänzlich ruinosen Umbständen" sich die Festung befinde.

bräuche im Orte einrissen; daß man Steine aus den Mauern brach, die Gebäude beraubte und die Festungsmaterialien verschleppte. Nach einer erfolglosen Untersuchung hierüber zog der schwäbische Kreis seine Mannschaft vollends zurük und trug darauf an, die zu Kehl dem Reiche gehörigen Gebäude und Festungswerke niderzureißen und einer öffentlichen Versteigerung auszusezen.

Hiegegen erhob der baden-badische Hof eine lebhafte Einsprache — ganz im Widerstreite mit seiner früheren Ansicht. Aber es hatten sich die Verhältnisse von Kehl inzwischen auch sehr geändert, wie uns folgende aktenmäßige Darstellung [182]) belehrt.

„Das markgräfliche Haus genoß die Wirkung jener Gesinnungen, welche ihm den Besiz der Veste Kehl verschafft hatten, nicht sehr lange. Denn gar bald veranlaßten die Einbrüche des Rheines und die deswegen erforderlichen Bauten einen Kostenaufwand, welcher mit den Nuzungen des Lehens in keinem Verhältnisse stund. Hiezu kam sodann die Zurüknahme der Kreismannschaft aus der Festung, was den Markgrafen nötigte, eine eigene Besazung daselbst zu unterhalten. Und endlich stürzten mehrere Gebäude über ihren Gewölbern zusammen, während die übrigen einem ähnlichen Zerfalle entgegensahen."

„Aber alle Bemühungen, den schwäbischen Kreis zu einem Beitrage für die Unterhaltung der ruinosen Werke zu bestimmen, waren vergeblich. In diser Lage blieb dem markgräflichen Hofe nichts übrig, als auf eine Entschädigung anderer Art zu denken. Er ließ mehrere Commerzial-Versuche anstellen und widmete hiezu — auf Glük und Gefahr hin, abermals namhafte Summen."

„In Folge diser Verwendung erblühte nun zu Kehl ein

[182]) Promemoria für den baden-badischen Gesandten bei der Reichsversammlung, Baron v. Schneid, vom 24ten Aug. 1771.

weit größerer Handel und Wandel, als man in einem so engen Umkreise vermuten sollte. Die noch übrigen Gebäude wurden vor weiterem Schaden gesichert, und das Leben überhaupt sichtbar verbessert."

„Konnte es daher mit Recht und Billigkeit vereinbarlich sein, jene Berechtigungen, welche sich ursprünglich, nach dem eigenen Ausdruke des Reichsgutachtens von 1698, auf unsterbliche Verdienste gründeten, dem baden-badischen Hause, da selbes, nach einem Aufwand so viler Kosten, erst angefangen, die Früchte seiner Verbesserungen zu ärnten, ohne weiteres zu entreißen?"

Auf dise Einsprache scheint nun zwar die Versteigerung der Veste unterbliben zu sein [183]; aber der ausbrechende Revolutionskrieg fand sie gleichwol in völlig verkommenem Zustande. „Den kleinen Schleichhandel mit Straßburg abgerechnet, schrieb Risbeck schon 1780, „hat Frankreich von der sogenannten Vestung Kehl nichts zu befürchten; über die verfallenen Werke aber behauptet das gesammte Corps des heiligen römischen Reiches eifersüchtig seine Gerechtsame" [184].

Indessen hatte sich aus den verschidenen Ansidelungen zwischen den verlassenen Wällen eine kleine Stadt gebildet — leider jedoch blos, um eines der ersten traurigen Opfer jener wilden Kriegszeit zu werden.

„Das abscheuliche Bombardieren der Franzosen", berichtete der kehlische Amtmann unterm 16ten September 1793 an den Markgrafen Karl Friderich [185], „gegen unsere Stadt und

---

[183]) Die Akten unter der Bezeichnung: „Kehl, Vestungs-Sachen, die Evacuationen, Besizergreifungen u. s. w. betreffend", in 10 Heften, aus welchen die bisherige Schilderung entnommen wurde, schließen schon mit dem Jahre 1771.

[184]) Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland, 1784. I, 18.

[185]) In den Akten: „Die Beschießung der Stadt und des Dorfes Kehl, und die Unterstüzung der dabei Verunglükten betreffend, von 1793 bis 1800."

Vestung fieng den 12ten früh' Morgens um 5 Uhr mit aller Heftigkeit an und dauerte bis den 14ten ununterbrochen fort, worauf es bisher ziemlich nachgelassen. Das Haus neben dem holen Thor und das Gebäude der evangelischen Kirche gerieten zuerst in Flammen, hernach das alte Zeughaus, die Füselier=Kaserne und das Gouvernement."

„Ueberall war an keine Rettung zu denken, und bald ergriff das Feuer noch mehrere Häuser der Stadt. Die Kehler haben sich größtenteils mit Sack und Pack in die benachbarten Dörfer gerettet, und wenn den Diebstälen der Besazungsmannschaft hätte gesteuert werden können, so würde der Verlust noch nicht sonderlich groß sein, obwol der ganze Ort wie eine Einöde aussieht."

Für die Verunglükten und Beschädigten wurde sofort eine Sammlung milder Beiträge veranstaltet, deren Ergebniß noch nicht völlig verteilt war, als eine neue Gefahr über das arme Kehl hereinbrach — der bekannte Rheinübergang der Franzosen während des 23ten und 24ten Juni 1796 unter General Moreau [186]).

Eine nächste Folge desselben war die Widerherstellung der alten Festungswerke durch französische Ingenieure, wobei eine große Anzal von Häusern in Gefahr stunden, dem Befestigungsplane geopfert zu werden. Kam es indessen damit auch nicht zum Aeussersten, so brachte nach dem moreau'schen Rükzuge die Belagerung Kehls durch den Erzherzog Karl, vom 18ten September 1796 bis 9ten Jänner des folgenden Jahres [187]) noch größere Verluste über Dorf und Stadt. Hören wir einen Bericht [188]) aus diser Jammerszeit.

---

[186]) Pahl, Materialien zur Gesch. des Krieges in Schwaben im Jahre 1796. Uebergang der Franzosen bei Kehl, S. 26.

[187]) Daselbst, die Belagerung von Kehl durch die Armee des Erzherzogs Karl, S. 457.

[188]) Ausgezogen aus den Kehler Amtsberichten vom 26ten Sep=

„Das Elend der unglüklichen Kehler ist auf's Aeusserste gediehen. Man ist abscheulich mit ihnen verfahren. Die meisten Bürger haben sich nach Straßburg geflüchtet, und im Dorfe Kehl brannten die Franzoseu nach und nach alle Häuser (mit Ställen und Scheunen gegen 400 Gebäude) nider, und beinahe 2000 Menschen wurden dadurch in die verzweiflungsvollste Lage gestürzt. Ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne alle Habseligkeiten irren sie umher und erbetteln unter Thränen von ihren Mitmenschen einen Bissen Brot und eine notdürftige Unterkunft."

Die Regierung war in der größten Verlegenheit, wie sie solchem Elende nur einiger Maßen abhelfen könne; denn der bisherige Krieg hatte schon beinahe alle Mittel verschlungen und noch erfolgten neue Feldzüge im Rheintal', welches von jeher ein Schauplaz der Verheerungen gewesen.

Im Feldzuge von 1797 befand sich bei dem endlich gewonnenen Kehl eine starke Truppenabteilung; aber Moreau brachte die Feste dennoch wider in seine Gewalt, wodurch die wenigen Bewohner mit Einlagerungen beinahe erdrükt wurden, bis der Kommandant Berthier es vermittelte, daß man die Mannschaft in die Kasematten und Pulvertürme verlegte. Außerhalb der Festung hausten die Franzosen jedoch in ihrer alten Weise und die meiste Saat, welche in den Bännen von Kehl und Sundheim während der Kriegsläufe hatte angebracht werden können, gieng durch Lager- und Schanzarbeiten wider elend zu Grunde.

„Vor dem Ausbruche des Krieges", sagt ein amtlicher Bericht vom 24ten April 1800[199]), „gehörte die Gemeinde Kehl

tember, 4ten November und 8ten Dezember 1796, wie aus einer Bittschrift der Kehler vom 11ten September 1797.

[199]) „Unterthänigst. Bericht zur Supplic der Gemeindsvorgesezten zu Kehl und Sundheim um gnädigste Abhilfe in ihrer Noth. Lahr, den 24ten April 1800. Langsdorf", in oben bezeichneten Akten.

zu den blühendsten der ganzen Gegend. Sie zälte in 400 Häusern beinahe eben so vile Bürger, deren hauptsächlichster Nahrungszweig die Flözerei und der Holzhandel waren. Durch den Krieg zerfiel dises Gewerbe, während die schönsten Felder verwüstet und die Rheinwerde abgeholzt, die Wonungen ausgeplündert und der Viehstand vernichtet wurde."

„Die Belagerung zwischen 1796 und 97 hatte das Dorf all' seine Häuser gekostet, und nachdem, durch den Friden von Campoformio und den Congreß zu Rastatt verführt, vile Unterthanen sich zu Kehl wider angesidelt und neue Häuser erbaut, mußten dieselben bei dem wider ausbrechenden Kriegsgewitter um ein Spottgeld auf den Abbruch versteigert werden. Von allen Familien sind nur 37 in der Heimat gebliben und 25 wohnen zu Sundheim, die übrigen Kehler fanden in den benachbarten Orten eine Unterkunft oder ziehen dis- und jenseits des Rheines als Bettler umher."

Der Leser erläßt es mir, dises traurige Gemählde weiter auszuführen. Wenden wir das Auge von demselben auf die Gegenwart, um zu bewundern, was aus der beinahe vernichteten Gemeinde während einer halbhundertjährigen Fridenszeit wider werden konnte. Es lebt eine unverwüstliche Tribkraft in unseren Bevölkerungen, wo sie von günstigen Lagen und Verhältnissen nur einiger Maßen unterstüzt werden. Ein so rühriges, ausdauerndes, aufopferungfähiges Volk aber verdienet wol die Achtung und eine darauf gegründete väterlich weise Teilnahme des Fürsten und seiner Regierung.

Nachdem unser Dämpfer zu Kehl mehrere seiner Gäste an's Land gesezt und etliche andere dafür aufgenommen, gieng es freudig weiter. Die Stralen der Mittagssonne nötigten mich, auf dem Verdeke da und dort Schatten zu suchen, weil ich die Kajüte wegen ihres diken Speisedunstes gerne

vermied. Das Unbehagliche diser Lage wurde mir indessen durch den Gedanken leichter, daß es nun auch meinem (endlich sehr ersehnten) Landungsplaze schnell entgegen gehe.

Man erreichte die Maximilians-Au während des besten Nachmittages. Mit erwartungsvoll bewegtem Herzen sprang ich an's Ufer, wo Frau und Freunde meiner harrten. Wir begaben uns in eine der Schänkhütten, welche damals noch, vom Brükenbaue her, ländlich gastlich am Gestade lagen. Silberhell erklangen die Gläser zum glüklichen Willkomm und die Herzen tauschten munter gegen einander aus, was jedem am nächsten lag.

Mit behaglichem Selbstgefühle nahm ich die Bemerkungen hin, wie auffallend mich dise Reise zu meinem Vorteil' verändert habe. Ich fühlte auch selber, da meine Schritte den Weg in's alte Geschäftsleben nun wider betraten, den wolthätigen Einfluß, welchen der längere Umgang mit der freien Natur und die freie Bewegung in so vilfach wechselnder Gesellschaft auf mich geübt.

Aber nicht allein an Leib und Seele erfrischt, ich kehrte auch mit einem reich erregten Geiste und mit einem Schaze neuer Landeskenntniß nach Hause.

Das Leben im Komtoir, in der Kanzlei und Studierstube hat Etwas in seinem beschränkten Kreise, was den ruhigen, ihm fleißig ergebenen Mann vom wahren Lebenswesen mehr und mehr entfernt, und seine Fähigkeit, dasselbe zu verstehen und zu genießen, allmählig abstumpft. Es ist daher eine natürliche Aufforderung für solche Leute, jegliche Gelegenheit zu ergreifen (wo es ohne Beeinträchtigung ihrer Berufspflicht geschehen kann), um möglichst oft mit der Natur und Gesellschaft zu verkehren.

Ueberhaupt, wer ein geistig gewandter, umsichtiger, practischer Mann werden und bleiben will, der muß hinaus in's Leben, und darf sich nicht scheuen, mit Allem umzugehen, was nicht unehrenhaft und unerlaubt ist. Denn es

reichet nicht hin, aus Büchern [200]) ein reiches Wissen geschöpft zu haben, man muß auch durch eigene Erfahrung noch Etwas wissen und können!

Vollends unerläßlich aber ist der Umgang mit der Natur und Gesellschaft für den Schriftsteller, wenn er irgendwie etwas Tüchtiges leisten will. Wie mißlich es — auch mit den geistreichsten Schriften aussieht, welche nur inner den Wänden der Studierstube erzeugt worden, lehret uns jeder Tag.

Hat nun überdis ein Schriftsteller sein Land und Volk zum Gegenstande gewählt, so würde er ohne „Fahrten und Wanderungen" durch alle Teile desselben — darüber schreiben, wie der Blinde über die Farben. Und dennoch gibt es Leute, welche da glauben, von ihrem Bücherschranke aus eine Landesgeschichte lifern zu können.

---

[200]) War's nicht für Deutschland das größte Unheil, daß seine Gelehrten so lange und so vorherrschend nur auf Dasjenige, was ihnen die Bücher boten, einen Wert gelegt, das lebendige Wissen und Können aber, den nächsten Wissensstoff im Land' und Volke — blind übergangen oder dünkelhaft verachtet haben? Diser Abweg führte nicht allein dazu, daß vil Tüchtiges und Practisches allmählig verloren gieng, sondern auf ihm gelangte man namentlich in der Gesezgebung, Sittenpolizei und Staatsökonomie zu jenen unseligen Systemen, welche einen so traurigen Bankerut zur Folge gehabt.

Von

Karlsruhe nach Tiengen.

1847.

Inhalt.

Weg bis Rastatt; Veränderungen der dortigen Umgebung durch die Festungswerke, Wert der Eichenwaldungen und Schweinezucht im Mittelalter. Fahrt nach Offenburg und Besuch des Schlosses zu Ortenberg; Baurat Eisenlohr, der ortenbergische Hexenstul. Fahrt nach Freiburg. Das Jägerhäuslein, Jacobi und seine Frau; die schöne Katharine aus dem Münstertale. Fußwanderung über Neustatt (die Schwarzwälder Tannenhaine), Lenzkirch und Rothaus. Entstehung diser Brauerei. Weg nach Tiengen (Aussicht beim neuen Haus). Jugenderinnerungen, Archivrat Leichtlin. Vergleich zwischen den Nachbarstädten Tiengen und Waldshut.

Rastatt.

Nachdem ich das Kletgau [1]) mit seiner ehemaligen Hauptstadt, meinem freundlichen Geburtsorte, gar lange nicht mehr gesehen, drängte mich's im Jahre 1847 unwiderstehlich, die liebe Heimatluft wider einmal zu genießen und die Erinnerungen aus der ersten Jugendzeit neu in mir zu beleben. Ich sezte mich daher eines schönen Augustmorgens mit meinem Reisetäschlein und den „Episoden" der Frau Brun [2]) auf die Eisenbahn, um zunächst bei Offenburg meinen Bruder, alsdann die Freunde in Freiburg zu besuchen, und von dorten aus eine Fußwanderung über den Schwarzwald nach Tiengen zu machen.

Es befanden sich wenig' Leute neben mir im Wagen, ich konnte daher einen bequemen Plaz wählen und mich ruhig dem Betrachten der Gegenden überlassen, welche unser Bahnzug durchschnitt. Da dieselben aber noch sehr uninteressant waren, griff ich bald nach meinem Buche und begann die „Reise von Darmstadt über Heidelberg und Freiburg nach Basel und der Schweiz."

---

[1]) Ich sage hier das Kletgau, weil man im Volksmunde den von alten Gauen unter deren Namen noch übrig geblibenen Landschaften gewönlich dises Geschlechtswort gibt, wie das Hegau, das Breisgau, das Kraichgau.

[2]) „Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, durch die Schweiz und Italien von 1801 bis 1805. Zürich, 1806."

„Der Weg von Karlsruhe nach Rastatt“, heißt es in diser lieblichen Beschreibung, „führet durch eine fünf Stunden lange prächtige Pappel-Allee. Die hohen grünen Wände schwankten, während unten Alles still war. Durch die Zwischenräume erblickten wir eine fruchtbare Ebene und hinter ihr die nidern Vorberge des Schwarzwaldes, über welche hohe dunkle Gipfel emporsteigen. Da sind ganze Höhengruppen mit Bergwisen, Tannen- und Eichenwäldern üppig bedeckt; rechts aber dehnen sich sorgfältig angebaute Ländereien aus, durch welche ungesehen, zwischen tiefen mit wucherndem Gehölze bewachsenen Ufern, der Rhein strömt, und ferne erscheinen die Vogesen wie blau in blau getuscht.“

„Das merkwürdige Rastatt besizt eine höchst anmutige Lage. Besonders schön ist die Aussicht von der nordwestlichen Terrasse des Schloßgartens, wo die ganze weit aufgeschlossene Gegend, episodisch in reizende Gemählde geteilt, im Style italienischer Landschaften sich darstellt. Zunächst ligt ein frischer Eichwald, zu welchem der angenehmste Fußpfad neben einem rauschenden Bache einladend hinführt. Schöne Pappelngruppen bezeichnen die Pläze zierlicher Landhäuser, und das mahnte mich an jene Gegend bei Rom, welche man vom Balkone der Villa Albani erblikt. Auch fehlte der alte Algidus nicht; er erschien mir in dem üppig bewaldeten Berge, welcher sich zu unserer Rechten erhob — und links öffnete sich in den felsigen Vorbergen des Schwarzwaldes die tiburtinische Ferne.“

Während ich dise beredte Schilderung las, hatten wir uns dem „merkwürdigen Rastatt“ eben auch genähert. Ich blikte auf — wo waren die prächtige Pappel-Allee, der frische Eichenhain, die niedlichen Landhäuser? Ein ganz anderes Bild begegnete meinem Auge. „So ändern sich die Dinge“ dachte ich und spähte nach den neuen Festungswerken, welche sich aus der kalgeschorenen Ebene da und dort erhoben.

Alle Reisebeschreiber früherer Zeit, welche Rastatt berühr-

ten, sprechen von dem Stolze der dasigen Waldungen. Ich habe dieselben auch noch gesehen und mich der Augenwaide ihres mächtigen Laubwerkes, der Labung ihres heiligen Schattens erfreut. Da grünten Eichen von urwaldlicher Größe — es war eine Pracht. Unstreitig gehört der Verlust diser Waldungen zu dem Empfindlichsten, was die gute Stadt, seit sie zur Festung geworden, schon erleiden mußte.

Immer hat es mich mit einer gemischten Empfindung von Schmerz und Aerger erfüllt, daß wir im Lande mehr und mehr unsere Eichenwälder verlieren. An so manchen herrlichen Hain uralter Eichen erinnere ich mich, welcher jezt als verstümmeltes Gehölze erscheint oder völlig verschwunden ist. Es beschleicht mich bei diser Betrachtung ein gewisses unheimliches Gefühl, indem sie noch auf andere Dinge führt, welche ein schlechter Trost für die Aussicht in unsere Zukunft sind.

Im Mittelalter waren die Eichenwaldungen von der größten Bedeutung. Sie bildeten meistens Allmenden, welche den Gemeinden nicht allein das nötige Taugen-, Stecken-, Bau- und Brennholz liferten, sondern auch ein jährliches, selten gänzlich mißratenes Eckerich [3]. Dises leztere machte es dem Landmanne möglich, eine besonders große und gute Schweinezucht zu treiben. Welchen Wert aber dieselbe für die damalige Landwirtschaft und das damalige Bauernleben gehabt, besagen uns die alten Urkunden, worin vile genauen und ausführlichen Bestimmungen über die Eichelmast enthalten sind. Wenn wir lesen, daß ein Schweinehirt oft 500 Stüke unter sich hatte, deren je 70 von einem besondern Knechte geführt wurden [4], so gibt das einen ziemlichen Begriff von

---

[3]) Wird von Eichkern (angelsächs. *accorn*, glans) hergeleitet und bedeutet die gefallenen Eicheln, wie die Eichelmastung der Schweine. Das Wort wurde auch auf die Bucheln übertragen (Bucheckerich, Bucheckert).

[4]) Vergl. Zeitschrift für Gesch. des Oberrh. III, 402, 409.

dem mittelalterlichen Betribe dises wichtigen Zweiges der Viehzucht. Jezt hängt er von den Kartoffeln ab.

Zu Rastatt boten der Brufhard, der Ober- und Niderwald einen großen und reichen Bezirk für die Eichel- und Büchelmastung, daher die Gemeinde bis in spätere Zeiten herab eine sehr starke Schweinezucht getriben. Die Regierungs- und Stadtbehörde waren auch sorglichst auf die Erhaltung diser Wälder und ihrer Nahrungsfähigkeit bedacht. Die Eichen und Buchen, wie die wilden Birn- und Apfelbäume, durften als gebannte Hölzer ohne besondere Erlaubniß nicht gehauen, und mußten immer sorgfältig wider nachgepflanzt werden.

Die Eichen hieb man „ihrer Köstlichkeit und des tragenden Eckerichs wegen" nur wenn sie windfällig oder gipfeldörrig waren, daher wenig Eicheln mehr trugen. Das Waldertrügniß wurde also nicht allein nach dem Holze, sondern ebenso nach dem Nuzen berechnet, welchen die „armen Leute" (oder der gemeine Mann) während des langen Lebens einer Eiche aus ihrer Frucht zogen [5]).

Ortenberg.

Nachdem unser Zug wider flott geworden, begleitete ich meine reisende Freundin nach Baden und genoß mit ihr in Gedanken alle Herrlichkeiten dises wundervollen Erdenwinkels. „Wir konnten es nicht müde werden", hieß es weiter, „uns in dem glüklichen, von den Drangsalen des Krieges ziemlich verschont geblibenen Lande zu fühlen. Die Gegenden und Lagen blieben immer reizend; die überschwängliche Fülle der Obstbäume, welche die Wisen und die Heerstraße beschatten,

[5]) Professor Eisinger in seinen trefflichen „Beiträgen zur Topographie und Geschichte der Stadt Rastatt, 1854", S. 37.

deren frischer Wuchs die Zeit des guten Markgrafen bezeichnet; die reichen Weinberge und die Ferne der wilden Gebirge — dises schöne Gemählde besizt als höchsten Reichtum einen schönen und kraftvollen Menschenstamm, welchem Glük und Gesundheit aus allen Zügen sprechen."

„Aber ach, wie veränderte sich die Scene! Wir kamen in die Nähe von Straßburg, nach Appenweiler. Diser Ort war voll blutiger Kriegsspuren, da er die sechs Uebergänge der Franken über den benachbarten Rhein schwer empfinden mußte. Die Bewohner der Gegend scheinen fest und innig an Oesterreich zu hängen — möchte das schöne Land, das treue Volk doch deutsch verbleiben"!

„Auf dem Wege von Appenweiler nach Offenburg nähert man sich dem Gebirge wider, welches die Kette des Schwarzwaldes ist, jenes ehrwürdigen herzinischen Waldes, wovon Plinius und Tacitus mit so geheimnißvollem Grauen reden. Furchtbar und unheilbringend war er einst den römischen Legionen — warum verblieb ihm die Kraft nicht, den Uebermut von Welteroberern auch heute noch zu dämmen?"

„Offenburg ligt sehr angenehm. Die Kinzig, ein schnelles und volles Bergwasser, strömt an der Stadt vorüber. Sie kommt aus einem großen Tale, welches siben Stunden lang schöne Rebenabhänge schmücken, und wo die höheren Berge sich in Viehwaiden und Alpen verlieren. Die Fernsicht in dises Tal voll hellgrüner Hügel und waldiger Bergrüken, welche von der Sonne sanft beschinen wurden, war herrlich. Rechter Hand aber, ganz im Westen, stiegen immer massiger die Vogesen empor, und vor uns glaubten wir in weiter Ferne den langen blauen Rüken des Jura zu erkennen."

Als ich hier aufblikte von meinem Buche, fiel mir schon der schlanke Offenburger Kirchturm in's Auge, und nach wenigen Minuten hatten wir den Bahnhof erreicht. Ich erfrischte mich ein wenig in Pfälers freundlicher Restauration, wo sich eine muntere Gesellschaft etliche Flaschen Ortenauer

dem mittelalterl… Viehzucht. Je… Zu Rast… wald einen … Büchelmast … herab ein … gierung… haltun… Die … bäu… ni… g…

sehr verwildert wurden ließ. Ich entrann aber diser Verführung und eilte Ortenberg zu, um dem dortigen Schlosse, an welches mich so manche Erinnerung knüpft, einen kurzen Besuch abzustatten.

Noch hatte ich aus früherer Zeit das Bild der alten Veste deutlich vor der Seele und es that mir gewissermaßen wehe, die ehrwürdigen grauen Trümmer nicht mehr zu finden. Ihre glänzende Erneuerung erwekte aber gleichwol meine Teilnahme um so lebhafter, als der Plan dazu von einem meiner Jugendfreunde hergekommen. Eisenlohr hatte ihn entworfen, und ich war begierig, seine Ausführung kennen zu lernen, wobei mir einige Schreiner-Arbeiten, welche mein Bruder geliefert, noch ein weiteres Interesse boten.

Befridigte mich nun aber das Einzelne des stattlichen Baues in hohem Grade, so mußte ich mir und meinem Freunde doch gestehen, daß im Ganzen die Gruppierung und Haltung der verschidenen Gebäulichkeiten nicht so glüklich beschaffen sei, um auf das Auge die imposante Wirkung zu machen, welche man bei einer solchen Lage und mit solchen Mitteln hätte erreichen können. Eine Ursache dises mindern Eindruks ligt aber wol auch in dem Umstande, daß die Schloßgebäude keine Dächer nach deutscher Weise haben, was noch in anderer Beziehung ein großer Mißstand ist.

Denn die Nachahmung italienischer Bauten ist in Deutschland, am Fuße des Schwarzwaldes, wo der Schnee schuhetief auf den Plateaus ligen bleibt und das Schneewasser in alle Fugen dringt, eine ebenso schädliche als lächerliche Sache. Unsere alten Baumeister bedachten dise Tüken des Winters ganz besonders, und ihre starken, kühngehobenen Dächer schüzten nicht nur die Gebäude vortrefflich, sondern vermehrten auch die Mächtigkeit ihres Ansehens.

Höchst wolthuend indessen wirkte es auf mich, die Räume eines sonst so schönen Baues zu durchschreiten, dessen Entwurf eine späte Frucht von Stunden war, welche ich mit dem

Verfasser einst am Zeichenbrette zugebracht — Stunden der liebsten, uns damals brüderlich verbindenden und gegenseitig bildenden Beschäftigung [6]).

Nun ist diser als Mensch und Christ, als Gatte und Vater, als Mann und Lehrer seines Faches so treffliche Freund von der Hand des Todes hinweggenommen; aber die ehrenvolle Erinnerung durch seine Schüler und seine Werke wird das kurze Dasein eines Menschenlebens wol noch lange überdauern [7]).

Als ich den Ortenberg wider verließ, warf die Sonne, zwischen zwei Wolkenbergen hervor, ein eigentümliches Licht auf die Schloßgebäude, deren frische Sandsteinmauern im freundlichsten Hellrote erglänzten. Dises liebliche Schauspil aber rief mir seinen Gegensaz — das Bild des alten Steines vor die Seele. Nicht das Bild jener ehrwürdigen Reichsburg, wie sie Kaiser Ludewig 1334 an den Markgrafen von Baden verpfändet, sondern das traurige aus dem 16ten und folgenden Jahrhundert', wo der Wahn des Herenglaubens die Mauern der Veste mit seinen Opfern beflekte.

Auf dem Ortenberge befand sich damals der große Herenstul — das heißt die Inquisitions- und Folterkammer für die unglüklichen Weibsbilder der österreichischen Ortenau, welche jenem unbegreiflichen Wahn' zur Beute fielen.

Sechs Actenbünde aus der alten ortenbergischen Kanzlei ligen vor mir, von der Hand des Archivares Maldoner überschriben mit: „Constituta, Bekanntnusse und Urpheden derer Hererei halber justificiert wordenen Personen." Dise

---

6) Wir wetteiferten in der edelsten Weise mit einander, und Eisenlohr entschied sich damals schon für das Baufach.

7) Freudigst überraschte es mich neulich, in der Werkstätte eines mir befreundeten Künstlers, Schlegels von Meßkirch, eine Medaille und eine Büste des Hingeschidenen zu finden, deren Betrachtung mir alle Erinnerungen an ihn lebhaft wider erneuerte.

sehr verführerisch munden ließ. Ich entrann aber diser Verführung und eilte Ortenberg zu, um dem dortigen Schlosse, an welches mich so manche Erinnerung knüpft, einen kurzen Besuch abzustatten.

Noch hatte ich aus früherer Zeit das Bild der alten Veste deutlich vor der Seele und es that mir gewissermaßen wehe, die ehrwürdigen grauen Trümmer nicht mehr zu finden. Ihre glänzende Erneuerung erwekte aber gleichwol meine Teilnahme um so lebhafter, als der Plan dazu von einem meiner Jugendfreunde hergekommen. Eisenlohr hatte ihn entworfen, und ich war begierig, seine Ausführung kennen zu lernen, wobei mir einige Schreiner-Arbeiten, welche mein Bruder gelifert, noch ein weiteres Interesse boten.

Befridigte mich nun aber das Einzelne des stattlichen Baues in hohem Grade, so mußte ich mir und meinem Freunde doch gestehen, daß im Ganzen die Gruppierung und Haltung der verschidenen Gebäulichkeiten nicht so glüklich beschaffen sei, um auf das Auge die imposante Wirkung zu machen, welche man bei einer solchen Lage und mit solchen Mitteln hätte erreichen können. Eine Ursache dises mindern Eindruks ligt aber wol auch in dem Umstande, daß die Schloßgebäude keine Dächer nach deutscher Weise haben, was noch in anderer Beziehung ein großer Mißstand ist.

Denn die Nachahmung italienischer Bauten ist in Deutschland, am Fuße des Schwarzwaldes, wo der Schnee schuhetief auf den Plateaus ligen bleibt und das Schneewasser in alle Fugen dringt, eine ebenso schädliche als lächerliche Sache. Unsere alten Baumeister bedachten dise Tüken des Winters ganz besonders, und ihre starken, kühngehobenen Dächer schüzten nicht nur die Gebäude vortrefflich, sondern vermehrten auch die Mächtigkeit ihres Ansehens.

Höchst wolthuend indessen wirkte es auf mich, die Räume eines sonst so schönen Baues zu durchschreiten, dessen Entwurf eine späte Frucht von Stunden war, welche ich mit dem

Verfasser einst am Zeichenbrette zugebracht — Stunden der liebsten, uns damals brüderlich verbindenden und gegenseitig bildenden Beschäftigung [6]).

Nun ist diser als Mensch und Christ, als Gatte und Vater, als Mann und Lehrer seines Faches so treffliche Freund von der Hand des Todes hinweggenommen; aber die ehrenvolle Erinnerung durch seine Schüler und seine Werke wird das kurze Dasein eines Menschenlebens wol noch lange überdauern [7]).

Als ich den Ortenberg wider verließ, warf die Sonne, zwischen zwei Wolkenbergen hervor, ein eigentümliches Licht auf die Schloßgebäude, deren frische Sandsteinmauern im freundlichsten Hellrote erglänzten. Dises liebliche Schauspil aber rief mir seinen Gegensaz — das Bild des alten Steines vor die Seele. Nicht das Bild jener ehrwürdigen Reichsburg, wie sie Kaiser Ludewig 1334 an den Markgrafen von Baden verpfändet, sondern das traurige aus dem 16ten und folgenden Jahrhundert', wo der Wahn des Herenglaubens die Mauern der Veste mit seinen Opfern beflekte.

Auf dem Ortenberge befand sich damals der große Herenstul — das heißt die Inquisitions- und Folterkammer für die unglüklichen Weibsbilder der österreichischen Ortenau, welche jenem unbegreiflichen Wahn' zur Beute fielen.

Sechs Actenbünde aus der alten ortenbergischen Kanzlei ligen vor mir, von der Hand des Archivares Maldoner überschriben mit: „Constituta, Bekanntnusse und Urpheden derer Hererei halber justificiert wordenen Personen." Dise

---

6) Wir wetteiferten in der edelsten Weise mit einander, und Eisenlohr entschied sich damals schon für das Baufach.

7) Freudigst überraschte es mich neulich, in der Werkstätte eines mir befreundeten Künstlers, Schlegels von Meßkirch, eine Medaille und eine Büste des Hingeschidenen zu finden, deren Betrachtung mir alle Erinnerungen an ihn lebhaft wider erneuerte.

traurigen Denkmahle des Aberglaubens reichen von 1557 bis 1652. Der erste Bund, welcher einen Zeitraum von 40 Jahren umfaßt, enthält das Verzeichniß über 200 des Herenwerkes beschuldigte Weiber, sodann die Bekenntnisse von 20 derselben, worunter eine sich im Gefängnisse erhenkt und eine andere in den Schloßgraben gestürzt, endlich 10 Verurteilungen zum Scheiterhaufen, mit dem schreklich lakonischen Nachtrage: „Publiciert und exequiert. Gott sei ihrer armen Seele gnädig.“

Aber das 16te Jahrhundert war die rechte Wucherzeit für den Herenwahn noch nicht; erst mit dem folgenden trat sie ein, und unter den Ortenberger Herenakten ist der 5te Bund, welcher die zwei einzigen Jahre 1628 und 1629 umfaßt, der stärkste. Nicht weniger als 90 Witwen, Ehefrauen und Töchter zält er auf, welche gefänglich eingezogen und peinlich verhört worden [8]). Die Folter preßte dreisigen davon das Ja des Geständnisses aus [9]), worauf man dieselben zum Feuertode verurteilte, mehrere jedoch dahin begnadigte, zuvor mit dem Schwerte gerichtet zu werden.

Arme Menschheit, nachdem seit mehr als 3000 Jahren deine edelsten Geister in China, Indien, Griechenland und Rom, in der christlichen Kirche und im goldenen Zeitalter der wider erwachten Wissenschaft, sich unablässig bestrebt und abgemüht, durch Erforschung der Natur, durch die Lehren der

---

[8]) Ich seze das Verzeichniß der Wohnorte und Zalen diser Opfer hier bei: Achern 2, Appenweiler 22, sage zweiundzwanzig (worunter 2 Männer), Berghaupten 1, Bolsbach 3, Bühl 2, Ebersweiler 1, Feßenbach 5, Gamshurst 2, Hezental 1, Goldscheuer 2, Griesheim 2, Kittersburg 2, Offenburg 11, Ramsweiler 8 (worunter 1 Mann), Ortenberg 7, Riedle 1, Urlofheim 3, Waltersweiler 1 und Windschläg 2.

[9]) Das heißt: Schmerz und Verzweiflung brachten sie dazu, auf Inquisitionsfragen, die ihnen das Unsinnigste zumuteten, auf alle Gefahr hin ein „Ja“ zu jammern!

Liebe und Weisheit, das Reich der Vernunft und Humanität zu erweitern — war vor zwei Jahrhunderten der Hexenwahn in so furchtbarer Gestalt noch möglich!

Freiburg.

Von Ortenberg wanderte ich hinüber nach Elgersweiler [10]), einem Dörflein in der fruchtbaren Ebene zwischen der Kinzig, den nordwestlichen Ausläufern des Steinfirstes und der Landstraße von Offenburg aufwärts. Ich fand meinen Bruder und seine Familie in genüglichem Wolsein, verzehrte einen ländlichen Imbiß mit ihnen und eilte sodann nach Niderschopfheim, wo der Bahnzug mich wider aufnahm.

Die Wagen hatten sich inzwischen so gefüllt, daß mir keine Wahl des Sizes mehr blieb. Ich wurde von zwei Leuten, welche sich gerne zu trennen schienen, in die Mitte genommen und genoß das Vergnügen diser Gesellschaft, wovon der eine Teil keine Sylbe sprach, während der andere unaufhörlich nach den Oertlichkeiten der Gegend fragte, bis nach Kenzingen. Hier verließ uns der Schweigsame, dessen Rolle nun der Frager spilen mußte, da ein frisch Eingestigener durch sein lustiges, trollig wiziges Wesen die ganze Sizgenossenschaft ausschließlich beschäftigte.

So gelangten wir nach Freiburg. Ich machte zunächst einige Freundschaftsbesuche und bestieg sodann den Schloß-

---

10) Ich schreibe Elgersweiler, weil das „Weier" in so vilen ortenauischen Ortsnamen nur eine mundartliche Verkürzung ist. Die alten Urkunden haben z. B. Oricheswilare (Orschweier), Zunswilre (Zunsweier), Hofwilre (Hofweier), und noch sehr spät wurde Appenweiler, Nonnenweiler, Sandweiler geschriben. Elgersweiler stammt von dem Mannsnamen Alger und hieß ursprünglich Algereswilare.

berg, wo das Paradis der Aussicht jedem Ankömmlinge ein „Ah" der Bewunderung entlokt. Mein Herz genoß die Seligkeit des herrlichen Anblikes unter hundert vorüberschwebenden Erinnerungen.

Da umzog sich der Himmel im Nordwesten der Landschaft, und bald — welche Erscheinung der ewig thätigen Natur! Von den Gipfeln des Kaiserstules bis herüber zur Höhe des Hünensedels lagerte sich eine risige Wolkenbrüke in kühn gesprengtem Bogen, wohinter ein tiefes Grau die Gegend so dicht verhüllte, daß man die Hügel von Hecklingen und Riegel kaum noch unterschied. Vor diser Gewölkeslage aber, über der weiten Gegend bis an den Schün- und Brunnberg, lachte das heiterste Blau. Das ganze Bild hatte den Character erhabener Größe und wäre für den Pinsel eines Rottmann der herrlichste Stoff gewesen.

Des folgenden Tages erhob ich mich bei Zeiten, um mit meiner bisherigen Begleiterin das Frühstük auf dem Jägerhäuslein zu holen. Unbeschreiblich angenehm war diser Morgengang, entzükend die Idylle des klassischen [11]) „Winkels von Herdern", und die Aussicht von der lieblichen Anhöhe glich einem Blicke in's Paradis.

Nachdem ich Aug' und Seele daran gelabt, machte sich auch eine Stimme nach anderen Genüssen geltend. Es wurden Schwarzbrod, Butter', Honig und Bier bestellt, und neben dem köstlichen Inbisse die „Episoden" wieder aufgeschlagen [12]). Mit göthischem Behagen saß ich in meiner Laube, vom fridlichsten, frohesten Naturleben umspilt, und las die Stellen, welche uns Frau Brun über die breisgauische Hauptstadt in Folgendem mitteilt.

---

[11]) Angulus Harderianus bei den Klassikern aus der Zeit renatarum literarum, wie Erasmus u. d. gl.

[12]) „Reise von Darmstadt über Heidelberg und Freiburg nach Basel", im I Bande, S. 107.

„Wir erreichten durch eine große, schöne Ebene, links am Saume des hercynischen Waldes hin, das freundliche Freiburg, welches in neueren Zeiten allein durch seine reizende Lage und den lieblichen Liederdichter Jacobi noch namhaft ist. Unsere Herzen eilten dem Sänger der Unschuld und Liebe, dem Priester der Grazien freudig entgegen, und bald war er mitten unter uns."

„Jacobi ist ein Sechziger, bei seinem halbätherischen Wesen aber noch leicht und jugendlich von Gestalt und Bewegung. Ein Kind an argloser Einfalt und Güte, dabei mit einer reichen Fülle des Herzens und einem Geist' voll hoher Blike begabt, fesselte er uns sogleich durch disen rührenden Einklang. Er lebt sehr einsam, denn todt oder weit zerstreut sind die Freunde seiner Jugend und fern ist der geliebte Bruder. Der emsige, gelehrte Professor fühlt sich an der breisgauischen Hochschule, wo die Bücher verboten sind, oft als Fremdling in der Literatur seines Vaterlandes, zu deren Blühte er so ehrenvoll beigetragen."

„Doch wurde ihm ein süßer Trost zu Teil. Er fand ihn im Schoße der Natur. Auf den Höhen des Schwarzwaldes erblühte für ihn ungesehen eine liebliche Blume. Eine junge Hirtin fesselte durch Schönheit, unverdorbenen Sinn und hohen Geist den feingebildeten, alles Zaubers der edelsten Geselligkeit gewöhnten Mann. Geliebt und wider liebend gab sich das herrliche Naturkind ihm hin, um von seiner sanften Hand zu einem höhern Dasein geleitet zu werden."

„Alles an disem interessanten Wesen erscheint als originell, frei, unverstümmelt, wahr und kräftig. Jacobi fieng ihre Bildung mit der Bibel und den Alten in möglichst treuen Uebersezungen an, und wer es weißt, welch' ein Grieche er ist, wird fühlen, wie solch' eine Narung auf die junge Seele wirken mußte."

„An einem der ersten Septembertage begaben wir uns, nach dem Frühstüke bei Jacobis, mit der Hirtin in die

Berge, zunächst links von der Stadt, an dem hellen Bache hin, auf den Johannisberg. Leicht wie eine Gemse der Alpen gieng, sprang, kletterte sie voraus [13]), entzükt, die Scenen ihrer seligen Kindheit wider zu sehen und Bergluft zu athmen. Das Hirtenkind fühlte sich ganz in seinem Elemente, welches der treuen Gefährtin des Dichters, da er das Steigen nicht liebt, nur selten zu Teil wird."

„Bald erblikten wir das holdselige Tal, an dessen Ausmündung in die Ebene die Stadt Freiburg unter romantischen Bergen ligt. Reizende Baumgruppen und frische Quellenbäche zieren die grüne Fläche; an den sonnigen Bergabhängen hin ziehen sich vile Weingärten; auf der Schattenseite des Tales erheben sich die Berge in herrlicher Fülle mit Wäldern bedekt, und im Hintergrunde steigen die hellgrünen Alpen und dunkeln Tannenforste des Schwarzwaldes empor."

„Bei jeder Ruhestelle erzählte uns die muntere Führerin von ihrem einstigen Hirtenleben. Sie hütete die Zigenherde des Klosters St. Peter, dessen Angehörige sie war. Noch schlägt ihr das Herz, wenn sie an dise Jugendjahre, an die Spile mit ihren Zigen zurükdenkt. Das Mädchen war sehr schelmisch und machte sich zuweilen den Spaß, dem neckischesten ihrer Tiere ein Häubchen über den Kopf zu ziehen, worauf dasselbe, in der Meinung, daß es Nacht geworden, sich zur Ruhe legte und einschlief."

„Einsmals zog die Hirtin mit einer Wallfart nach Einsideln. Die Freude war groß, besonders auf dem Züricher See. Die Aeltern hatten ihr Geld zum Ankaufe von Amuleten und Rosenkränzen mitgegeben; aber der herrliche Schweizerkäse übertraf die schwarzwäldischen Zigenkäschen zu weit — die Batzen wurden vernascht! Als es nun zum Beichten

---

[13]) Die Frau Jacobi zälte damals (im Sommer 1801) ohngefähr 35 Jahre, während ihr Gemahl (geboren 1740) beinahe doppelt so alt war.

kam, war dise Näscherei die einzige Sünde, deren sich das unverdorbene Naturkind bewußt fühlte."

„Auf dem Johannisberge eröffnet sich nach zwei Seiten eine Aussicht von blendender Schönheit. Man überblikt das lange Tal hinter Freiburg und die prachtvolle Ebene gegen das Elsaß. Die Luft der Höhe war ätherrein und trug uns wie auf Flügeln. Wir gaukelten leicht und lustig der Führerin nach, als wären wir ihre alte Geisenherde."

„Durch wildes Gebüsche gelangten wir auf die andere Seite des Berges, wo sich rechter Hand eine Scene öffnet, wie nur die Natur und Poussin sie hervorbringen und darstellen. Ferne strömt der Rhein durch's weite Gefilde, wo Alles in Fülle und Segen ruht, bis die Elsäßer Alpen in heller Bläue sich am Horizonte erheben."

„Endlich galt es, die Heimkehr zu finden. Unsere Führerin hatte wol hinauf gewußt, aber nun verlor sich der Pfad. Nur ein Ausweg zeigte sich — durch eine haldige Bergwise nach dem nächsten Weinberge. Unmöglich jedoch war es, über den dürren, glatten Rasen abwärts zu steigen; wir rutschten und glitten Eines nach dem Anderen, unter nicht geringem Gelächter, hinab zu dem Rebenstüke. Hier aber empfieng uns die vollste Sonnengluht nnd wir suchten eiligst auf dem engen Fußsteige aus dem Weinberge zu kommen, als uns eine Schar von Männern mit Mistgabeln, Sensen und Stangen drohend entgegen trat."

„Unsere Führerin, welche wol wußte, wie hoch die Gährung der Gemüter durch die neuliche Besezung des Breisgaues mit französischen Truppen gestigen war [14]), überblikte schnell die ganze Gefahr, eilte muthig voran, dieselbe

[14]) Da der Herzog von Modena das Breisgau als eine zu geringe Entschädigung für sein verlornes Stammfürstentum nicht annahm, so hielten es die Franzosen von 1800 bis zum Frühlinge 1803 besezt.

auf sich zu leiten. „„Ich bin schuld““, sagte sie. „„Es sind fremde Deutsche, welche ich irre geführt.““ Die guten Leute aber waren schon besänftigt, als sie nur hörten, daß wir keine Franzosen seien.“

„Wir brachten den Abend bei Jacobi, unter seinem gastfreundlichen Dache, in seinem kleinen Gärtchen hinter dem Hause zu, welche die Welt diser sanften, stillen, in sich selbst geschmiegten Seele sind. Er sagte seine beiden Gedichte „„der Aschermitwoch““ und das „„Lied an die Kirchhoflinde““ her, die an tiefem Sinne, an Größe und Schönheit der Diction zu den herrlichsten unserer Sprache gehören. Die glüklichen Stunden flohen auf Schmetterlingsflügeln, die Sonne sank, und wir mußten scheiden von den geliebten Seelenverwandten. Jacobi hat ein einziges zartes Söhnlein von seiner Hirtin, ein Angst- und Liebeskind, auf welches alle Herzensfülle beider Aeltern zusammenströmt.“

Dise liebliche Schilderung wird nicht verfehlen, bei den meisten Lesern ein gar schönes Bild von der schwarzwäldischen Hirtin und ihrem Verhältnisse zu dem zierlichen Dichter aus Düsseldorf zu erzeugen. Bei dem einen und anderen aber erwekt sie wol auch leise Zweifel; denn die gute Brun sah' mit den Augen eines dichterischen Weibes.

Ich finde das verzeihlich und will ihr Gemählde nicht verderben, wenn meine Feder es durch einige Züge nakter Wirklichkeit etwas schärfer auszuprägen sucht.

Maria Ursula, das Töchterlein des Tagelöners Müller auf dem Salgute zu St. Peter [15]), um 1765 geboren, hütete anfänglich die Zigen des Klosters und kam sodann nach Freiburg in einen Hausdienst. Hier wuchs das Mädchen zu einem tannenschlanken, schönen und lebhaften Wesen heran,

[15]) Nach mündlichen Nachrichten alter Leute. Döring in seinem Artikel über J. (bei Ersch und Gruber) macht die Geliebte des Dichters zu einem Schweizermädchen.

welches bald genug seine Reize zu ahnen begann; aber seine kleine Koketerie war mit einer liebenswürdigen Naivetät verwoben und erhöhte nur die jungfräulichen Zauber der wälderischen Schönheit.

Als Kindswärterin im sikingischen Palais gefiel sich unsere Heldin besonders, war auch immer reinlich und nett gekleidet, und „schwänzelte gar stolz einher mit ihrem hochroten Unterrok", wie mir eine Alte aus jener Zeit bezeichnend erzählt hat. Von seinen Genossinen wurde das gute Kind daher nur die „Vögtin aus dem Tobel" genannt, wobei sich der Neid und die Eifersucht noch manche christliche Anspilung erlaubten.

Damals wohnte Jacobi in der Nachbarschaft der schönen Wälderin und es entspann sich eine Augensprache zwischen beiden, welche dazu führte, daß der „einschichtige Herr" das Mädchen zu sich nahm, und die trefflichen Anlagen desselben durch täglichen Unterricht auszubilden suchte. Es gelang ihm dises mit überraschendem Erfolge; die gelehrige Marie befähigte sich dadurch, von der untergeordneten Stelle einer Haushälterin zum Range der Gemahlin emporzusteigen, und jenes „Angst- und Liebeskind" besigelte den romantischen Ehebund [16]).

Die Verwandten und näheren Freunde des Bräutigams fügten sich in vernünftiger Weise „dem Geschehenen", was sie um so eher konnten, da Marie wirklich ihre Achtung verdiente. Schlosser zu Emmendingen übernahm die Rechtfertigung des „gewagten Schrittes" bei der jacobischen Familie zu Düsseldorf in einem beredten Briefe [17]), worauf der Dichter

[16]) Die Vermählung geschah' im Dezember 1792.

[17]) Der gemüt- und geistreiche Schlosser gehörte zum vertrautesten Umgange Jacobis. Die hieher gehörigen Stellen des erwähnten Briefes sind folgende:

„Marie hat schon mehrere Jahre die Wirtschaft unseres Professors verwaltet. Sie ist jezt 27 Jahre alt und besizt eine sehr gute Bil-

selbst seine Geschwister nach Karlsruhe beschied, um ihnen das junge Weib dorthin entgegenzuführen.

Dise Zusammenkunft befridigte die Familie, und Jacobi kehrte desto glüklicher nach Freiburg zurük. Er genoß den ehelichen Himmel in sentimentaler Zärtlichkeit, beinahe zärtlicher noch, als das schöne Idyllenleben war, welches er bisher mit seiner Naide [18]) geführt.

Und wie der Dichter als Junggeselle manches Lied zum Preise seiner Hirtin gesungen, so erklang seine liebliche Leier jezo auch für Weib und Kind. Hören wir aus dem bekannten Schwarzwald-Lobe diejenigen Stellen, worin er ebenso schön als bündig die Geschichte seiner Liebe erzält.

Dem Schwarzwald bin und bleib' ich gut.
Einst kam von ihm herunter,

---

dung. Ihr heller Geist, ihr reiner Sinn, ihre schöne, reiche Phantasie, ließen Jacobi bald eine angenehme Gesellschafterin an ihr finden. Ihr sittsames Betragen, ihr guter Anstand machten, daß alle Freunde des Dichters sie gerne bei ihm fanden und gerne in allen Gesellschaften sahen, die er besuchte."

„Je glüklicher sie sich in dieser Lage befand, je mehr ihre Fähigkeiten sich entwikelten, desto emsiger wurde sie, ihre Pflichten auf's Heiligste zu erfüllen. Sie entzog sich keiner Arbeit und suchte durch kluge Einrichtung und Sparsamkeit seine Finanzen möglichst zu verbessern. Schon lange hatte sie keinen Jahrgehalt mehr genommen und wollte durchaus nur Dasjenige, was sie bedurfte, von ihm erbitten. Dises geschah aber so selten, und sie behalf sich so genau, daß er gleichsam mit Gewalt ihr dabei zuvorkommen mußte."

„So wurde dis Band zwischen Beiden immer enger. Jacobis Rechtschaffenheit und Dankgefühl sprach zu laut, als daß er den Einwendungen gegen den Vorschlag der Verheiratung hätte Gehör geben sollen. Schon oft hatten wir uns von Marien, diser wahren Wundererscheinung aus dem Hirtenstande, unterhalten und bei so manchem Zuge ihres durchaus edlen Characters verweilt. Wir alle billigten also nicht nur Jacobis Entschluß, sie zu seiner Gattin zu wählen, sondern wir würden das Gegenteil haben tadeln müssen."

[18]) Marie's ständiger Name in den jacobischen Gedichten.

Mit einem weißen Wälderhut,
Ein Mädchen frisch und munter,
Rotwangig, kunstlos, ohne Arg,
Das nichts als Lieb' im Herzen barg.

Wol war es eines Blikes wert.
Ich fragte: „Willst du weilen
In unserm Tal, an meinem Herd?
Sollst Alles mit mir teilen."
Wir wußten nicht, wie uns geschah —
Das Wäldermädchen sagte: Ja!

In Kurzem war es meine Braut,
Mein Weibchen d'rauf, und brachte,
Als wir sein Nestchen ihm gebaut,
Ein Knäblein mir, das lachte
Mich freundlich an auf ihrem Schoß,
Und sprang umher und wurde groß.

Mein Alles ist seit jener Zeit
Das Weibchen und der Knabe.
Nichts mangelt mir, denn mich erfreut
Das Kleinste, was ich habe.
Ein Sonnenblik in mein Gemach —
Vielleicht ein Sperling auf dem Dach.

So erlebte Jacobi die süßesten Tage, welche einem Sterblichen gegönnt sein können. Aus seinem Hirtenmädchen war eine stattliche, gebildete Frau geworden, welche die Bibel und den Homer gelesen, welche sich den Zutritt in die Gesellschaft selbst adeliger Damen und den Beifall einer Brun erworben; sie hatte ihm einen Sohn geschenkt, sie pflegte beide als Mutter und Gattin mit der zärtlichsten Sorgfalt — was wollte er weiter wünschen.

Aber dises Verhältniß war gleichwol ein vilfach trügerisches, war kein gesundes. Der abkülende Besiz und die grausame Zeit ließen zwischen den Ehegatten allmählig „Erkenntnisse" aufkommen, welche den Herrensohn, den Protestanten, den bejahrteren, fast schwächlichen Mann, den Gelehrten und Dichter — und das unverhältnißmäßig jüngere,

starke und kerngesunde katholische Bauernkind doch öfters in eine sehr heikle Lage zu einander versezten.

Als die Liebe aus der Idyllenzeit am prosaischen Einerlei des Alltaglebens lau geworden und jene stillen Irrungen mehr und mehr eintraten, da klammerten sich die Herzen beider Gatten um so zärtlicher an dem Sohne fest [19]). Er war das reinste, süßeste Glük eines jeden Teiles, und Mancherlei, was sonst noch störender hätte wirken mögen, verlor die Schärfe seines Giftes in dem gemeinschaftlichen Liebling'.

Aber das Leben ist grausam. Es schikte den beiden einen Tag, welcher ihnen das Herz zerbrach. Das „Angst- und Liebeskind", die Wurzel ihres Ehebundes und das einzige Pfand desselben — inzwischen zum hoffnungsvollsten Jünglinge herangewachsen, ward vom Tode ereilt, nachdem der Geliebte „in schwärmerischer Lebenslust den Jugendkelch bis zur Neige geleert."

Bald folgte auch der Vater dem Sohne nach und die Hinterlassene, durch dise Verluste im Tiefsten erschüttert, verfiel einer Trauer, aus welcher ihre ursprüngliche Anlage zu schwärmerischen Gefühlen eine gefährliche Nahrung zog. „Noch manches Jahr suchte sie auf dem Grabe der zwei Vereinten ihre liebste Unterhaltung — zuweilen selbst in stiller Mitternacht, daß darüber mehr als eine Sage sich verbreitete und die Arme von schlimmen Nachreden über ihren Zustand nicht verschont blieb" [20]).

Mir wurde die jacobische Witwe 1832 näher bekannt, da ich in's gleiche Haus mit ihr zu wohnen kam. Sie lebte ganz zurükgezogen mit einem kleinen Mädchen aus der sanktpeterschen Verwandtschaft, welches die schon sehr gebrechliche und vilfach launenhafte Base zu bedienen hatte.

---

[19]) „Der ist mein, wie nichts auf der ganzen Erde mein ist." Worte Jacobi's in einem seiner Aufsäze.

[20]) Münch, Erinnerung. und Lebensbild. I, 215 bis 218.

Meinen Besuch bei ihr nahm sie äusserst geschmeichelt auf und erwiderte ihn auf's Freundlichste, indem sie mir nicht allein ein Exemplar der Gedichte ihres Seligen lieh, worin derselbe eigenhändig verschidene Verbesserungen angebracht, sondern mich sogar mit einem Tintengeschirr' beschenkte, dessen er sich in seiner lezten Zeit noch bedient.

Aber in dem damaligen Treiben einer „neuen Zeit" fand ich weniger Interesse an der Matrone aus den dichterischen Schäfertagen, als es ein Jahrzehent früher noch Münch gefunden [21]. Es war mir in ihrer Nähe sogar etwas unbehaglich, und die Weise, wie andere Leute von ihr sprachen, vermehrte dises Gefühl. Das Leben der 74jährigen, halbirren Witwe erlosch im Herbste 1840, und sie wurde neben ihrem Gatten und Sohne zur ewigen Ruhe bestattet, ohne daß sich Jemand lebhafter mit der Erinnerung an die Zeiten beschäftigt hätte, wo sie die Blume des Tages gewesen.

Hier hat der Leser die Geschichte eines schönen Kindes von den Höhen des Schwarzwald's, welches aus den einfachen Verhältnissen seiner Heimat in Kreise gekommen, wo es ein hohes Glük gefunden zu haben wähnte, und am Ende doch nur in Täuschungen lebte, aus denen ihm eine Unbefridigtheit zurükblieb, deren selische Folgen uns die Schonung nicht zu nennen erlaubt.

Als Gegenstük trete neben dises Bild ein anderes schönes Wälderkind, ein von der Natur gleich bevorzugtes Wesen, welches aus dem Kreise seiner heimatlichen Verhältnisse nicht herauskam, und gleichwol dem finstersten Geschike zum Opfer

---

[21]) „Die Leute betrachteten die gute Frau als eine Halbverrükte. Sie aber schwelgte in ihrem süßen Schmerze und fand in den frommen Schriften des Verklärten das Manna, welches ihre unstillbare Sehnsucht bedurfte. Oefters schlich ich zu der melancholischen Witwe, blos um ein frommes Kapitel aus der Geschichte ihres Herzens zu hören, und mit disem Schlüssel fand ich in Jacobi's Dichtungen dann Manches, was nicht Jeder darin suchen wird." Daselbst.

fiel[22]). Wie falsch und treulos gegen die Schönheit erzeiget sich das Glük, dessen süßeste Gabe sie ist!

Katharina Riesterer, das schönste und brävste Mädchen im untern Münstertale, war genötigt worden, den Zimmermann Ruh zu heiraten, einen wolhabenden, aber höchst mittelmäßigen Menschen, dessen Character eher alles andere als Liebe und Vertrauen erwekte. Die Aeltern hatten nur auf die äußerliche gute Versorgung ihrer Tochter gesehen, und Katharina im kindlichen Gehorsam' fügte sich geduldig dem Zwang' diser Ehe, ohne zu ahnen, wie schreklich sich die Natur dafür rächen würde.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so fein geartetes, reichbegabtes Herz, wie Katharina es besaß, bei einem solchen Manne sich immer verlassener fühlte. Und währond so das Verhältniß beider Ehegatten täglich kälter ward, wollte es der Unstern des Hauses, daß Ruh einen jungen Verwandten zu sich nahm, welcher alle Eigenschaften besaß, die ihm selber mangelten. Es war Lorenz Dietsche, ein wolgewachsener, gewürfelter und zuthätiger Bursche, in dessen Character sich die entschlossenste Thatkraft mit dem äußersten Leichtsinne gepaaret fand.

Bald hatte Lorenz den plumpen Vetter völlig in der Gewalt, und dises Vorteils bediente er sich mit schlauer Ungebundenheit, um das junge Weib in sein Garn zu ziehen.

Katharina konnte sich das Wolgefallen ihres Herzens an dem rüstigen Jünglinge nicht verhehlen. Zwischen der

---

[22]) Dise merkwürdige Persönlichkeit gehört einer früheren Zeit an. Das Mädchen war im unteren Münstertale, wo ihr väterliches Haus noch besteht, ohngefähr 1730 geboren. Ihr trauriges Schiksal verzeichnete der dortige Pfarrer kurz im Kirchenbuche, ausführlich aber in einem besondern Aufsatze für seinen Amtsbruder zu St. Ulrich, unter der Ueberschrift: Contigit hoc anno 1754, quod ad commendationem divinae misericordiae memoratu dignissimum posteritati merito transmittendum sit.

dumpfen Gleichgiltigkeit des Ehegatten und den glühenden Huldigungen des Hausfreundes schlich sich die Liebe in ihr unverwahrtes Herz; denn sie kannte die Macht diser Seelengewalt noch nicht. Ungestört in seinem Geheimnisse entwikelte sich der gefährliche Keim, fast unbeachtet, unter der Hülle der lieben Gewohnheit, bis des Vetters wachsende Zudringlichkeit das Pflichtgefühl der Gattin herausforderte.

Jezt ahnte Katharina die Gefahr, welche ihr drohte, und suchte sie pflichtgetreu zu entfernen. Aber in ihrem Wunsche, den Lorenz aus dem Hause wegzusehen, erblikte der kurzsichtige Ruh nur eine Abneigung gegen seinen Verwandten, und nahm sich mit dem ganzen Eigensinne seiner Beschränktheit des gefährlichen Menschen an [23]).

Als das junge Weib ihre Bemühungen vergeblich sah', fügte sie sich in das Unvermeidliche, und aus der Gewohnheit ward endlich ein Bedürfniß.

Der frische, muntere Lorenz hatte ihr verwaistes Herz leicht gewonnen, und gieng nun weiter. Unter bitteren Kämpfen erlag Katharina seinen Bestürmungen, und ein Doppelband umschlang jezt beide, die Liebe und die Sünde.

„Gib mir Deinen Ring darauf", sagte Lorenz eines Tages zu Katharinen, „daß Du mir treu bleibst, wenn der Andres einmal den Weg alles Fleisches geht." Konnte ihr der wahre Sinn diser Worte entgehen? Mit schwerem Herzen zog sie das Verlangte von der zitternden Hand und reichte es ihm [24]).

---

[23]) Ingemuit mulier instititque apud maritum, ut ex esse juberet perniciosum hospitem. At ille, quod ulcus detegi non poterat, longe alia suspicatus, coegit uxorem, *coram oculis mechum habere*, qui haud dubie saepe obtinuit, quod aversabatur animus; sed vivendi consuetudo et desperatio remedii conciliabat, atque in eas demum incitas conjecit miseram, ut, quae duos habebat maritos, unum quaereret.

[24]) Rejectus aliquamdiu Laurentius iterum rediit evicit-

Der Sommer gieng vorüber und der Winter mit seinen frühen Abenden erschien. Auch Ruh kam früher heim und gieng Morgens später zur Arbeit. Die beiden Liebenden empfanden dises mit schwer verheimlichtem Verdrusse. Sie hatten täglich drükender die Beschränkung zu fühlen, welche der ungeschlachte, widerliche Hausherr ihrer flammenden Leidenschaft in den Weg rükte.

Es mußte ein Mittel erdacht werden, ihn möglichst außer dem Hause zu halten, und Lorenz fand es — in der Schenke. Er verleitete den Ruh zum Trunk' und Spile, und der Verführte überließ sich denselben bald so leidenschaftlich, daß er oftmals lang über Mitternacht ausblieb.

Im Gefolge diser Laster gab es dann abscheuliche Auftritte daheim, wodurch Katharina's Widerwille gegen ihren Mann vollends in Verachtung und Ekel übergieng.

Ein solcher Zustand war in die Länge nicht zu ertragen. Katharina litt unbeschreiblich, denn ihr Kummer wurde durch die wachsende Leidenschaft des Bulen auf's höchste gesteigert. Mit verbissenem Ingrimm' brütete diser über das Verhängniß seiner Liebe, indessen das unglükliche Weib mit glühenden Thränen nach Erlösung aus ihrer Hölle rang.

So saß sie eines Abends mit tief verdüstertem Herzen einsam in der Stube, während d'raußen der Wind ihr stilles Weinen mit seinem Geheul' begleitete. Es war der 23 April; Ruh und Lorenz hatten sich ins Wirtshaus begeben; sie harrte derselben mit dem Nachtessen. Es wurde spät und später, endlich erschien Lorenz — allein!

„Jezt sind wir erlöst, Käther", sagte er mit einer schreklichen Betonung und wollte der Bebenden um den Hals fallen. Aber mit einem „Jesus Maria" sank sie auf das Bette zurük

---

que tandem, ut data argentei annuli arrha *sponsam* haberet Catharinam, si maritus inter mortuos etc.

und stieß ihn von sich. „Sei ruhig, fuhr er fort, der Andres ist über das Brüklein in den Bach gefallen, und ich habe vergessen, ihm wider herauszuhelfen.“

Als des andern Morgens die Feldarbeiter an der untern Müle vorübergiengen, fanden sie den Ruh entseelt im Bache ligen. Er konnte in der Trunkenheit leicht hineingestürzt sein; aber der Verdacht eines Mordes bemächtigte sich sogleich aller Leute, und das Gericht säumte nicht, den Lorenz festnehmen zu lassen. Am zweiten Tage nach seiner Verhaftung wurde auch Katharina eingezogen. Sie folgte dem Gerichtsdiener gefaßt und mit freier Stirne. Wer wollte, wer konnte sie einer Mitschuld zeihen? —

Die Untersuchung begann und gieng ihren Weg; aber Lorenz läugnete standhaft, und Katharina war selbst nicht von seiner Schuld überzeugt. Durfte sie da ein Wort preisgeben, das ihn verwikeln konnte?

So blieben die Bemühungen des Richters lange Zeit ohne Erfolg. Die Volksstimme aber fieng an, Katharinen zu bedauern, zu verteidigen, frei zu sprechen; und es gab Leute, welche ihr herzlich gerne hätten zur Flucht verholfen.

So eines Tages, als die Gefangene einen Besuch erhalten, vergaß der Turmwart ihr Gemach zu schließen, und als sie durch die offene Thüre in das Vorgemach trat, war auch kein Wärter da. Sie gieng mit ihrem Krüglein in den Hof, um sich am Brunnen Wasser zu holen — kein Mensch bemerkte es, und die Flucht nach dem Asyle der nahen Kirche wäre ein Leichtes gewesen. Katharina aber eilte wider zurük und wekte den schlafenden Wächter, der sich erstaunt und wie von einem Zauber gebannt die Augen rieb [25]).

[25]) Illexit quidem animum pensandae libertatis occasio, nec procul distabat ecclesiae asylum, sed vicit Dei voluntatis prosequendae studium. Itaque vocatis ipsa custodibus veternum simul atque ruborem excussit, virtutis deinceps etc.

Ein andermal kletterte ein entschlossener Bursche an ihr Fenster empor und rief hinein: „Käther, wenn ihr Morgen um Mitternacht befreit sein wollt, so haltet euch bereit."

Dise Worte erwekten eine mächtige Freiheitslust in der Gefangenen. Sie rang in schwerem Kampfe und warf sich endlich mit inbrünstigem Gebete vor dem Mariabilde nider, welches als einziger Schmuk die kale Wand ihres Gefängnisses zierte.

Da wurde ihr's, als hörte sie eine Stimme rufen: „Entfliehe nicht!" Dises entschid ihren Willen; mit wunderbar beruhigtem Herzen erwartete sie die angesagte Stunde, und als der Bursche wider am Fenster erschien, und ihr leise zurief: „Käther, seid ihr fertig? Es ist Zeit", erwiderte sie: „Vergelt' dir's Gott hundertmal, aber ich kann, ich darf nicht; wo sie mich hingethan, da will ich verbleiben, und was der liebe Gott über mich geschikt hat, das will ich in Geduld und Gehorsam ertragen" [26]).

Dise Ergebung in den göttlichen Willen war die Wirkung der frommen Ermahnungen eines Franziskaners von Staufen, welcher die Gefangene öfters besuchte. Der alte Eiferer bot Alles auf, ihre Seele zu retten. Er brachte ihr einen Rosenkranz, ein Kruzifix und eine Geißel. Katharina betrachtete ihn als einen Boten des Herrn und ergab sich den härtesten Kasteiungen einer Büßerin.

Sie errang dadurch ein Gleichgewicht mit der Last ihres sündigen Bewußtseins und jene entschlossene Ruhe, womit sie in den Verhören sorgfältigst Alles vermied, was ihren

---

[26]) Adest igitur post mediam noctem ad crates carceris, qui invitaverat, editoque signo ac submissa voce „Num, inquit, tibi deliberatum, Catharina? Certe tempus est, ut te salvam velis." At illa „deliberatum, respondit, ut salvam me esse cupiam, quomodo me salvam velit deus. *Non fugiam*, sed quo coepit esse locô, in manu sua causam meam relinquo."

Geliebten irgend beschweren konnte. Das Gewissen erlaubte ihr dises, da sie von einer wirklichen Mordthat ja selber nicht überzeugt war; die Angst hatte ihr in jener Nacht keine Frage erlaubt. Der Richter aber, durch die Hartnäkigkeit seines Inquisiten ermüdet, griff endlich zu dem barbarischen Mittel der Tortur, und Lorenz gestand.

Als nun Katharina mit ihm confrontiert wurde und das Geständniß seines Verbrechens vernahm, stürzte sie mit jenem „Jesus Maria" zusammen und mußte halbentseelt in ihr Gefängniß zurükgebracht werden.

Dort erwachte sie nach einiger Zeit wie aus einem schweren Schlafe. Der Franziskaner saß neben ihrem Lager und hielt ihr das Kruzifix entgegen, als sie sich erhob. Sie ergriff dasselbe und preßte es krampfhaft an die Lippen, während ihr ein Strom von Thränen über die Wangen rann. „O wie bitter", sagte das arme Weib, als ihr die Sprache wider gekommen, „wie bitter, das Herz will mir ja brechen." Und als der Mönch sie ermahnte, sich in ihr Schiksal zu ergeben und durch eine wahrhafte Reue ihre Seele zu retten, fragte sie bebend: „Aber, muß ich denn auch sterben?"

Pater Leonhard wich einer entschidenen Antwort aus und sprach nur von der Nichtigkeit des irdischen Daseins. Er hatte die Freude, das unglükliche Weib sich etwas aufrichten zu sehen, und fand sie bei seinen folgenden Besuchen so gefaßt und in Gott ergeben, daß er jedesmal mit Verwunderung das Gefängniß verließ.

Auf das Geständniß des Lorenz hin war Katharinen eine Kette angelegt worden. Dise Last fiel ihr äußerst beschwerlich, sie ertrug sie aber, wie alle übrigen Beschwerlichkeiten des Gefängnisses, mit engelhafter Geduld.

Ihr Leben war ein fortgesezter Gottesdienst geworden. Sie hatte sich mit dem Kruzifix' und Mariabilde einen kleinen Altar neben ihrem Strohlager errichtet, vor dem sie kniend zu beten pflegte, so oft die Gloke vom Kirchturm' ertönte.

In disem Zustande der Ergebung legte die schöne Sünderin dem Pater endlich eine Beichte ab, wobei er ihr zur Buße aufgab, das ganze Verhältniß mit Lorenz vor dem Gerichte wahr und getreu zu bekennen. Sie that disen schweren Schritt mit dem Gehorsame eines Lammes. Sie erzälte ihre Verirrung in ruhigem Tone — bis zur Erwähnung des Ringes. Da begann ihre Zunge zu stoken und die Sprache den Thränen zu weichen. Der Richter selbst wurde so sehr gerührt, daß er die Fortsezung des Verhöres auf den andern Tag verschieben mußte.

Zu Ende des Mai's 1754 wurde das Untersuchungs-Protokoll geschlossen und sofort am achten des folgenden Monats das Blutgericht abgehalten.

Das Urteil über den Lorenz lautete auf Hinrichtung mit dem Schwerte. Kein Auge wurde dabei naß; als aber auch das zweite also lautete, schrak man im Volke zusammen, weinte und schluchzte, denn Alle hatten eine mildere Strafe gewünscht und erwartet.

Nur Katharina selbst hörte ihre Verurteilung mit einer Fassung an, die Jedermann mit Bewunderung erfüllte [27]). Kein Zug veränderte sich in ihrem schönen, durch die fromme Ergebung gleichsam verklärten Angesichte. Ruhig legte sie sich am Schlusse des Gerichtes ihre Kette selber wider an und kehrte, wie in eine Heimat, in ihr Gefängniß zurük.

Die drei Tage bis zum Vollzuge des Urteils verbrachte sie unter stiller Vorbereitung auf den Uebergang in's andere Leben. Mit keiner Sylbe beklagte sie ihr Geschik, und aß und schlief, wie der schuldloseste Mensch. Wer sie noch besuchte, um ihr das lezte Lebewol zu sagen, bewunderte mit Thränen ihren christlichen Heldenmut, der selbst ihren strengen

---

[27]) Roseo ore nihilque mutata facie sententiam excepit, ut forcipe ignita lacerato pectore capitale supplicium subiret, eademque fronte ad carcerem rediit.

Beichtvater so sehr bezauberte [28]), daß er öfters seufzend ausrief: „Ach, daß dise Engelsseele sterben muß!"

Der Morgen der Hinrichtung war erschinen. Man fand die Verurteilte in der gleichen Fassung. Auch auf dem Wege nach dem Richtplaze verlor sie keinen Augenblik ihr Bewußtsein — troz der ungeheuern Volksmenge, welche den Wagen begleitete. Ruhig in sich gekehrt saß sie neben ihrem Beichtvater, den Blik auf das Kruzifix geheftet, welches sie mit beiden Händen im Schoße hielt — dignum toto comitantium mundo spectaculum!

Auch nachdem man die Richtstätte erreicht hatte, veränderte sich Nichts in der Haltung Katharinas; sie bestieg festen Schrittes das schwarze Gerüste, und als sie über ein Brett stolpernd zu Boden fiel, erhob sie sich wider schnell von selber, den erschrokenen Pater an ihrer Seite mit den Worten tröstend: „Es hat mir nichts gethan." Die arme Sünderin kniete hierauf nider vor ihm und empfieng in rührender Andacht die Absolution.

Es gieng zum Richtstule — Katharina nahm ihn ruhig ein, indem sie sagte: „Diser Augenblik ist mir lieber, als mir der Tag meiner Hochzeit gewesen." Mit eigner Hand half sie dem Scharfrichter ihren Hals entblößen — und wie das 23jährige Weib nun dasaß mit dem schönen Angesichte, mit dem blendenden Naken, mit der ganzen herrlichen Gestalt, den Blik voll himmlischer Ergebung, da war kein Auge mehr troken in der ungeheuern Menge der Zuschauer, und den Scharfrichter ergriff es so gewaltig, daß er erblaßte und sich unfähig fühlte, seine Pflicht zu thun [29]).

---

[28]) Er habe auch später gesagt: Optare se, ut adhuc viveret Catharina, quo animi sui porro deliciis frueret.

[29]) Ubi arcam supplicii ingressa est Catharina, inhorruit eius aspectu carnifex, et qui propius aderant, *impalluisse* eum videbant atque a socio in partem acceptum non prius ad

Erst nach dem widerholten Zurufe seines Genossen gewann der betäubte Meister seine Geistesgegenwart wider. Sein Hieb war glüklich — das Haupt der schönen Katharina fiel, hoch empor sprizte das Blut und ruhig blieb der Leichnam im Stule sizen.

Auch Dietsche empfieng standhaft den Streich des Todes, aber ohne Rührung beim Volke, welches in der Blässe seines Gesichtes die Farbe unverzeihlicher Verbrechen sah. Katharina hatte zu sehr alles Mitleiden in Anspruch genommen, als daß für ihren Verführer einiges überig blieb. Noch im Grabe war sie der Gegenstand teilnehmender Erinnerung und eines Nachklanges dichterischer Rührung [30]).

Neustatt und Lenzkirch.

Von Freiburg fuhr ich im gewöhnlichen Omnibus durch das Zartener und Höllental bis unter die Steige, wo sich schon eine ziemliche Anzal von Reisenden befand. Wir bil-

---

animum rediisse, quam illius hortatu tristissimae rei imaginem depullisset. Nec sane mirum, annos enim omnino viginti tres nacta erat Catharina, cum ad mortem iret, *venusto aspectu, rubentibus genis, vigente omni vultu*, quem nec ipsa fugientis vitae umbra sequiori nota aspergeret; commendaret vero plurimum cum sexus miseratio, tum virtutis insolitae praefixa effigies. Quae eo aspectu non mitesceret ferocia, ut peremtorio ictu incidere non vereretur hanc iuventutem?

[30]) Der Erzäler unserer memorabilis historiae schloß seinen Aufsaz mit folgendem Gedichte in memoriam poenitentis Catharinae:

Magdala cum lacrymis sua lavit crimina, cessit
  Candidior cygno candidiorque nive.
Ast haec, sanguineis molita piacula rivis,
  Protinus effusis, sedit amicta rosis.
Scilicet huic sponso, qui candidus et rubicundus,
  Quaelibet alterutro sponsa colore placet.

beten eine nette, muntere Tafel, und ließen uns die gebakenen Forellen und den kühlen Markgräfler trefflich schmeken. Mein Nachbar war ein protestantischer Geistlicher mit seiner jungen Frau, welchen ich vergeblich zu bereden suchte, den Weg bis Lenzkirch zu Fuße mit mir zu machen. Desto bereitwilliger dagegen zeigten sich einige jungen Leute, mich bis zum schwarzen Bären zu begleiten, wo sich die Neustätter von der Lenzkircher Straße scheidet.

Im Schweiße unseres Angesichtes erklommen wir auf dem äußerst steilen Fußsteige die Höhe bis zur alten Schanze. Hier aber, belohnt durch einen Blik in den Kessel der „Hölle" zurük, ruhten wir etwas; alsdann gieng es lustig auf der Hochebene weiter, denn die herrlichste Luft erfrischte uns Leib und Seele. Wir fühlten ein Wolbehagen, welches zur muntersten Unterhaltung führte. „Wäre der Herr Pfarrer, hieß es, nur mitgegangen, er würde es mitsammt der Seinigen nimmer bereuen."

Der schwarze Bären war bald erreicht, und die munteren Jungen ließen sich's nicht nehmen, mir noch einen Abschidstrunk zu widmen. Unter den beredtesten Wünschen für ein dereinstiges Widersehen trennten wir uns, indem sie singend und springend dem Titisee zueilten, während ich links in das Neustätter Tal einbog.

So ganz unbesorgt munter, wie dise Leute dahin wanderten, hatte ich den Weg niemals betreten. Mich begleiteten allezeit die Sorgen und Gedanken eines kümmerlichen Lebens, und wenn mir heitere Stunden die jugendliche Seele erhoben, so war's immer nur ein glükliches Vergessen. Das

---

Sed tamen, ut placeant, sedeat cur una, recedat
Altera? Num melior, vilior ista fuit?
Ach amor, ex aequo quam respicis omnia! Chara est,
Sive dolens abeat, poeniteatve sedens,
Nec tibi carnificis, quam pronuba dextera duxit,
Displicet, et quondam grata sedendo venit.

fühlte ich auf dem ganzen Gange nach der Neustatt, welcher einst ein so lebenswichtiger für mich gewesen. Ich hatte ihn immer gerne gemacht, weil er durch ein angenehmes Tal und an verschidenen Behausungen vorüber führt, welche schon die geordnete Wirtschaft und wohlhäbige Sauberkeit der ächten Schwarzwälder zeigen.

Als ich in der stattlichen „Nüwenstat" [31]) angekommen, war mein Erstes, nach der Wohnung einer mir verwandten Familie zu eilen; aber siehe da — Vater und Mutter hatten sich vor etlichen Tagen aufgemacht, um mich in Karlsruhe zu besuchen! Nachdem daher folgenden Morgens noch ein lieber Universitätsfreund begrüßt worden, verließ ich das heitere Uhrenhändler-Städtlein, um auf der neuen Straße am Hochfirst' nach Seig und Lenzkirch zu wandern.

Diser Weg führet zunächst ohne allen Schatten durch das kleine Tal des Langenbaches, dann aber auf die Höhe des Glasberges, wo man im herrlichsten Tannenhaine wider ausruhen und sich abkülen kann. Ich that dises, auf einem gebleichten Baumstrunke, umgeben vom üppigsten Moßteppiche, im Schatten des duftenden Nadelholzes, und schaute durch eine Waldlüke nach dem Feldberg' — über die weite Niderung des Rotwassers hin, deren wilde, vereinsamte Natur man nicht ohne Schauer betrachtet.

Nirgend noch empfand ich so ganz und lebhaft den Character des schwarzwäldischen Berglandes, wie hier, am Abhange des Hochfirstes [32]). Die Küle der Waldesschatten hatte mich wider nach der Sonne getriben. Ich lagerte am

---

[31]) So heißt der Ort in einer Urkunde von 1316 (bei Neugart, cod. Al. II, 390), wo derselbe schon einen Schuldheißen hatte, also kein bloßer Weiler mehr war.

[32]) Altdeutsch *hohinfirst*, von first, culmen, Spize, Gibel. Die Gestalt unseres Berges, wie sie gegen Nordwest (wo die Straße aus dem Breisgaue herzieht) erscheint, entspricht völlig dem Sinne eines hohen Berggibels.

Saume eines Tannengehölzes mit der freien Aussicht gegen Nordwest, eingewiegt in die Ruhe der großen, stillen, düstergrünen Natur, welche mich geheimnißvoll umwaltete.

Da tauchten Gefühle aus der Seele auf, süß und schmerzlich zugleich — Gefühle unnennbaren Woles, unnennbarer Sehnsucht. Wie vermählt mit den Genien der Oertlichkeit wallte das Herz in leisem seligen Pochen, während ein dunkles Wehe sich tief durch das Innere zog.

Ich sprang endlich auf, um die Waldung zu verlassen; aber noch weit in's Freie hinaus begleitete mich die sonderbare Stimmung. Es hielt mich Etwas und widerholt blikte ich zurük nach der mächtigen Berghöhe in ihrem dunkeln Mantel von Tannengrün.

Die herrlichen Tannenforste des Schwarzwaldes — wie erfüllt mich ihr Erinnerungsbild mit Gefühlen des Verlangens! Als Knabe schon bin ich, in allem Wechsel der Jahreszeit, mit ihnen vertraut geworden, und daher rühret der Zauber, welcher das Herz immer wider hinzieht nach ihren Schatten und Düften.

Ich habe sie gesehen, wenn hoher Schnee auf ihnen lag, wenn jede Tanne unter der blendenden Last ihre Aeste sinken ließ, die untersten oft bis zur Erde, daß man einen Wald risiger Zukerhüte zu erbliken wähnte. Ich habe Schuz gesucht in ihrem Schoße, wenn der Sturm mit wirbelndem Schneegestöber einherbrauste, und Stämme und Aeste ächzend im Kampfe mit ihm lagen. Ich habe in ihrem Schatten geruht, wenn die Mittagssonne mit voller Gluht auf dem weiten Dache von Zweigen lag und aus ihnen die köstlichsten Dünste zog. Ich bin ihren einsamen Pfaden gefolgt, wenn kaum der Ruf eines Birkhans, kaum der Schall einer Holzart die ungeheuere Stille unterbrach, oder wenn am nächtlichen Himmel der Mond durch fliehende Wolken brach und die schlanken Wipfel über mir magisch versilberte.

Weil die Straße vom Hohenfirst' bis nach „der

Seige" [33]) eine Viertelstunde lang schattenlos über Bergwisen zieht, so gelangte ich, bei der mittäglichen Sonnengluht, völlig durchnäßt daselbst an; im Wirtshause aber stunden alle Thüren und Fenster offen, weil das Getäfer frisch mit Oelfarbe angestrichen wurde, was mich augenblicklich wider in's Freie trieb. Da es nun hoher Mittag war und mit leerem Magen in solcher Zeit noch eine volle Stunde zu gehen, auch dem Rüstigsten nicht zuzumuten, so besann ich mich, daß pastor loci ein Studiengenosse von mir sei.

Meine Aufnahme im Pfarrhof' entsprach auch ganz dem Character des alten Freundes. Ich stekte mich in ein trokenes Hemd, verzehrte einen „Studentenhaber" [34]) und verplauderte mit dem erfreuten geistlichen Wirte noch ein Stündlein bei schwarzem Kaffe.

„Ich begleite dich", hieß es alsdann, „wir haben heute ohnehin unsern Tag in Lenzkirch"; und somit gieng's in munterem Gespräche abwärts nach dem Tale des Haselbaches, welcher im „roten Meere" entspringt.

Was dises für ein sonderbar Meer sei, wissen die Glashüttenleute zwischen dem Winterberg' und der Bärenhalde, die Nachbaren des „roten Wassers." Da dehnte sich wol einstmals am Fuß' der langen Höhe und des Dreikopfes ein See aus, welcher nach seinem Versigen große Lagen von rotem

---

[33]) Seige (vom altdeutschen seigan, seihen, senken, sinken machen, daher Wasserseige, Talseige) bedeutet hier den Ort, wo die Straße, nachdem sie die Höhe der Seesteige erreicht hat, sich wider abwärts zieht. Das Wort bildet den Gegensaz von Steige, und wenn dise der Seige hier voraus geht, so ist's (wie beim Hochfirst) ein Zeichen, daß man bei Benennung der Lagen und Oertlichkeiten an der Nordwestgrenze des Albgaues und der Bar (im hintersten Wutachgebiete) vom Breisgaue ausgieng, daß also von daher die Cultur in dise Gebirgsgegend gedrungen.

[34]) Bekanntlich ein Pfannenkuchen aus Mehl, Eiern und Schmalz, in kleine Stüklein zerstoßen.

Sande zurükließ. Noch findet man in der Nähe, zwischen der Hochhalde und dem Kolenwald', einen beträchtlichen Weier als wahrscheinlichen Ueberrest jenes See's.

Der Haselbach aber tritt aus dem roten Meere in die Falkenau, durchfließt sodann das Lenzkircher Tal und fällt nach einem vierthalbstündigen Laufe in die Wutach. Unterhalb der Seig', beim Rauferhofe, nimmt er ein kleines Wasser auf, über welches mit plözlicher Beugung die stark abfällige Straße führt, eine für Fuhren sehr gefährliche Stelle.

Als wir dieselbe erreichten, siehe — da lag der Postwagen vom vorigen Tage umgeworfen in seinen Trümmern! Blizesschnell fiel mir's zu Sinne, daß das pfarrherrliche Ehepar, welches ich gestern hatte mitnehmen wollen, in disem Wagen müsse gesessen sein. Und so verhielt sich's auch. Wir erfuhren in Lenzkirch den Unfall, wobei der Pfarrer eine Verlezung davon getragen. Er wird wol meiner gedacht haben.

In einem freundlichen Bierhause waren die Geistlichen der Umgegend versammelt und ich fand unter ihnen etliche alte Bekannten. Der Nachmittag wurde jugendlich heiter verlebt, worauf ich mich von der Gesellschaft trennte, um im Posthause ein Nachtlager zu suchen. Wie oft in früheren Tagen hatte ich unter disem Dache geruht, mit wie verschidenen Gedanken und Träumen!

Lenzkirch ligt ziemlich eben und freundlich, in weiter Zerstreuung zwischen lachenden Tal- und Bergwisen, zu beiden Seiten der Landstraße und des Haselbaches. Daß die Bevölkerung zumeist von der Industrie und Viehzucht lebe, gewahrt man auf den ersten Blik; die reinliche Nettigkeit aber und das Gepräge sparsamer Wolhabenheit, welche sich überall kund geben, gewinnen den Fremden sehr bald für den stattlichen Schwarzwälderort, wo ein großgewachsener, kerngesunder Menschenschlag durch ruhig heiteren Blik und treuherzig bedächtige Sprache den trefflichen Geist diser Bevölkerung ahnen läßt.

Der Ort erhielt seinen Namen von dem Kirchlein, welches in unbekannter Vorzeit ein Lentin daselbst gestiftet; wie aber dises „Lentinskirch“ [35]) mit der anhängenden kleinen Herrschaft unter dem Hause von Fürstenberg sich allmählig heran gebildet habe, wie es aus einem bescheidenen Bauernweiler zum Dorfe, zum Marktfleken und zu einem Hauptplaze schwarzwäldischer Gewerbsthätigkeit geworden — dises verdient eine ausführliche, urkundlich begründete Darstellung, welche ich auf später verschieben muß.

Uebrigens besteht Lenzkirch aus einem oberen und unteren Orte, welche zwei besondere Gemeinden bilden, wovon lezteres, in beinahe halbstündiger Ausdehnung zu beiden Seiten der Straße, am Fuße des Schönenberges sich hinzieht, eine heitere Reihe von mahlerisch zersträuten Wälderhütten und Häusern.

Das rote Haus.

Der Schönenberg dehnt sich vom Lenzkircher Tale gegen den Schluchsee in nordwestlicher Richtung dergestalt aus, daß er talwärts langsam abfällt, nach dem See zu aber, zwischen dem Fisch- und Dreselbache, sich in den Risenbühl zuspizt, um sodann mit steilem Gehälde zu enden. Er erreicht eine Höhe von beinahe 3600 Fußen und ist größtenteils mit Tannenwaldung bedekt. An seiner nordöstlichen Abdachung führt die Landstraße in einer ununterbrochenen Steige aufwärts bis gegen das Dreselbacher Wirtshaus, von wo es sodann wider sachte abwärts geht.

Wer aus dem Breisgaue über Lenzkirch und das rote Haus nach dem Kletgau' wandert, kann in disem Wirtshause

---

[35]) Im Rotul. sanpetrin. num. 129. (Leichtlin, die Zäring. S. 80) heißt der Namen **Lendis-chilcha.**

sich gütlich thun, denn er hat die Höhe des Schwarzwaldes in seiner südöstlichen Richtung übersteigen.

Freilich ist die dortige Gegend nicht sehr einladend zu längerem Verweilen. Sie ruhet zwischen dem Felsen- und Winterberge, dem Klammernbuke, dem Hochwalde und der Teufelsküche, und bildet die einödigste Hochebene, welche man finden kann. Es lagert daselbst während der rauhen Jahreszeit auch immer der höchste und längste Schnee — gleichwol aber erhebt sich keine 3 Viertelstunden davon, einsam an der Landstraße, ein stattliches Schulhaus [36]), gleichwie schon in früherer Zeit noch näher, in der „wilden Hube" am Grünwald', ein Klösterlein der Pauliner bestanden [37]).

Ich legte den Weg durch dise einsame Gegend in der Frische des herrlichsten Morgens zurük, mit einer Seele voll Jugendgefühl. Hundert Erinnerungen umdrängten mich — unter wenig frohen sehr vile trüben; aber sie kamen nicht auf gegen die Munterkeit meiner Stimmung. Ich hätte gewähnt, noch der „herrschende" Musensohn zu sein, wenn die Tännlein an der Straße hin, welche man damals frisch gepflanzt, inzwischen nicht zu Tannen aufgewachsen, welche mich weit überragten!

Unweit des Dreselbacher Wirtshauses hatte ich, links von der Straße, im frischeren Grüne des Waldrasens, die erste Quellenstube der Steinach bemerkt, eines kleinen Bergwassers, welches bei meiner Vaterstadt in die Wutach fällt. Dann war das Vorgehölz des Schachen durcheilt worden

---

36) Für die Jugend der Familien auf dem Dürrenbühle, zu Baldshausen, im Amertsfelde und Brünnleinsbache.

37) Abt Heinrich IV zu St. Blasien überließ 1362 einigen Pauliner-Brüdern, pauperibus et vagabundis, die Wildhube in nemore **Gruenwald** zur Errichtung eines Klösterleins ihres Ordens. Die Schirmvogtei über dasselbe führte das Haus Fürstenberg, hob es aber 1803 auf. **Gerbert, histor. S. N. III, 295.** Kolb, bad. Lexik. I, 403.

— eine an Raub und Mord unheimlich erinnernde Stelle [38]), und nun zeigten sich das Schulhaus und der Masthof am „dürren Bühl", wo mich wider der herrlichste Tannenhain in seine Schatten empfieng.

Drei, vier Eichhörnlein trieben da ihr launiges Spil, indem sie sich an den schlanken Stämmen auf und ab näkisch verfolgten oder von den äußersten Zweigen einer Tanne leichtfertig zur nächsten hinüber hüpften. Noch mehr erheitert durch dise Tierlein trat ich aus dem Gehölze wider in's Freie und saß nach wenig Minuten schon erwartungsvoll im „Herrenzimmer" des roten Hauses.

Es wurde mir ein Humpen goldgelb flakernden Gerstensaftes vorgestellt. Ich kostete das einladende Gebräu und erlabte mich behaglich daran. Aber bald machte sich eine halbsehnsüchtige Erinnerung an ein früheres geltend, an jenes braune, ölhelle, ächt schwäbische, welches der alte Eble noch gelifert — eine Erbschaft aus den sanktblasischen Zeiten. Hatte ich mich damals mit etlichen Gläsern desselben erfrischt, so galt mir der fünfstündige Weg bis nach Tiengen hinab nur noch für einen Hasensprung.

Kaum ein zehnjähriger Knabe machte ich mit meinem Vater schon die erste Fußwanderung über den Schwarzwald, und eben im roten Hause war es, wo wir zum erstenmale übernachteten. Zufällig fand sich nun daselbst noch ein anderer Mann mit seinem Söhnlein, ein Musiker, wie mein Vater, und der Abend vergieng unter lebhaftem Gespräche über die geliebte Kunst. Ich hatte damals bereits und nicht ohne an-

---

[38]) Der Name „Schachen" kommt vom altdeutschen Worte scâch, was einen räuberischen Angriff, einen Raubmord bedeutet, woher wir noch die Ausdrüke schächen und Schächer haben. Immer hatte ich die Streke zwischen dem Winterberg-Walde und dem Schachen als unsicher bezeichnen hören, und 1822 wurde daselbst ein abscheulicher Raubmord an einem Mitschüler von mir verübt, einem Freiburger Studenten aus Klingenau.

eifernden Beifall öffentlich eine Messe gesungen; aber die linkische Art, womit ich am Rothauser Wirtstische — einem gleichalten Rivalen gegenüber, meine Stimme vernehmen ließ, trug entschiden dazu bei, daß mich mein Vater in der Musik nicht mehr weiter gelangen ließ.

Schon deshalb war mir das rote Haus immer ein bedeutungsvoller Plaz; aber noch mancherlei andere Erinnerung knüpft sich an disen Namen. Mit manchem guten Gesellen habe ich da unter jugendlichen Herzensergüssen einen Trunk gethan, und mehr als ein kleines Studenten-Abenteuer ist da über mich gekommen!

Den alten Eble, einen untersezten, beleibten, einfach freundlichen Mann, mit seinem grünen Sammetkäpplein, sehe ich noch lebhaft vor mir. Er war Braumeister und Vogt zu Wurmlingen gewesen und hatte — was hier seine Erinnerung rechtfertigen wird, den vornehmsten Geburtshelfer bei Errichtung der rothausischen Brauerei gemacht.

Das Stift St. Blasien wollte, gleich seinem Nachbarn von Fürstenberg, eine eigene Braustätte haben, und zog verschidene Vorschläge darüber ein, wo und wie dieselbe am füglichsten zu errichten sei. Der Kanzler, der Pater Großkeller und zwei Rentmeister gaben ihre Gutachten ab, worin sich allerdings manche recht practische Bemerkung fand [39]. Aber der eine hielt dis, der andere das für's Beste, und die neue Brauerei wäre sicherlich verpfuscht worden, hätte man nicht das Glük gehabt, gleich anfangs zwei tüchtige Braumeister zu Rate zu ziehen, den von Klosterbeuern, welcher sich unter den vorgeschlagenen Pläzen für „rote Haus" entschied, und den von Wurmlingen, nach dessen Angaben die Einrichtung der Braustatt geschah.

Das rote Haus war eine alte, vom Stifte schon 1766

---

[39]) Sie verdienten, der jezigen Brauweise gegenüber, wol im Auszuge einen Abdruk. Von gelehrter Chemie steht noch nichts darin.

angekaufte Weinschenke, welche als Leiblehen vergeben ward. Man entschädigte nun den damaligen Pächter, damit er abzog, und begann den Bau der Braustatt — solid und practisch, wie St. Blasien überall zu bauen pflegte.

Die innere Einrichtung leitete Eble, wobei es sich von selber verstund, daß er die rothausische Brauerstelle für sich oder seinen Sohn zu erhalten suchte. Es gab zwar einige Rivalen und darunter sogar einen einflußreich empfohlenen Jünger der Themis [40]); man war aber doch so vernünftig, derlei Rüksichten unbeirret zu übergehen und gleich den „rechten Mann" zu wählen.

Im Jänner 1792 erhielt Eble sein Anstellungs-Dekret und im nächsten Herbste liferte er schon den ersten Sutt. Derselbe war auch, ohngeachtet des Mangels an älterem Malze, so trefflich geraten, daß der Abgang des Biers alle Erwartung übertraf.

Nach der angenommenen Berechnung wurde wöchentlich mit 40 Vierteln Gerste und 4 Pfunden Hopfen ein Sutt gemacht, welcher 1 Klafter Tannen- und 1 Schuh Buchenholzes kostete. Da nun damals die Gerste auf 1 Gulden, der Hopfen auf 28 Kreuzer und das Holz auf dritthalb Gulden zu stehen kam, so stellte sich mit dem Brauer- und Knechtslohne ein jährlicher Kostenbetrag von 2660 Gulden heraus,

---

[40]) „Wenn das hochfürstliche Stift einem Braumeister im Rotenhaus die Besoldung von 600 Gulden accordieren will, so bitte ich Euer Hochwolgeboren, meinen ältern Sohn dahin vorzuschlagen. Er hat in Wirzburg die jura cum applausu absolviert und ist wirklich in Göttingen, um bei den dortigen großen Männern das Erlernte zu widerholen. Ich will ihn aber in Rüksicht dises Bräumeister-Dienstes sogleich abrufen, indem er sich nicht schmeicheln darf, mit seiner Feder in vilen Jahren so vil zu gewinnen, wie wenn er, nach einigem practicum in hiesigem Brauhause, sanktblasischer Bräumeister würde." Der ottobäuern'sche Oberamtmann von Harber an seinen Schwager (Kanzler von Lempenbach?) zu St. Blasien.

während sich, da die Maß Bieres zu 6 Kreuzern gelifert wurde, mit Einrechnung der Ochsenmastung und Bierhefe, ein Reinertrag von 3330 Gulden ergab [41]).

Tiengen.

Vom roten Hause führet der Weg über Grafenhausen und Birkendorf sachte abwärts bis Uelingen, wo sich die Gegend durch die Höhen des Homberges, Mittelbühls und Immishardes gegen Südwesten so abschießt, daß alle Fernsicht aufhört. Die Straße läuft ziemlich eben am Kamme der Waldhöhen hin, bis man nach einer Stunde das Höchste derselben erreicht, wo ein kleines Gehölze sich plözlich aufthut und dem überraschten Blik' die ganze Herrlichkeit der südlichen Landschaft erscheinen läßt — vom Abhange des Schwarzwaldes über den Kletgau, über den Thur- und Aargau, bis an die lange Kette der Alpen!

So oft schon hatte ich disen erhabenen Anblik genossen, aber überwältiget davon, mußte ich mich niderwerfen neben der Straße, wo ein sanft abhäldiger Rasenplaz, im Norden durch den lieblichsten Tannenhain geschüzt, wie von der Natur zum Belvedere geschaffen ligt.

Es war Abend; das Tagesgestirn warf seine lezten goldroten Stralen in zauberhaften Streiflichtern über die Landschaft. Da glänzte der Küssachberg mit seiner Trümmerkrone aus dem Dunkel der kletgauischen Täler zu mir herüber. Ich grüßte ihn mit wallendem Herzen — das Gefühl der Heimat war über mich gekommen. Endlich versank die Sonne und nichts mehr im weiten Runde war beleuchtet, als die fernsten, höchsten Alpengipfel!

---

41) Akten über die Errichtung der Bierbrauerei zum Rotenhaus, von den Jahren 1787 bis 1793.

Um zehn Uhr des Abends war ich in meinem Geburtsorte angelangt, von alten Freunden und Bekannten auf's herzlichste begrüßt und bewillkommt. Ein erquikender Schlaf belohnte die Mühe der Wanderung, und ein wunderschöner Tag gieng über die liebe Heimat auf, welche ich jezt in ihrem vilfach veränderten Gewande nach langem wider erblikte.

„Es ist noch das alte lustige Städtlein, nur erweitert und verschönert", mit disem Gedanken durchschlenderte ich den Ort, erfreut über Manches und geärgert durch Anderes, weil Veränderungen, welche Gegenstände von Jugendeindrüken umgestalteten oder entfernten, für den ersten Anblik gewöhnlich höchst widerlich sind, wenn man sich später auch gerne mit ihnen versöhnt.

Noch ziemlich unverändert fand ich das alte sulzische Schloß, wo mein Dasein begann und an welches meine liebsten und bedeutsamsten Erinnerungen aus der ersten Jugendzeit geknüpft sind.

Denn dises Gebäude mit den Persönlichkeiten und Verhältnissen seiner Bewohnerschaft übte in so manigfacher Beziehung seinen Einfluß auf die erwachende Seele des Knaben aus, daß ich wol sagen darf, die dort empfangenen Eindrüke haben auf seine ganze Entwikelung folgenreichst eingewirkt. Ja, nach einer gewissen Richtung hin waren dieselben maßgebend, indem sie einem tiefligenden Seelenkeim schon frühzeitig die reichste Nahrung boten und ihn dadurch zu vorherrschender Stärke erzogen.

Wenn man damals von der Stadtseite her durch die bescheidene Treppenpforte in den Hof des tiengen'schen Schlosses trat, so führte der Weg rechterhand zunächst an einer Thüre vorüber, welche dem Fremdlinge nur durch das wuchernde Gras vor ihrer Schwelle auffallen konnte. Er mußte sie für den Eingang eines unbenüzten Erdgeschosses halten, und die Einheimischen, welche es besser wissen konnten, beachteten sie gar nicht mehr.

Mir aber war dise unscheinbare Thüre mit dem daneben angebrachten kleinen Gitterfenster schon in frühester Jugend wichtig geworden und zog meine Blike immer mit allen Reizen eines verschlossenen Geheimnisses an. Denn während sich meine Gespilen für den Begriff eines Raumes, wo man alte, mehrhundertjährige Schriften bewahrte, noch kaum empfänglich zeigten, hatte diser Ort schon so sehr meine Neugier erwekt, daß ich mich auf angehäuften Steinen mühesam an das Fensterlein emporarbeitete, um in das dunkle Gemach, dessen einzige Lichtöffnung es zu sein schien, einen forschenden Blik zu werfen.

Da einmal hinein zu dürfen, war villeicht der sehnlichste meiner Wünsche; ich hatte aber keine Aussicht auf Erfüllung desselben, und plözlich trat durch den Wegzug meiner Aeltern nach Freiburg eine Veränderung in mein Jugendleben, deren überwältigende Neuheit mich des Schlosses zu Tiengen beinahe völlig vergessen machte.

Das Neue indessen verlor sich bald in's Geleise der Gewohnheit. Nach Verlauf einiger trüben Jahre erwachte das Verlangen nach der alten lieben Heimat um so mächtiger in dem Knaben. Und als ich dieselbe endlich wider sah, wie innigst ergriff mich dises Widerseh'n!

Hundert süße Erinnerungen tauchten in der schwellenden Seele auf und versezten mich wider mitten unter die Bilder, Träume und Wünsche meines ersten Knabenalters. Auch das Gitterfenster am Archivgewölbe spilte wider seine Rolle, und mit Vergnügen bemerkte ich, daß nur noch eine geringe Unterlage nötig war, wenn ich es erreichen wollte, um das lüsterne Auge an dem Innern des geheimnißvollen Raumes und das verlangende Herz an dem Traumbilde darin verborgener Schäze zu laben.

Ich sage laben; denn mit einer unbezeichenbaren Lust betrachtete ich die Aktenschränke und Kästen, mit steigender Begierde suchte ich ihre Rubrikzedel zu enträtseln, und der Mo-

dergeruch, welcher mir von den alten Papieren entgegen drang, dünkte mich süßer als Weihrauch [42]).

Aber der dunkle Seelentrib, welcher disem wachsenden Interesse an dem Schloßarchive zu Grunde lag, fand damals noch mancherlei andere Narung, namentlich durch ein Buch, dessen Inhalt und Ausstattung mich überaus anzogen. Ich hatte nämlich in der Büchersammlung meines Oheimes die Weltbeschreibung des Sebastian Münster gefunden, und dises treffliche Werk beschäftigte mich während der Ferienzeiten, welche ich in Tiengen verbrachte, nun ganz besonders und eröffnete mir das Feld vaterländischen Altertums.

Mein Oheim bewohnte den obern Stock des Schlosses, welches durch seine erhöhte Lage eine wunderschöne Aussicht auf die nächsten Umgebungen gewährt. Denn dise Umgebungen bilden eine kleine Landschaft, worin sich Alles vereiniget, was die heimische Natur bieten konnte, um sie mahlerisch auszuschmüken.

Am Fuße des oberalbgauischen Gebirges, wo die Schlücht der Wutach und dise dem Rheine zuströmt, ruhet Tiengen [43]) auf eine Weise an den Abhang des „hohen Brandes" gelehnt, daß Schloß und Kirche frei hervorragen, während das Städtlein sich in die Ebene des Tales verliert.

In diser mahlerischen Lage hat es rükwärts einen lieblichen Kranz von Rebhalden und Waldhöhen, vor sich aber zunächst eine herrliche Wisenau bis an die Weidengebüsche der Wutach, und jenseits dises munteren Bergwassers den üppigen Buchenwald, womit das kletgauische Gebirge sich in wolgegefälligen Formen endiget; weiterhin sodann, gegen Südost,

---

[42]) Dises ist keine Phrase, sondern die nakte Wahrheit.

[43]) Ich lasse in dem Namen das gewohnliche H weg, weil es gar nicht begründet ist. Denn derselbe heißt urkundlich **Tuongen**, später *Tuengen* und Tüengen (wie die Einheimischen ihn heute noch aussprechen). In der Schrift hat sich also hier das **u** in **ü** und **i**, das **o** in **e** verwandelt, was eine ganz regelmäßige Erscheinung ist.

erscheint der Rüken desselben mit dem Kegelberge der Küssachburg, während sich gegen Südwest, zwischen dem waldigen Arberge und den turgauischen Vorhöhen bei Koblenz, das heitere Rheintal eröffnet.

Die kleine in sich abgeschlossene Landschaft, durch die Wasser der Wutach, Steinach, Schlücht und des Talbaches reichlich belebt, pranget im Schmuke abwechselnder Obstgärten, Wisen, Getreidefelder und Rebengelände, welche umgeben und durchzogen sind von herrlichen Buchen-, Eichen- und Tannenhainen, von Pappeln- und Lindengruppen, von Gesträuch- und Buschwerk aller Art. Sie bietet dem Naturfreunde eine Reihe der schönsten und angenehmsten Gänge, Ruhepläze und Aussichten dar.

Die Einsamkeit des engen, üppig grünen Hillertales; die freie Umsicht auf dem Glokenberge, auf dem Veitsbuke und oberen Brande; der heitere, romantische Weg nach Gurtweil und Gutenburg; der idyllische Gang an der Wutach hin, zwischen duftenden Wisen und hohen Weidengebüschen; der kühle Schattenpfad am Saume des Burgerwaldes nach dem mahlerischen Wasserfalle der Laufenmüle — welche fridlichen, süßen Genüsse gewähren sie einem empfänglichen Herzen!

In diser reichen, lieblichen Natur war der Knabe aufgewachsen, von ihr hatte sein Gemüt die ersten Eindrüke empfangen, die Keime dichterischer Gefühle und Anschauungen. Jezt aber kam hierzu noch die Freiheit, daß er im Schlosse nach Herzenslust schalten und walten durfte, um alles für die narungsuchende Seele auszubeuten.

Ich schlief in einem altertümlichen Gemache mit runden Fensterscheiben, und sowol das große Altanenzimmer mit seiner herrlichen Aussicht, mit seiner stukaturreichen Deke, seinen Oelgemählden und Kupferstichen, als der darunter ligende Schloßgarten mit seiner lieblichen Terrasse gegen das Städtlein, waren mir unbeschränkt eingeräumt.

Diser Reichtum und dise Freiheit führten denn auch zu einem Leben der buntesten Weise. Ich trieb mich im Schlosse, im Garten, im Städtlein herum, oder machte Gänge nach meinen Lieblingspläzen auf der Höhe oder an der Wutach, und immer umgab mich in der schönen, lieben Wirklichkeit eine Welt von Träumen. Ob ich planlos dahin schlenderte, oder Etwas las, oder zeichnete — die Seele befand sich unermüdlich in beobachtender, empfangender, erzeugender Thätigkeit.

War ich daheim, in meinem traulichen Gemache oder im stattlichen Altanensale, so beschäftigte mich meistens die münster'sche „Cosmographey". Halbe Tage wurden oft über disem Buche zugebracht. Die „Conterfeite" der alten Städte und Burgen gaben meiner Phantasie die angenehmste Narung und mit dem ganzen Eifer jugendlicher Teilnahme las ich die „Beschreibung deutscher Nation".

Die Bildnisse aber der deutschen Kaiser und Könige mit den beigefügten Wappen und Monogrammen zeichnete ich widerholt getreulich nach, und so wurde schon frühe ein Anfang in der Heraldik und Diplomatik gemacht.

Besonders glüklich fühlte sich der wissenslüsterne Knabe, wenn er Heimatliches in dem Buche fand. Es wurde dasselbe Alles sorgfältig angemerkt und abgeschriben, wie zumal folgende Stellen:

„Das Kletgöw, zu latin pagus Latobricus, stoßt zum teil an das Hegöw vnd zum andern teil an den Rhein gegen das Thurgöw. Darin ist die graveschaft Tüngen vnd Palm gewesen, ein alt geschlecht gar edler graven, aber sie seind vor langem abgestorben. Dise Landgraveschaft gehört der zeit denen graven von Sulz zu. Es hat auch der bischof von Costenz etwas darin. Sie ist zweyer meilen weit vnd breit. Es fleußt kein wasser darein noch daraus [44]), ausgenommen (der Rhein und) die Wutach."

---

[44]) D. h. die Küssach, der Kotbach, der Land- und Schwar-

„Im Wutacher tal ligt ein stättlein Tüngen geheißen, das ist der graven von Sulz [45]), wie das hochschloß Küssenberg; aber das tal selber gehört den graven von Lupfen. Palm ist ein alt schloß gewesen vnder Schafhausen am Rhein, auf einem bühel (vom closter Rheinow über) gelegen. Es ward (1449) etlich räuberei halb in grund gebrennt von den Schafhausern."

„Anno 1499 im Schwabenkrieg, nach der schlacht im Schwaterloch vnd bey Frastenz, zogen die Eidgnossen für Tüngen, verbrannten schloß vnd stättlin, fiengen auch etliche darin, gewunnen darnach Küssenberg vnd verbrannten Stülingen vnd Blumberg."

Von diser Art und Weise, meine Ferienzeiten zu verbringen, führte mich aber bald Etwas auf einen Abweg, welcher mir leicht verderblich werden konnte. Ich geriet hinter die sogenannten Rittergeschichten, deren die Büchersammlung des Oheims eine ziemliche Anzal enthielt; denn jene Romane und Schauspile waren in dem Bildungskreise, welchem er als Jüngling angehörte, die meiste Lectüre gewesen.

Hatten nun in den 70 und 80er Jahren die zärtlichen Schäfer, deren man satt geworden, den eisernen Rittern weichen müssen, so wendete sich später, nach den Sigen der Befreiungskriege, die vaterländische Jugend und wer ihr näher stund mit desto größerer Vorliebe disen kräftigen Gestalten

---

zenbach mit ihren Nebenbächen, welche neben den Grenzflüssen Rhein und Wutach, den Gau bewässern, entspringen und münden sich allesammt innerhalb desselben.

[45]) Tiengen war ursprünglich ein Besitztum der Grafen von Stülingen-Küssachberg, gelangte von ihnen um 1240 käuflich an das Hochstift Konstanz, und wurde durch dises an die benachbarten Freiherren von Krenkingen verliehen, welche das Städtlein 1413 demselben wider auffendeten, worauf es ein wechselndes Pfandstük bildete bis 1482 die Grafen von Sulz dise Pfandschaft erhielten, deren Erbe 1695 der Fürst von Schwarzenberg war.

zu, je mehr es dem neu erwachten Nationalgefühle schmeicheln mußte, deutsche Ehre und Tapferkeit auch in früheren Jahrhunderten schon geprisen zu sehen.

Es dürfte heutzutage kaum noch als glaublich erscheinen, wie damals namentlich die studierende Jugend von den Ritterbüchern erfüllt und hingerissen war [46]. Sie las dieselben nicht allein mit schwärmerischer Leidenschaft, sondern ahmte ihre Helden auch ebenso leidenschaftlich nach — oft in der verwegensten, gefährlichsten Weise. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ein junger Don Quixote meines Umganges mit Hilfe seines folgsamen Sancho in allem Ernste ein adeliges Mädchen, welches er zu seiner Dame erkoren, von der offenen Straße hinwegnahm!

Was mich betraf, so war ich disem Wesen eben auch mit Leib und Seele verfallen. Meine Ferienzeit wurde damals beinahe völlig mit Lesung der Rittergeschichten verbracht; ich nahm sie mit zu Bette und stund mit ihnen auf. Besonders fesselte mich „Heinrich der Löwe" mit seinem treuen Kurt, als ich dises Buch, unter den lebhaftesten Bildern der Phantasie, auf meinem altertümlichen Schlosse las.

---

[46]) Unsere Literatur-Historiker behandeln die Erscheinung der Rittergeschichten mit geringschäziger Kürze, weil dieselbe keine Namen von Bedeutung aufzuweisen hat. Nachdem Göthe durch seinen „Göz von Berlichingen" (1773) die vaterländischen Romanschreiber auf das Ritterleben des Mittelalters zurükgeführt, schossen Erzeugnisse diser Gattung wie die Pilze an das Tageslicht. Aber freilich konnten ein Spieß, ein Cramer und Schlenkert, selbst ein Babo oder von Törring, dem neuen Literaturzweige keinen schriftstellerischen oder künstlerischen Wert verschaffen.

Betrachtet man dagegen die Rittergeschichten rükſichtlich ihrer Wirkungen auf die zalreichen Kreise ihrer Leser, so dürfte ihnen wol eine mehrere Beachtung in der Literargeschichte gebüren. Sie haben sich auch länger (von den 70er des vorigen bis in die 20er Jahre des gegenwärtigen Säculums) als die meisten ähnlichen Erscheinungen wirksam erhalten.

Daheim aber, im Banne der Schulzeit, ward jede freie oder gestolene Stunde bei Gleichgesinnten mit Verfertigen von Rüstungen verbracht und mit Aufführen von Ritterstüken, wozu einer oder der andere von uns selber den Text gedichtet. So führten wir einmal den „Kuno von Kiburg", in entsprechender Umarbeitung, vor einer ziemlichen Zuschauerwelt mit vilem Glüke auf — bis zu dem schauerlichen Ende, wo sämmtliche Helden des Stükes in ihrem Blute schwimmend die Bühne bedekten.

Den höchsten Grad aber erreichte dise Schwärmerei bei mir, als ich einst während der Herbstferien in aller Wirklichkeit zum Ritter geschlagen ward.

In der kleinen Beamtenwelt zu Tiengen und in einigen ihr verwandten Bürgerfamilien hatte nämlich die Liebhaberei für jene Bücher auch bei älteren Leuten noch fortgedauert, wie man sich in munterer Gesellschaft denn auch öfters des Sprachgebrauches derselben zu bedienen pflegte. Da ich nun das allgemeine Wolwollen dises — meinem ritterlichen Treiben so günstigen Kreises besaß, geschah' es wie von selber, daß man sich eines Tages unter dem Vorsitze des Oheims zusammenthat, um dem kleinen Schloßjunker feierlich den Ritterschlag zu erteilen.

Man machte nach Tische einen Ausflug in das liebliche Tal der Schlücht, welches damals noch mit den mahlerischen Turmtrümmern der alten Gutenburg geschmükt war. Man bestieg den buschigten Burghügel und wählte eine bequeme Stelle zwischen den Mauern und Gebüschen für die Handlung des Ritterschlages.

Ich erhielt denselben, im Kreise der Herren und Damen knieend, mit einem ächten Ritterschwerte, welches aus der Schweiz herbei gebracht worden. Ein herrlicher Nachmittag begünstigte die Feier, und ein munterer Inbiß im Wirtshause des benachbarten Dorfes beendigte sie.

Hatte nun dises Jugendfieber mich eine Zeitlang völlig er-

griffen, so gereichte es mir eher zu sittlichem Nuzen als Nachteile; freilich, ohne daß ich berechnen könnte, was durch eine gewissenhaftere Verwendung der damit verbrachten Zeit an wertvolleren Kenntnissen zu gewinnen gewesen [47].

Bald indessen gehörte ich wider jener ersprießlicheren Richtung an, welche in der münster'schen Weltbeschreibung ihre erste Narung gefunden. Ich nahm das liebgewonnene Buch neuerdings zur Hand, gesellte ihm andere Chroniken bei und schrieb aus ihnen Alles fleißig zusammen, was meine heimatlichen Geschichten und Altertümer betraf.

Und jezt endlich sollte mir auch, wie zur Belohnung des getreuen Ausharrens, jener Wunsch meiner ersten Knabenzeit in Erfüllung gehen. Mein Oheim hatte nämlich bei der Aufhebung des tiengen'schen Bezirksamtes die Schlüssel des Schloßarchives in Verwahr erhalten und nahm mich einmal, bei schiklicher Gelegenheit, mit sich in das Heiligtum.

Es fanden sich hinter der vergrasten Thüre zwei Gemächer, jenes dunkle, dessen Moderduft mir durch das oft erstigene Gitterfenster entgegengewehet, und ein heiteres, festgewölbtes, auf der Sonnenseite gegen das Städtlein zu, worin die Urkunden aufbewahrt lagen.

Wie lüstern betrachtete ich die staubigen Pergamentbünde mit den herabhängenden Sigeln, und wie begierlich

---

[47]) Wenn auch die Ritterromane durch den leidenschaftlichen Anteil, womit sich die Jugend denselben überließ, den häuslichen und Schulunterricht vilfach beeinträchtigen und bei den Jungen die Phantasie auf eine mißliche Weise erregten; so wirkten doch die Nachahmungen des Werther gefährlicher, als die des Götz.

Denn unstreitig hatten die Rittergeschichten rükfichtlich ihres Einflusses auf die Jugend auch eine gute Seite, indem sie die Keime des männlichen Ehrgefühles, ritterlichen Edelmutes und Bidersinnes förderten und die jugendlichen Gemüter zur Verachtung aller Schwäche, Feigheit und Feilheit führten. Und villeicht war der Erfolg hievon ein Etwas, was wir bei der jezigen Jugend mit Bedauern meist vergeblich suchen.

zukte mir die Hand darnach! Aber ich durfte Nichts eröffnen, Nichts mitnehmen, und schied schmerzlich aufgeregt von den — mir so strenge verbotenen Schäzen.

Verbotenen! Warum sollten sie mir verboten sein? Mein Herz hieng an ihnen bevor ich sie näher hatte betrachten dürfen, und jezt wollte ich sie nicht gesehen haben, um ihnen zu entsagen. Die angesponnene Liebe wuchs durch ihre Hindernisse und bald erfand die jugendliche Schlauheit ein Mittel der Befridigung.

Als der Oheim eines Morgens in Dienstgeschäften nach einem benachbarten Orte fuhr, schlich ich verstohlen in sein Arbeitszimmer, nahm die wolbeachteten Archivschlüssel aus ihrem Verstecke, begab mich damit, vorsichtig lauernd, in den Schloßhof, und als der Augenblik günstig war, öffnete ich hastig das Archiv, schlüpfte hinein und schloß die Thüre sorgfältig wider hinter mir zu.

Da weilte ich nun — ungestört und ungehemmt, in dem Heiligtume meines Verlangens! Das Herz pochte mir hörbar und ein Schauer durchzitterte meine Glider. Ich trat in das zweite Gemach, öffnete eine Lade, nahm einen Bund von Urkunden heraus auf den Tisch, legte ihn auseinander und fand zu meinem Entzüken gerade sehr alte Pergamente mit den schönsten Sigeln.

Ich öffnete noch mehrere Bünde, durchmusterte den Inhalt mit hastiger Neugier und kehrte dann wider zum ersteren zurük. Eine sehr große Urkunde mit fünf Sigeln fesselte mich besonders. Sie war deutsch, von schöner, deutlicher Schrift; ich suchte die Jahreszal und fand: anno Domini M^{o}CC^{o}LI^{o}; ich las mich ein Stük weit hinein und entdekte die bekannten Namen von Lupfen, von Küssaberg, welche meine Neugier auf's höchste steigerten [48]).

---

[48]) Dise Urkunde, welche ich nun als ihr amtlicher Verwahrer ruhig vor mir ligen habe, ist der Vertragsbrief zwischen dem Bi-

Ich war nahe daran, einen Diebstal zu begehen; aber das dunkle Gefühl, daß mir dise Schäze dereinst noch ungehindert zu Gebote stehen würden, ließ mich den Bund ruhiger wider zusammenthun und an seine Stelle legen.

Schwerer indessen wurde mir der Kampf, als ich aus der lezten Lade einen blauen, silberbeschlagenen Sammetband mit einer Anzal auf Pergament gemahlter Stammbäume des Hauses von Sulz hervorzog. Welche Augen- und Seelenlust waren dise schönen Wappen von zwei, von drei und vier Jahrhunderten her!

Ich hatte mich des Zaubers endlich gewaltsam entschlagen und war an das Gitterfenster getreten, um zu sehen, ob unbeschrieen wider davon zu kommen sei. Es gelang mir glüklich; aber nachdem ich die Schlüssel an ihren Ort gebracht und mich hierauf in eine Laubhütte des Schloßgartens gesezt, empfand ich eine seltsame Ermüdung an Leib und Seele, und das aufgeregte Herz konnte sich einer drükenden Beengung nicht erwehren.

Das Sündengefühl des verstohlenen Schrittes indessen, welcher für mein Inneres von der bedeutsamsten Wirkung war, verwischte ich durch später gelegentlich wider erhaltenen Eintritt in's Archiv, wobei mir erlaubt war, jene — wie zufällig eben erst entdekten Stammtafeln für einige Zeit mit auf mein Zimmer zu nehmen.

---

schofe von Konstanz und dem Herrn von Lupfen über das küssabergische Erbe. Sie galt längere Zeit für eine der ersten deutschen Urkunden und wurde widerholt abgedrukt (wie bei Zapf, monum. anecd. I, 482, und bei Gerbert, S. N. III, 152) selbst für Lehrbücher der Diplomatik (wie in Schönemanns Codex zum Behufe seiner Vorlesungen II, 12). Obwol nun seit dem zapfischen Abdruk derselben schon sehr vile alten Urkunden in unserer Muttersprache mitgeteilt worden, so dürften davon wol keine älter sein, und die ältesten bisher bekannten blieben dann immer noch die fünf oder sechs von 1237 bis 1251.

So hatte denn ein liebster Wunsch des Knaben und angehenden Jünglings eine reichliche Erfüllung gefunden, und vergnügt über meine — auf so sonderlichem Wege gewonnenen Kenntnisse in der Diplomatik, kehrte ich nach Freiburg zurük, wo mir nach einiger Zeit der Uebergang an die Hochschule bevorstund.

Die Schulstudien wurden mit dem nötigen Fleiße betriben, und die Aufmunterung durch einen Freund von trefflichen Geistes- und Charactersgaben wirkte dabei auf's wolthätigste ein. Aber ebenderselbe machte mich mit Kolbs badischem Lexicon, wie später mit Müllers Schweizergeschichte bekannt, was bald wider zu einer mißlichen Zerstükelung meiner Zeit und Thätigkeit führte.

Endlich jedoch gewann die klassische Welt bei mir den Vorrang über das Mittelalter, wozu vielleicht die „Briefe eines jungen Gelehrten" wesentlich beitrugen. Ich übersezte mit Liebe den Salust, schrieb zur Uebung in griechischer Schrift einige Stüke aus dem Homer mit kaligraphischer Sorgfalt ab und versuchte mich am Horaz, von dessen Oden die ältesten Ausgaben mit Randglossen, wie die neuesten Erklärungen, eifrig zusammengebracht wurden, um mir zu Uebertragungen zu verhelfen, welche die vossischen an Wörtlichkeit noch übertreffen sollten. Wie vil auch Spilerei in disen Arbeiten war, so haben sie mich im Lateinischen und Deutschen doch sehr erfreulich gefördert.

Die Universitätsbibliothek aber, wo ich die ganze horazische Literatur durchgestöbert, bot mir auch die verführerische Gelegenheit, mit alten Chroniken, mit Gerberts schwarzwäldischer Geschichte und Herrgotts diplomatischem Prachtwerke vertrautere Bekanntschaft zu machen. Es führte dises zu vilen Auszügen, welche ich in den Ferien mit nach Tiengen nahm, um sie daselbst in ungestörter Muße zu verarbeiten.

Weil nun der Oheim und einige andere Herren sich über vaterländisch geschichtliche Dinge gerne mit mir unterhielten,

so wirkte dises auf meinen Eifer dafür höchst ermunternd zurük und der Jüngling wurde wider ganz in die Richtung gezogen, welche sich am Gitterfenster des Tiengener Schloßarchives zuerst geoffenbart.

Ich hatte inzwischen, unter der Aufsicht des Stadtschreibers, eines nahen Verwandten, auch die tiengen'sche Stadtlade durchgemustert und mir Auszüge aus den vorgefundenen alten Urkunden gemacht. Dise Blätter wurden sofort mit meinen Freiburger Excerpten zusammengebunden und bildeten einen ziemlichen Quartanten, welcher immer neue Nachträge erhielt. Denn mit der Lectüre wechselten antiquarische Ausflüge in die Nachbarschaft, deren Ergebnisse die begonnene Sammlung erfreulich vermehrten.

Es wurden die Trümmer der herrlichen Küssaburg, der Gutenburg, der Burgstalle von Krenkingen, von Wasserstelz und anderer ehemaligen Schlösser, widerholt besucht und ihre Grundrisse, Ansichten und merkwürdigen Einzelheiten zu Papiere gebracht, wie überhaupt allenthalben in der geliebten Heimat die Spuren des Altertums mit entschidener Neigung verfolgt und festgehalten.

Die steinernen Wappen über den Schloßthoren zu Tiengen und Küssachberg, die in Glas gemahlten an den Fenstern des tiengen'schen Rathauses und der alten Landgerichtsstube zu Lauchringen, zusammen gehalten mit den sulzischen Ahnenproben des blauen Sammetbandes und den Sigeln einiger erbeuteten Urkunden, führten als unterrichtende Vergleichung zu einem practischen Anfange im Studium der Heraldik. Und auf disem Wege gelangte ich zu einer Reihe archivalischer Vorkenntnisse, ohne von den vilen Anleitungen zur Archivskunde noch eine gesehen zu haben.

Von meinen antiquarischen Ausflügen aber wurde derjenige wichtig für meine Zukunft, welchen ich im Jahre 1822 in die benachbarte Schweiz gemacht. Durch Müllers begeisterndes Werk und die Chroniken von Tschudi, Stumpf

und Stettler, deren reiches Detail mir so Viles über die eigene Heimat an die Hand gegeben, war ich mit der eidgenössischen Geschichte, namentlich mit jener des Ar- und Thurgaues, ziemlich vertraut geworden, und Hirzels historischer Roman „Gertrud von Wart" hatte mich höchst begierig nach den Gegenden gemacht, wo das Blut des schauderhaften Kaisermordes und seiner schreklichen Rache geflossen. Ich wanderte über Zurzach nach Bruck und besuchte von dort aus Königsfelden, die Habsburg und den Stein zu Baden.

Nach meiner Rükkehr schrieb ich dise kleine Reise nider und versah die Arbeit mit Nachbildungen der gefundenen Altertümer, worunter einige Römersteine bei Zurzach das älteste waren. Vom ganzen wurde eine Reinschrift mit saubern Federzeichnungen gemacht, das niedliche Heft sodann in Pappdekel anständig gebunden und der Büchersammlung des Oheimes einverleibt.

Als nun im Jahre 1823 Leichtlin nach Tiengen kam, um das dortige Schloßarchiv nach Freiburg zu verbringen, und ihm der Oheim seine kleine Bibliothek zur Verfügung stellte, bekam der freundliche, nach Allem, was seines Faches war, immer begierig forschende Mann auch meine Arbeit zur Hand, und wie ihm darin die Stelle in's Auge fiel, wo ich wegen der Zurzacher Steine eine seiner Schriften berichtigend angezogen, fragte er lächelnd nach dem sichtbar noch sehr jugendlichen Verfasser. Ich wurde ihm hierauf vorgestellt und war von disem Augenblike an sein Liebling.

Die nächste Folge der bedeutsamen Bekanntschaft äußerte sich zu Freiburg sehr sichtbar auf meinem Studiertische. Horaz und die philosophischen Compendien lagen schwer überdekt von mehreren Aktenbünden, welche mir Leichtlin zur Benüzung für meine heimatlichen Geschichtsarbeiten anvertraut hatte. Es waren vornehmlich die Sammlungen des ehemaligen Regierungsdirectors von Koller zu Tiengen, deren Inhalt ich mit wahrem Heißhunger verschlang.

Unter mißtrauischem Kopfschütteln bemerkte mein **Freund** dise Veränderung. Er ließ es eine Zeitlang an halb scherzhaften halb ernsten Anspilungen darüber nicht fehlen; aber gleichwol geriet ich immer tiefer in den „Wust des alten Zeuges" hinein und wurde täglich scheuer gegen die Stimme der Freundschaft. Da kam mir eines Morgens überraschend folgende **Ode** zu:

Wie vil Jahre dahin flohen von Cäsars Tod,
  Bis der Grafen von Sulz Geschlecht
Aufkam in dem Bereich' deiner Kleggovia,
  Davon reden gewaltige
Haufen alter Geschrift, deines Studiergemachs
  Musenlose Besitzer, uns.
Wen die Musen gepflegt, alle die himmlischen,
  Wer in griechischer Luft erwuchs,
Von des Vater Homers freundlicher Hand geführt,
  O der liebet die menschlichern
Mit der ersteren Kunst; den auch beglüket es,
  Was das regsame Herz bewegt,
Was für Freuden ihm schuf lachende Jugendzeit,
  Andern treu zu vertrau'n. Und du,
Du, mein Josef, verbirgst Alles in tiefer Brust.
  Schreibt die bildende Künstlerhand
Nicht unwillig den Wust alter Historien
  Aus barbarischer Ahnen Zeit?
Schau, die Stunde, die flieht, wie sie herangenaht,
  Fordert auf zum Genuß; denn bald
Ist die Jugend dahin, und du bereu'st zu spät,
  Grau geworden, des Traum's Verlust.

Die Wirkung dises treugemeinten Zurufes war meine Umkehr in den Schoß der **Freundschaft**. Immer inniger schloß das neu erwachte Herz sich einem Vertrauten an, mit welchem ich so gerne wider die Gärten der **klassischen Muse** durchwanderte und so begierig, so begeisterungsvoll von ihren edlen Früchten genoß.

Leider aber schied er zu bald von meiner Seite, um auf einer mitteldeutschen Hochschule seine Studien zu vollenden.

Dise Trennung hatte bei mir ein wachsendes Annähern an Leichtlin zur Folge, welcher es merklich gerne sah, wenn ich auf der Kanzlei des Freiburger Provinzial-Archives meine vaterländisch geschichtlichen Sammlungen fortsezte, und unter dessen Ueberwachung auch meine erste im Druk' erschinene Arbeit damals zu Stande kam [49]).

Dreißig Jahre sind nun seither verflossen, für mich eine Zeit voll äußerer Bedrängnisse und innerer Kämpfe. Indessen, mein frühester Seelenwunsch — er gieng in Erfüllung [50]), und in disem Sinne dürfte sich, wenn irgend bei einem Menschen, bei mir auf's Schönste jenes göthische Wort bewähren: „Was die Jugend wünscht, hat das Alter zur Genüge."

Den Leser aber möge es nicht verdrießen, daß ich ihm in diser Schilderung ein Stück aus meinem Leben vorgeführt. Es dienet wol sehr zum besseren Verständnisse eines Buches, wenn ihm der Verfasser solche Schlüssel mitgibt.

Man kennet Altertumsfreunde, welche ohne tiefere Beziehung zu den Gegenständen ihrer Liebhaberei, nur Vergnügen daran suchen. Ein solcher bin ich nicht geworden. Jener Keim, welcher so früh belebt in dem Knaben lag, barg

---

[49]) „Kurzgefaßte Geschichte der Stadt Thiengen im Klettgau. Freiburg im Breisg. 1824." Diser Erstlingsversuch fand eine ermunternde Aufnahme. Vergl. Mone, bad. Arch. I, 347 und das Freiburger Unterhaltungsbl. von 1826, Nr. 54.

[50]) Ich size jezt in einer archivalischen Fülle, welche ich mir niemals hatte träumen lassen; denn das badische Landesarchiv ist (verhältnißmäßig) eines der reichsten in ganz Deutschland. Eine auch sonst von Vilen beneidete Stellung, ich weiß es wol! Aber die Leute sehen nur die Lichtseite — von dem drükenden Gefühle vilfach mangelhafter Kenntnisse und Mittel; von dem beunruhigenden Drange, sie zu erwerben, zu ergänzen; von der ermüdenden Anstrengung in's Kleinste dringender Forschungen, unzäliger Auszüge aus massenhaften Akten, Urkunden und Büchern, wie von dem quälenden Mißmute über die unzureichende Zeit — davon haben sie keinen Begriff.

Edleres, als die kindische Lust an alten Pergamenten, und ist zu einem reichen Baume des Lebens für mich aufgewachsen. Denn ahnete der Jüngling schon das Geheimniß, zwischen den Zeilen der bestaubten Schriften die Geschike hingeschidener Geschlechter zu lesen, so siehet der gereifte Mann durch dise Gabe sein Dasein unendlich bereichert und gleichsam zurükverlängert auf Jahrhunderte der Vergangenheit.

Die Beschäftigung mit der Geschichte eines Landes und Volkes kettet das Herz an dieselben. Es erwacht eine Teilnahme an ihren Leiden und Freuden, ein Mitgefühl, dessen innige Wahrheit derjenige nicht begreift, welcher nur an seiner Gegenwart haftet.

Gegenwart — warum muß das breit getretene Wort die Seele so oft aus ihrem lieben Geträume rütteln? Ein furchtbarer Gedanke wälzt sich einher, wenn ich von der Zinne des Tages hineinblike in dise Gegenwart, in das herrschende deutsche, europäische Leben, in die Sünden der Zeit, in den Kampf der alten Kultur gegen halbwilde Kräfte und Massen! Und gewisse Stellen römischer Schriftsteller aus den Jahren des Verfalles und nahenden Untergang's ihrer Welt — wie drängen sie sich erschütternd meiner Erinnerung auf!

In solchen Zeiten — an was, an welchen rettenden Anker soll man sich anklammern mit der verscheuchten, im großen Leben der Gegenwart heimatlos gewordenen Seele? Ich schildere das Gefühl diser Heimatlosigkeit nicht, wie es mich zuweilen ergreift. Das bedrängte Innere ringet mühesam nach einer ermutigenden Hoffnung; aber während es dieselbe vergeblich in der Ferne sucht, duftet ihm eine heilende Blume zunächst — jene erste Liebe, welche das Herz bis zur Stunde in ungeminderter Jugend an die kleine Heimat unseres schönen Landes und seine reiche Geschichte fesselt.

Nachdem die nächste Umgegend meines Geburtsortes, zum Behufe einer kleinen Abhandlung für die Zeitschrift des badischen Altertumsvereins [51]), antiquarisch von mir untersucht worden, nahm ich wider Abschid von dem lieben Orte und trat den Rükweg über die vier Waldstädte an. Es war am Geburtsfeste des Höchstseligen Großherzoges Leopold; ein heiterer Himmel glänzte über der üppig grünenden Landschaft, und erhebend tönte mir das Feiergeläute des Städtleins noch auf ein gutes Stük Weges nach.

Zu Waldshut fand ich Alles in festlichem Schmuke, Alles froh und rührig. Selbst das Männlein [52]) am unteren Thore schien in seiner hellblauen Wäldertracht zwischen den rot=gelben Fahnen hindurch freundlicher auf das muntere Spil herabzubliken. Die Hauptstraße der Stadt aber, mit ihren noch vilfach altertümlichen Häusern und weit hervorragenden, schwerfälligen Estrichdächern, nahm sich in dem modernen Schmuke des Tages höchst eigentümlich aus.

Waldshut bildete von jeher einen auffallenden Gegensaz zu seiner Nachbarin an der Wutach. Das freundliche Tiengen, über welches ein wahrhaft poetischer Hauch der Landschaft ausgegossen scheint, verkündete in disem Gewande immer den leichten, lebenslustigen, von Kunstgefühl und Geschmak durchwehten Geist seiner Bewoner [53]), während die jeweils

---

[51]) „Keltisch=Römisches bei Tiengen im Kletgau" I. 227.

[52]) Das Bild eines Wälders mit dem Wanderstabe in der Rechten und dem breitkrämpigen Hut an einer Schnur über dem Rüken — das war das alte Wappen von Waldshut; später verliehen die Herzoge von Oesterreich der Stadt den habsburgischen Löwen.

[53]) Dises ist die Lichtseite; in Beziehung auf die andere sagte mir ein alter Tiengener: „Früher, unter Schwarzenberg, litten wir an dem Druke und den Hemmungen einer kleinen und kleinlichen Regierung; seit 1812 aber brachten die badischen Dintenschleker mit ihrer freigeisterischen Halbbildung die Seuche der Leichtfertigkeit in die Grundsäze und Sitten der Bevölkerung."

bedeutendere Waldstadt in ihren stattlich-ernsten Mauern eine mehr nüchterne und ruhig gestimmte Bürgerschaft beherbergte. Dise Verschidenheit offenbarte sich namentlich auch im Ausdruke der beiderseitigen Sprechweise; die tiengen'sche war lebhafter und tonreicher, als die vilfach eintönische und langsame Waldshuter Zunge.

Tiengen hatte einen entschiden schwäbischen, herrentümlichen, Waldshut einen schweizerischen, mehr volksmäßigen Character. Natürlich, denn jenes war der Hauptort des gräflich sulzischen, später fürstlich schwarzenbergischen Kletgaues und der Siz seiner Regierung, dises dagegen die Hauptstadt der hauensteinischen Einung.

Daher hat Waldshut auch eine vil reichere Geschichte, als Tiengen, welches doch weit älter ist. Es erscheint als Münz- und Gaugerichtsstätte schon seit dem 9ten Jahrhunderte, während die „Hozenstadt" erst durch Rudolf von Habsburg gegründet worden — zum Schuze des Waldes, wie ihr Namen und ihr Sigel bekunden. Aber dort war mehr Herren- und Diener-, hier mehr Bürger- und Bauernleben. Darnach gestaltete sich die Entwikelung beider Nachbarorte, und es schien einstmals nahe daran, daß die Herren von Tiengen, jene hochadeligen Krenkinger, zu Waldshut ein schüzendes Bürgerrecht gesucht!

Seit damals aber hat sich zu Tiengen im Aeußeren und Inneren sehr Viles verändert. Im Jahre 1815 zälte die Gemeinde 873, hernach 1835 schon 930, und anfangs 1855 bereits über 1600 Seelen. Die mittelalterlichen Thore sind entfernt, im Innern der Stadt manche alten Häuser durch neue ersezt und ausserhalb mehrere bedeutende Gebäulichkeiten errichtet worden. Die Landwirtschaft hat gewonnen und die Industrie, welche früher gleich Null gewesen, zält gegenwärtig in der nächsten Umgebung des Ortes eine Fabrik für Stroh- und Hargeflechte mit etwa 300, eine solche für Wagen und Maschinen mit 200, eine Spinner- und Weberei mit 200 und eine gleiche mit 300 Arbeitern.

Aus disen Umständen erklärt man sich unschwer die althergebrachte Eifersucht und Abneigung, welche zwischen den zwei Städten ehedem so sichtbar geherrscht. Die neuen ausgleichenden Zeitverhältnisse haben die Quelle derselben, den characteristischen Unterschied beider Bevölkerungen, schon ziemlich verwischt; aber es dürfte von der alten Eifersüchtelei und Näkerei wol noch lange Etwas überig bleiben.

Denn das Schlimme ist meistens zäher als das Gute, was man eben auch im Leben und Treiben unserer Landstädte wahrnimmt. Niemand wird sagen, daß dieselben durch die Veränderungen, welche sie an inneren und äußeren Verhältnissen seit einem Geschlechtsalter erfuhren, ihr kleinliches Wesen mit all' den Klatschereien und Ränken der Mißgunst, des Aergers und Neides abgelegt haben.

Verlor sich aber vom Schlimmen wenig oder nichts, so wurde dagegen gar Manches, was einem den Aufenthalt in kleinen Städten angenehm und wert gemacht, von den Windzügen der Neuzeit fast völlig verweht.

Wo ist das geheime Band, welches die Stadtbevölkerung in Freuden und Leiden wie eine Familie umschloß? Wo die gegenseitige Teilnahme mit Rat und That, sobald es eine ernstliche Hilfe galt? Wo namentlich der naive Geist gemeinsamer Freuden und Vergnügungen, welcher oft mit bewundernswertem Geschike die treffendsten Gelegenheiten und Darstellungen zu schaffen verstund?

Dise Dinge sind mit der ursprünglichen Eigentümlichkeit des alten landstädtischen Characters größtenteils verschwunden. Die genügsame Naivetät des kleinen Stadtlebens hat einer lächerlichen Nachäfferei des Großstädtischen weichen müssen. Moderne Einbildung und Vornehmthuerei lassen jene originellen Individualitäten mit ihrem belebenden Humore, woran die Landstädte ehedem so reich waren, nicht mehr gewähren, und erzeugen dadurch das nüchterne, langweilige Wesen, welches jeden Gemütlichen von dannen treibt.

Hoffen wir indessen, daß dises nur die Folge einer Uebergangsperiode sei, daß nach deren Ablaufe, wenn die Gemüter sich mit den neuen Gestaltungen der Gesellschaft versönt fühlen, in unsere Bevölkerungen überhaupt wider ein besserer, geselligerer, vertrauensvollerer Geist zurückkehren werde. Freilich aber müßte zuvor auch die strenge Ueberwachung unseres Gesellschaftslebens, welche durch das Jahr 1849 notwendig geworden, einer freieren Bewegung des öffentlichen Zusammenseins mit seinen Freuden und Vergnügungen wider den naturgemäßen Raum gestattet haben.

Was würde aus einem Volke werden, welchem man seine Erholungen für immer verkümmerte und nur seine „Tagesmühen und heißen Wochen" ließe! So fleißige, strebsame und ausdauernde Bürgers- und Bauersleute, wie die unserigen sind, dürften dise Rüksicht wol verdienen.

Nachträge.

Bei einem Werke, welches so zahlreiche Einzelheiten der verschidensten Art enthält, wie das gegenwärtige, schleichen sich, auch bei der größten Sorgfalt, immer etliche Irrtümer und Mängel ein. So habe ich in diesem und schon im ersten Teile der „Fahrten und Wanderungen" mehreres Unrichtige oder Mangelhafte entdekt, wovon das Bedeutendere hier berichtigt und nachgetragen werden soll.

Seite 170 des ersten Bandes ist die Gemahlin des Marschalls Rapp irrtümlich dem katholischen Teile des rotbergischen Hauses zugeschriben, da sie der evangelischen Rheinweiler Linie angehört, welche in dem Freiherrn Franz Daniel ihren nächsten Stammvater verehrt.

Seite 188 wurde irrig angegeben, daß die trefflich in Holz geschnizten Statuetten des Rathaussales zu Ueberlingen die Reihe der deutschen Kaiser und Könige darstellen; denn dieselben führen uns die Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter, Städte und Bauerschaften des Reiches in entsprechenden Figuren mit den herkömmlichen Wappen vor. Das nähere über dises köstliche Denkmahl altdeutscher Bilderkunst finden wir in einem dankenswerten Auffaze (der badischen Landeszeitung von 1854, Nummer 180) von Dr. K. L. Müller zu Freiburg.

Seite 251 ist die Anführung der Abhandlung von Dr. C. Höfler „über den Verfall des deutschen Handels im 16ten und folgenden Jahrhundert (München, 1842)" unter-

blieben, was ich mit Beschämung bemerkte, weil das dort Gesagte großenteils die Frucht des Lesens der kleinen, aber trefflichen Arbeit war, und mich dise Unterlassungssünde eines Plagiats verdächtigen konnte.

Seite 264 ist vergessen gebliben, daß 1609 nur die randeckische Linie der Herren von Schellenberg ausgestorben, während die hüfingische bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fortgedauert — freilich unter Verhältnissen und Scandalen, welche zur Ehre des schellenbergischen Namens durch ein früheres Erlöschen diser verschuldeten Familie füglich hätten unterbleiben mögen.

Seite 292 wurde bei Angabe der kletgauischen Städte das alte, so mahlerisch mit seiner schönen Brüke am Rhein' gelegene Eglisau übersehen, welches mit einigen benachbarten Orten zum Kantonsgebiete von Zürich gehört. Es ist ein uraltes Städtlein des Kletgaues, während Tiengen erst 1488 als sulzischer Wonsiz zu diser Landschaft kam.

Seite 79 des zweiten Bandes wird in der Anmerkung der am Bodensee gebräuchliche Ausdruk Schäpflein als eine Schenke bedeutend erklärt, wobei zu bemerken vergessen wurde, daß er eigentlich eine Uferstelle bezeichne, welche man zum Legen oder Auswerfen der Fischergarne eingerichtet. Denn Schapf hieß ein großes Fischnez und Schäpfe die Anstalt oder Handlung des Fischens damit.

Seite 168 ist bei Erwähnung des Verhältnisses zwischen Schwendi und Vogelsberger eine wichtige Quelle nicht benüzt worden. Ich meine die Autobiographie des Pommern Barth. Sastrow (herausgegeben von Mohnike, Greifswalde, 1824), welcher ein Zeitgenosse und persönlicher Bekannter der Beiden war. Derselbe erzält nämlich im 3ten Buche des 2ten Teiles, unter dem Abschnitte VIII der Hauptsache nach Folgendes:

Sebastian Vogelsbergs Hostoria ist von Sleidano unvollkommen und unerfindlich beschriben. Ich bin dabei gestanden, als er

gerichtet worden, hab' den gehaltenen Prozeß mit angesehen und was Vogelsberg geredet, mit sonderlichem Fleiße wörtlich verzeichnet.

Vogelsberg war von Person ein ansehnlicher, starker, schöner Mann; ich wüßt' nicht, ob ein Mahler einen ansehnlicher mahlen könnte. Er hatte ziemlich studiert und war (wie man sagt) in Italien ein Schulmeister gewesen. Als er conditionem scolasticam verlassen, ward er Graf Wilhelms von Fürstenberg, der sich von Kriegspotentaten für einen Obersten gebrauchen ließ, Musterschreiber und Fähndrich, hielt sich auf den Kriegszügen so tapfer, anschlägig und beredt, daß er leicht eine Hauptmannschaft erlangte. Ja, er wurde von hohen Potentaten als Oberster gebraucht und dem Grafen von Fürstenberg weit vorgezogen.

Das verdroß den Grafen tief; denn er meinte, solche Qualitäten sollten nur dem adeligen Stande angeboren sein. Er griff den Vogelsberg mit injuriösen Worten an, welcher sich auch nicht säumte, so daß beide Schmähschriften gegen einander im Druke erscheinen ließen. Graf Wilhelm hatte alle Grafen auf seiner Seite; denn Vogelsberg war nicht allein ein berühmter Kriegsmann, sondern auch der evangelischen Religion zugethan, daher ihm die protestantischen Stände ziemlich wolwollten, die papistischen aber seine geschwornen Erzfeinde bildeten.

Wie Vogelsberg nun sahe, daß die Schmähschriften zu nichts führten, verklagte er den Grafen injuriarum beim kaiserlichen Kammergerichte, wo (ich war damals Dr. Engelhards, seines Procurators, Substitut, daher mir der ganze Prozeß bekannt) ihm Recht gegeben und Graf Wilhelm in eine Strafe von vierhundert Gulden verdammt worden.

Das nahm sich nicht allein dessen Bruder Friderich, sondern der ganze Grafenstand zu Herzen. Und weil nun Vogelsberg das Jahr zuvor ein Regiment Landsknechte nach Frankreich geführt und seither (wie ich selber gesehen) über der Thüre seines ansehnlichen, aus behauenen Steinen neuerbauten Hauses zu Weißenburg das französische Wappen groß und prächtig angebracht, so benuzten seine Feinde, die Papisten und Grafen, welche es, wie den lechzenden Hirsch nach frischem Wasser, nach dem Blute dieses erfahrenen und unerschrokenen Kriegsmannes dürstete, solche causas irritatrices, um bei kaiserlicher Majestät seine Verurteilung zum Tode zu bewirken.

Am 7ten Februar (1548), Morgens nach 8 Uhr, wurde Vogelsberg aus dem Stadtgefängnisse, unter Pfeifen und Trommeln, zum Richtplaze bei der Berlachbrüke geführt. Unterwegs kam er an seinem

Todfeinde, dem Grafen von Fürstenberg vorüber, kehrte sich aber nichts um ihn, sondern wendete sich an den Herrn von Boineburg, mit den Worten: „Herr Konrad, ist mir nicht mehr zu helfen?" Und als dieser antwortete: „Mein Bastian, helfe euch unser Herrgott", sagte er: „Der wird mir auch helfen", und bestieg mit erhobenem Haupt' und freiem Mute das Blutgerüst'.

Hier schaute er mit Fleiß' umher; denn überall lagen die Häuser voll Zuschauer, und da er an den Fenstern des Rathauses vile Fürsten, Grafen und Herren erblikte, redete er dieselben und den ganzen Umstand in männlicher Sprache also an:

„Dieweil ich auf kaiserlichen Befehl heute sterben muß, so hab' ich die Ursach' meines Todes anzeigen wollen. Es ist dis keine andere, als daß ich dem Könige von Frankreich, zu dessen Krönung, vergangenen Sommer zehn Fähnlein Knechte zugeführt. Sonst hab' ich seit zehen Jahren gegen kaiserliche Majestät nie gedient, und mein lebenlang nicht anders als ein ehrlicher Mann gehandelt. Ich bin von Lazarus Schwendi, dem verzweifelten Erzbösewicht' (bei disen Worten zog sich Schwendi, welcher dem Gerüste gegenüber in einem Fenster lag, schnell zurük) auf die Fleischbank geopfert worden."

„Der ist in Weißenburg zu mir gekommen, mit dem Vorgeben, er habe einen spanischen Herrn erschlagen und sei deswegen in Ungnade gefallen; die Spanier lauerten auch auf mich, daher wollten wir, wenn mir's gefiele, nach Frankreich reiten. Darauf habe ich ihm 200 Kronen geliehen, und dafür hat er mich an die Spanier verraten. Und obgleich ich im Gefängnisse zu meiner Notdurft etwas des geliehenen Gelds von ihm begehrt, habe ich doch gar nichts davon erhalten können."

„Vor diesem verzweifelten Erzdieb und Bösewicht — Lazarus von Schwendi heißt er, möge sich ein Jeder hüten. Er hat auch den Kurfürsten von der Pfalz bei kaiserlicher Majestät angegeben, als habe selbiger sich mit dem Könige von Frankreich verbunden. Wer solches glaubt, thut ein gewaltiges Unrecht, und ich will des hochberühmten Herrn seine Unschuld hier mit dem Tode bezeugen."

„Man hat mir einen Prädicanten oder Beichtvater, welcher doch sonst niemand Anderem abgeschlagen wird, nicht gönnen wollen; aber ich werde unschuldig und als frommer Christ sterben, und weiß, daß Jesus Christus mich durch sein Leiden und Sterben vom ewigen Tode erlöset hat."

Nach diesem ist Vogelsberg umhergegangen und hat einen Jeden um Verzeihung gebeten, „wie er denn auch einem Jeglichen gern

vergebe und damit dem Allmächtigen seine Sach' empfehle." Als er sich hierauf nidergelassen, hat ihm der Nachrichter den langen Bart von einander getheilt und auf dem Scheitel zusammengeschürzt, ihn um Verzeihung gebeten, ein Vaterunser und den Glauben zu beten ermahnt, und sein Haupt dermaßen abgeschlagen, daß es vom Gerüste auf die Erde gerollt.

Dise Darstellung würde einen schlimmen Schatten auf den Character des Schwendi werfen, wenn sie nicht offenbar parteiisch wäre. Wir nehmen's dem guten Sastrow gar nicht übel, daß ihm als einem Glaubensgenossen das Schiksal Vogelsbergers in solchem Lichte erschien; und wenn sich die Weißenburger Geschichte wirklich so verhielt, wie der Unglükliche sie auf dem Blutgerüste dargestellt, so dürfte der Verteidiger Schwendi's in disem Puncte einen schweren Stand haben. Bei der Leidenschaftlichkeit der damaligen religiösen und politischen Parteien aber muß man in Benüzung derartiger Quellen sehr vorsichtig sein.

Daß deutsche Kriegsmänner im Auslande gegen ihren Herrn und Kaiser in Dienste traten — diser so häufige Mißbrauch durfte doch nicht mehr länger geduldet werden. Und wenn ein solcher Condottiere gar noch über der Thüre seines aus fremdem Solde erbauten Hauses, wie zum Truz' und Spotte, das Wappen des alten Reichsfeindes anbringen ließ — was konnte das für eine Wirkung haben? Es verriet einen Zug von Uebermut, ein Pochen auf fremde Macht dem Reichshaupte und dessen Anhange gegenüber, welches notwendig seine Strafe finden mußte.

Dagegen war Schwendi dem Kaiser und dessen Hause von Jugend auf entschiden zugethan; er konnte das Benehmen Vogelsbergers nur verdammlich finden und glühte als 26jähriger Jüngling dabei vor Eifer, sich Verdienste zu erwerben. Wie ihm nun der Kaiser, welcher Alles auf ihn hielt, den Befehl erteilte, den übermütigen Emporkömmling zu Weißenburg in seine Hände zu liefern — war es verwerflich,

daß er Folge geleistet? Vergessen wir nicht, wozu in Zeiten heftiger Parteiung der Eifer für Das, was ihm als gute Sache gilt, auch den besten Mann oft verleiten kann.

Schwendi belohnte später die Vorwürfe und Anfeindungen, welche ihn von Seiten der Neugläubigen getroffen, durch sein stilles Wirken für den Bestand ihrer Sache nach den Bestimmungen des Religionsfridens. Jenes herrliche Schreiben an Erzherzog Ferdinand schon allein, in seinem edlen, hohen patriotischen Geiste, läßt uns des Weißenburger Jugendstreiches leicht wider vergessen.

Namen- und Sachenregister.

Bader, Joseph,

Das badische Land und Volk

Bd.: 2

Freiburg im Breisgau 1853 - 56